

Die Hundezucht

im Lichte

der

Darwin'schen Theorie

als erster Theil einer allgemeinen Thier-Zucht nebst einem
Anhange über die Errichtung eines kynologischen Gartens

von

Gustav Lunze.

Sm Berlin, 1877.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Wilhelm-Strasse 32.

Einleitung.

Wenn ich mich entschlossen habe, ein Buch über wissenschaftliche Hundezucht zu schreiben und zu veröffentlichen, so bin ich mir sehr wohl meines Wagnisses und der Schwierigkeiten bewusst gewesen, welche meinem Unternehmen entgegenstehen.

Ich höre und sehe u. A. im Geiste bereits das Heer jener billigen Witze und faden Spötteleien aufmarschiren, mit denen der literarische Mob ja so gern über Alles herfällt, dem sich (und sei es auch nur ganz äusserlich) einige günstige Angriffspunkte und Gelegenheiten zur Bereicherung seines wissenschaftlichen Kladderadatsches abgewinnen lassen.

Und nun gar, wenn es sich um einen behaupteten Zusammenhang zwischen zwei Gebieten handelt, von denen das eine einerseits die kühnsten Regungen des menschlichen Geistes und Wissens widerspiegelt und andernseits für sich allein schon beinahe eine ganze Literatur wissenschaftlicher Kalauer hervorgerufen hat, das andere aber einer wissenschaftlichen Behandlung für überhaupt unfähig angesehen zu werden pflegt. Darwinismus und Hundezucht! Welche Zusammenstellung! Ist je etwas Unerhörteres, zum Spott mehr Herausforderndes gewagt worden? Mir ist (und damit muss ich den Herren leider einen Hauptspass verderben und ihnen ihren billigsten Witz vor der Nase wegnehmen), als

hörte ich das Liedchen von der vollends »auf den Hund gekommenen Affen-Theorie« bereits von den literarischen Dächern pfeifen.

Indessen soll mich das alles nicht von dem Versuche abhalten, den Titel meines Buches zu rechtfertigen, so undankbar derselbe auch erscheinen möge, ja obgleich ich damit vielleicht Wasser in das Fass der Danaiden trage. Denn trotz der Thatsache, dass die theoretische Behandlung der allgemeinen Thierzucht, das will sagen der Zucht namentlich unserer landwirthschaftlichen Nutzthiere, schon längst und allgemein als ein berechtigter, vollwichtiger Zweig der gesammten Naturwissenschaft anerkannt und geachtet ist, scheint die theoretische, wissenschaftliche Behandlung der Hundezucht ebenso allgemein und in alle Ewigkeit für ein Unding, für etwas geradezu Unmögliches gehalten, scheinen Hundezucht und Wissenschaft als unvereinbare Antipoden angesehen werden zu sollen.

Ich weiss ja nur zu gut, welches absprechende Urtheil man ziemlich allgemein z. B. über meine eigenen Züchtungs-Bestrebungen gefällt hat und noch täglich fällt. Man hat es unbegreiflich, ja eines akademisch-gebildeten Mannes für unwürdig gescholten, sich mit so niedrigen Dingen, wie die Hundezucht sei, zu beschäftigen. Ja, man hat sich sogar nicht gescheut, zu behaupten, dass meine ganze thierzüchterische Thätigkeit nur einem Mangel an ernsterem, wissenschaftlichem Streben entspringe, dass ich sie nur so zu sagen als Faulpolster benutze, um mir eine bequeme materielle Existenz zu sichern, anstatt die beschwerlicheren Wege eines meiner Bildung entsprechenden höheren Berufes gehen zu müssen, freilich alles dieses, ohne sich je genau darüber Rechenschaft zu geben, ob nicht am Ende gerade das Gegentheil vorliege, ob ich nicht am Ende ein mögliches, ja wahrscheinliches bequemes Dasein geopfert und eine höchst dornenvolle Existenz, eine höchst unglückliche gesellschaftliche Ausnahme-Stellung dafür

eingetauscht habe, und vor allen Dingen ohne sich je ernstlich um die Frage zu kümmern, ob nicht am Ende die Hundezucht auch eine ziemlich wissenschaftliche Seite haben könne und haben werde.

Man identificirt ohne Weiteres Hundezucht mit blossem Hundehandel, meint, dass jede wissenschaftliche Bildung hierbei eine Verschwendung, ja geradezu eine Entwürdigung der Wissenschaft bedeute und vermag sich im Geiste von jenem hässlichen Bilde nicht loszumachen, welches allerdings unsere sogenannte Hundezucht in den meisten Fällen darbietet und welches sich in gewissen wenig ästhetischen und wenig anheimelnden Szenen aus dem Leben des niedersten Proletariats zu verkörpern pflegt. Sollte aber dennoch eine Art wissenschaftlicher Behandlung auch für die Hundezucht sich ermöglichen lassen, meint man wohl allgemein, so werde dieselbe ihren vollendetsten Ausdruck doch höchstens in jener harmlosen Literatur finden können, welche über Dressur, Aufzucht und Pflege der Hunde, über Ohrenstutzen, Seuche-Pillen u. dergl. geleistet zu werden pflegt, harmlos selbst dann, wenn die Verfasser in väterlicher Fürsorge den Kindern ihres Geistes einen alt-classischen Namen als Leuchte auf dem dornenvollen Pfade der Oeffentlichkeit voraussenden. Denn es kann doch wohl kaum etwas literarisch-Tragikomischeres geben, als wenn Autoren, die wohl nie in ihrem Leben sich viel mit der Declination von mensa beschäftigt oder gar Tertianer-Unaussprechliche der Conjugation von *βουλεύω* geopfert haben, ihre sehr modernen Schriften mit einem griechischen oder lateinischen Titel verbrämen. Dergleichen Schriftstellern wird man, wenn sie durchaus eine so grosse Vorliebe für die alten Sprachen haben, nur rathen können, sich vor allen Dingen recht eifrig mit dem Studium des alten Sprichwortes „*ne sutor ultra crepidam*“ zu beschäftigen, sonst werden wir am Ende noch eine Kynotrophie oder eine Kynopädeia, eine Kynotalgie oder Kyno-Psorikologie, eine

Kyn-Oto-Apokopie oder Kyno-Täni-Ekbolie erleben. Unsinn, du siegst!

Eine Hundezucht in dem gewöhnlichen, bisher allgemein mit diesem Begriffe verbundenen Sinne will ich nun freilich nicht, und ich erinnere meine Herren Studien-Genossen, von denen zum Theil die von mir eingeschlagenen Wege ganz besonders verurtheilt worden sind, an das alte bekannte Wort: *si duo idem faciunt, non est idem*.

Was ich will, das ist ein auf wissenschaftliche Basis gestelltes, ungefähr nach Art unserer zoologischen Gärten angelegtes, aber lediglich für Hunde-Rassen gegründetes Züchtungs-Institut, und ich bin fest überzeugt, dass ein solches auch der Wissenschaft nicht unerheblich zugute kommen würde, denn ich halte eine wissenschaftlich und rationell betriebene Hundezucht für in hohem Grade geeignet eine Menge wissenschaftlicher Fragen auf dem Gebiete der Biologie mit beleuchten und lösen zu helfen.

Ich hoffe diese meine Ansicht im 2. Theile dieser Arbeit noch näher begründen und weiter ausführen zu können und will hier nur kurz ein Paar Punkte zur vorläufigen Orientirung hervorheben.

Da sind zunächst die Gesetze der Vererbung. Dass ihre Erkenntniss vom allerhöchsten wissenschaftlichen Werthe für uns ist, wird niemand bestreiten, der überhaupt eine Ahnung von biologischen Fragen hat. Aber was wir bis jetzt darüber wissen sind nur Bruchstücke und »fast Alles beruht auf Erfahrungen der Landwirthe und Gärtner« (Häckel). Welche reiche Quelle von Aufschlüssen könnte uns nun hier eine wissenschaftlich geleitete Hundezucht werden! Wenn es sich z. B. um die Frage handelt, welchen Einfluss bei der Zeugung das väterliche und welchen das mütterliche Element auf die Eigenschaften und die ganze Gestaltung des Kindes habe, so glaube ich, dass in dieser Beziehung keine andere unserer Hausthier-Rassen in demselben Maasse wie der Hund zu

Beobachtungen und Vergleichen geeignet sein dürfte. Denn einmal übertrifft das Hundegeschlecht alle unsere übrigen Hausthiere an geistiger Entwicklung und an geistiger wie leiblicher Verschiedenartigkeit und Vielseitigkeit, so dass wir hier die meiste Gelegenheit haben, Vergleiche zu machen und etwaige Regeln festzustellen, beziehendlich unsere sonstigen Beobachtungen zu rektifiziren. Zum Andern aber gehört der Hund zu den die meisten Jungen produzierenden Hausthieren, und von welcher hohen Wichtigkeit gerade diese letztere Eigenschaft für die Feststellung von Vererbungs-Analogien ist, das möchte ich mir erlauben an einem Beispiele kurz zu erläutern. Ich denke hierbei an die Frage, welchen Antheil das väterliche beziehendlich mütterliche Wesen speziell an der geschlechtlichen Ausprägung des Embryo habe. Da hatte nämlich u. A. der vor 2 Jahren verstorbene Prof. Bock in Leipzig eine besondere Theorie aufgestellt, welche in den weitesten Kreisen Anklang und Glauben gefunden hat. Nun mögen allerdings die Beobachtungen, welche der berühmte Verfasser des Buches » vom gesunden und kranken Menschen « eben am Menschen und an solchen Hausthieren, welche in der Regel nur ein Junges produziren, z. B. am Pferde, gemacht hat, diese Theorie zu bestätigen scheinèn, aber ich glaube bestimmt, dass Prof. Bock sie nicht aufgestellt hätte, wenn ihm ausgebreitete Erfahrungen-Thatsachen aus der Hundezucht zur Verfügung gestanden hätten, wo die Vielköpfigkeit der Nachkommenschaft eines und desselben Eltern-Paares so überaus lehrreiche Vergleiche darbietet. Nicht anders verhält es sich mit einer von Professor Thury in Genf aufgestellten Theorie und ebenso kann ich gleich hier die im 2. Theile noch näher darzulegende Thatsache anführen, dass eine dritte, z. B. auch von Settegast in seiner berühmten »Thierzucht« aufgestellte Ansicht, wonach das Geschlecht des Kindes von dem gegenseitigen Verhältnisse des Alters der beiden Eltern-Thiere

abhängig sein soll, durch die Hundezucht durchaus keine Bestätigung findet.

Ausser der hohen geistigen Ausprägung des Hundes und der Vielköpfigkeit seiner jedesmaligen Nachkommenschaft ist es aber auch noch eine 3. Eigenschaft, die gerade ihn für derartige Untersuchungen ganz besonders geeignet macht, d. i. die verhältnissmässig schnelle Entwicklung der Individuen und demgemäss rasche Generations-Folge. Ein Züchter, der behufs Gewinnung von Vererbungs-Regeln bald eine möglichst grosse Zahl von Erfahrungen an einander reihen, möglichst grosse Tabellen besitzen und überhaupt die Wirkung gewisser Einflüsse durch eine möglichst lange Kette von Generationen hindurch verfolgen möchte, der braucht bei Hunden nicht jahrelang auf die Entwicklung des einzelnen Individuums und nicht sehr lange auf dessen direkten und indirekten Einfluss auf die folgenden Generationen zu warten, denn im Allgemeinen kann man sagen, dass der Hund schon nach Jahresfrist zeugungsfähig werde, so dass also die Fortpflanzung in schnellster Generations-Folge und in wahrhaft rapider Progression vor sich gehen und ein einzelner Züchter während eines Zeitraums von z. B. nur 10 Jahren eine ebenso grosse Anzahl von Generationen mit allen ihren Eindrücken an seinem Auge vorüberziehen lassen kann.

Ich möchte ferner an jene psychogenetischen (das Seelenleben der Thiere, die sogen. Instinkte, betreffenden) Lücken erinnern, welche die Wissenschaft durchaus noch nicht allenthalben auszufüllen vermocht hat und zu deren Ergänzung eine wissenschaftliche Hunde-Zucht gewiss auch das Ihrige beitragen könnte. Ist doch die Thier-Psychologie derjenige Theil der gesammten psychologischen Wissenschaft, welcher sich noch im unvollkommensten Zustande befindet, und gleichwohl ist es vielleicht keine zu überschwängliche Behauptung, wenn man sagt, dass gerade auf dem Felde des Seelen-Lebens

der Thiere die mechanische Welt-Auffassung der Neuzeit ihre Haupt-Schlachten gegen die starre Schul-Philosophie zu schlagen und ihre Haupt-Siege zu erhoffen haben werde.

Dass in dieser Beziehung ein Züchtungs-Institut speziell für Hunde ein ganz anderes, reicheres Beobachtungs-Feld erschliessen würde als z. B. einer unserer gewöhnlichen zoologischen Gärten, das brauche ich wohl kaum erst besonders hervorzuheben. Soviel mal die ganze geistige Ausprägung eines civilisirten Haus-Hundes, seine Fruchtbarkeit und seine Anhänglichkeit an den Menschen höher steht als der primitive geistige Zustand, die regelmässige Unfruchtbarkeit und die menschenfeindliche Wildheit eines Raubthiers, gerade so hoch würde der Werth psychologischer Beobachtungen in einem Hunde-Garten sich über diejenigen in einem gewöhnlichen zoologischen Garten erheben. Ein Haupt-Unterschied liegt ja schon darin, dass das ganze leibliche wie geistige Budget der meisten Thiere eines zoologischen Gartens ein unnatürliches und gestörtes ist, ihr Seelen-Leben also sich uns nicht in seiner Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit zeigen kann.

Nur andeuten will ich zuletzt noch, welche interessanten Lichter die Hundezucht auf wissenschaftliche Fragen wie Verwandtschafts-Zucht, Kreuzung u. dergl. zu werfen geeignet ist und bezüglich des letzteren Punktes insbesondere, welches grosse Verdienst sie sich um die Wissenschaft erwerben könnte, wenn sie die Wiederaufnahme und consequente Fortsetzung solcher Kreuzungs-Versuche wie zwischen Hund und Wolf und Hund und Fuchs etc. in ihren Bereich ziehen würde, über die unsere Kenntniss und Vermuthungen doch schliesslich in vollständigen Nebel zerfliessen, sowie endlich welche lohnenden Versuche ein wissenschaftlich geleiteter Hunde-Garten in der Acclimatisation von jetzt noch halb wilden Hunden vornehmen könnte.

Ich denke, das wären der Momente eigentlich schon genug, um meine Behauptung von der wissenschaftlichen

Ausbeutungsfähigkeit der Hundezucht und meinen Glauben an ihre bessere Zukunft als nicht unmotivirt erscheinen zu lassen. Ich will aber nicht ermangeln auch noch das Gewicht einer Autorität in die Waagschale zu werfen, und ich denke, dass es gegen dieses Argument keinen Zweifel mehr geben kann. Ich darf mich nämlich auf keinen Geringeren berufen als auf jenen bedeutenden Naturforscher selbst, den wir als den Reformator aller naturwissenschaftlichen und überhaupt aller wissenschaftlichen Disciplinen des 19. Jahrhunderts anzusehen haben, auf Charles Darwin. Denn, nachdem Darwin auf seinen überseeischen Reisen, unter den Eindrücken der reichen transatlantischen Thier- und Pflanzen-Welt, seine epochemachende Theorie über die Entstehung und Abänderung der Arten entworfen hatte, zog er sich in die Einsamkeit eines in der Nähe von London gelegenen Fleckens zurück, um durch praktische Experimente in der Thierzucht womöglich eine gewisse Unterstützung und Bestätigung für seine Hypothese zu gewinnen, und die Tauben- und Hunde-Zucht waren es vornehmlich, die ihm die nöthigen Belege liefern sollten und geliefert haben und von deren ganz ausserordentlicher Bedeutung wir uns beim Studium von Darwins Werken selbst hinlänglich überzeugen können.

Kurz: allen diesen Argumenten gegenüber wird mein Projekt wohl nicht mehr als ein unmögliches und als ein eitles Hirngespinnst angesehen werden dürfen, und wenn Herr C. E. R. Hartmann in seinem in München erschienenen Buche »Darwinismus und Thier-Production« ausruft: »Wenn es gelingt, die theoretische Behandlung der Thier-Produktion den Händen halbgebildeter, vielschreibender Landwirthe zu entreissen und zu einem Zweige wirklich wissenschaftlicher Zoologie zu erheben, dann wird es möglich sein auch die Gesetze der Vererbung zu ergründen und Regeln für die Nutzenanwendung derselben zu gewinnen«, so möchte ich mit einer ähnlichen Wendung sagen: wenn es gelingt,

die theoretische Behandlung der Hundezucht den Händen halbgebildeter Gartenlauben-Schreiber zu entreissen und zu einem Zweige wirklich wissenschaftlicher Zoologie zu erheben, so wird sie aufhören als die unveräusserliche, unnahbare Domäne des Proletariethums angesehen zu werden und wird als gleichberechtigter, wohlgeachteter Faktor eintreten in die Reihe aller derjenigen Disciplinen, die zusammen den Inbegriff der gesammten Naturwissenschaft bilden.

Von der Möglichkeit der Durchführung meines oben angedeuteten Projekts bin ich so fest überzeugt, dass ich mich bisher durch keine der mir entgegenstehenden Schwierigkeiten von der Weiterverfolgung desselben habe abbringen lassen. Aber andernseits will ich doch so wenig eine Hundezucht in dem gewöhnlich angenommenen, unwissenschaftlichen Sinne, dass es mein fester Entschluss ist doch endlich davon zurück zu treten, wenn ich mich (und zwar in aller nächster Zeit) überzeugen sollte, dass die bisherigen Hindernisse, wie sie namentlich in dem allgemeinen Vorurtheile liegen, auch für die Zukunft unübersteigliche sein werden.

Ich will den Leser mit einer eingehenden Schilderung davon verschonen, in welch' peinlicher, verletzender und entmuthigender Weise sich dieses Vorurtheil selbst oder vielmehr gerade des gebildeten Publikums gegen meine Bestrebungen in allen Verhältnissen des Lebens geltend und fühlbar macht. Nur ein Paar ganz kurze Bemerkungen seien mir in dieser Beziehung gestattet, um darzuthun, welche Missachtung man allgemein selbst für eine offenbar rein wissenschaftliche Behandlung der Hundezucht hegt. Ich versuchte nämlich vor einiger Zeit Vorträge über Hundezucht und überhaupt Thierzucht in mehreren grösseren Städten zu halten. Ich habe auch nicht ermangelt, das ganze Programm derselben in den Tagesblättern zu veröffentlichen, so dass also niemand annehmen durfte, es handle sich um blosser alltägliche Hunde-Fragen und Hunde-Interessen, habe

es nicht an (selbstverständlich Entrée-freien) schriftlichen wie mündlichen und persönlichen Einladungen in gebildeten, insbesondere wissenschaftlich-gebildeten Kreisen fehlen lassen, habe auch die Vertreter der Presse eindringlich um eine Besprechung oder wenigstens Besuch meiner Vorträge gebeten, allein trotz alle dem kam das gebildete Publikum (mit sehr wenigen Ausnahmen) nicht und die Zeitungen (mit nur 3 Ausnahmen) schwiegen mich einfach todt.

Von diesem allgemeinen Vorurtheil sind, wie ich schon andeutete, selbst solche Männer nicht ganz frei, welche, wie z. B. meine Universitäts-Genossen, sehr wohl wissen oder wenigstens wissen könnten, dass ich bei meiner Hundezucht durchaus nicht die landläufigen, sondern sehr wissenschaftliche Ziele verfolge. Mancher giebt mir auch, wie ich ganz zuverlässig weiss, im Stillen vollkommen Recht, wenn es aber dann gilt, den vorurtheilsfreien Standpunkt auch im Leben, in der Oeffentlichkeit, in der Gesellschaft zu vertreten, so verlässt ihn der Muth, der allgemeinen Stimme Trotz zu bieten. Man geht den Consequenzen vorsichtig aus dem Wege, windet sich, schraubt sich, erschöpft sich in allgemeinen Redensarten, kurz: *semper haeret aliquid*. Man würde gar nichts gegen meine Thätigkeit einzuwenden haben, wenn dieselbe sich auf die Studir-Stube, auf das Reich von Tinte und Feder beschränken liesse. Aber im Hintergrunde sieht man das dunkle, garstige Gespenst der Praxis, man wittert Stall-Parfüm, glaubt die Wissenschaft im vergeblichen Kampfe gegen das wüste Chaos eines kreischenden, feilschenden Markt-Verkehrs um Hilfe rufen zu hören, kurz hat einen gelinden *horror* vor der käufmännischen Seite des Projekts, vor dem unumgänglichen Verkauf der Hunde, vor dem Hunde-Handel.

Nun, die Praxis ist allerdings auch für meinen Geschmack nicht gerade das bessere Theil meines Unternehmens. Aber man übersieht hier vor Allem zweierlei. Einmal vergisst man ganz den bekannten Göthe'schen Aus-

spruch von der grauen Theorie, d. h. in diesem Falle: dass man die Thierzucht nicht wohl wissenschaftlich behandeln kann, wenn man nicht vorher durch die freilich nicht immer sehr rosige Schule der Praxis gegangen ist, und zum Andern verwechselt man das innere, eigentliche Wesen meiner Hundezucht mit ihrem blossen äusseren, materiellen Substrat.

Eine materielle Basis brauche ich freilich für meine wissenschaftlichen Ziele, und so schwer es mir auch oft angekommen ist und so anstrengende und aufregende physische Strapazen es mir auch verursacht hat, Praxis und Wissenschaft harmonisch und befriedigend mit einander zu verknüpfen, so habe ich doch bis jetzt, ganz auf das »Hilf Dir selbst« angewiesen, die unliebsamen Consequenzen dieses Doppel-Verhältnisses tragen müssen. Aber davon wird für Jeden, der mich genauer kennt oder sich die Mühe nehmen will mich kennen und verstehen zu lernen, mein alltäglicher Lebenslauf beredtes Zeugnis ablegen müssen, dass mir die Wissenschaft Alles, die Praxis nur die gern gemiedene, aber zur Zeit leider noch unentbehrliche materielle, äussere Folie ist und dass ich den Tag segnen würde, an welchem ein besseres Geschick es mir gestattete, die praktische Seite meines Unternehmens untergeordneten Händen zu überlassen und mich selbst ganz auf die wissenschaftliche zurückzuziehen.

Uebrigens dürfte es mir vielleicht erlaubt sein, die Frage zu stellen: welcher höhere Berufszweig, und sei es der geistigsten einer, wäre denn wohl von einer solchen materiellen Folie gänzlich und in allen Stücken loszulösen? Soll ich etwa Beispiele citiren? Soll ich meinen gelehrten Herren Comilitonen, die sich berechtigt dünken, auf mich, den Abtrünnigen, den Frevler gegen sein besseres Können, mit mitleidsvollem Achselzucken herabsehen zu dürfen, einen Spiegel ihres eigenen, für so rein geistig und erhaben gehaltenen Berufs-Lebens vorhalten? Soll ich ihnen etwa auch ihre

Praxis mit einigen Federstrichen analysiren und ihnen durch charakteristische Bilder aus der Wirklichkeit die schreiende Ungerechtigkeit nachweisen, mit welcher sie, ganze Stösse von höchsteigenen Balken überspringend, die Splitter in meiner Thätigkeits-Sphäre blosszulegen suchen? Ich verzichte auf diese Argumente, denn sie sind mir zu billig, aber »blick ich umher in diesem edlen Kreise« und halte Musterung über alle die Berufszweige, deren Träger zur sogen. hochgebildeten, feinen Gesellschaft gezählt werden, wahrlich so suche ich oft vergebens auch nur das kleinste Lebenszeichen jener idealen, geistigen Seite ihres Lebens und Strebens und kann beim besten Willen beinahe nur materielle Folie und nichts als Folie entdecken, und selbst wenn ich alle diejenigen Lebensstellungen Revue passiren lasse, welche akademische Vorbildung zur Voraussetzung haben, und dieselben auf Herz und Nieren, d. h. auf ihren rein geistigen, wissenschaftlichen Gehalt prüfe, so darf ich mir mit Genugthuung und ohne jede eitle Anmassung sagen, dass ich noch nicht der Schlechtesten einer und dass die Hundezucht, die ich treibe und anstrebe, sicherlich nicht die traurigste Fortsetzung und Anwendung der Universitäts-Studien sei.

Doch ich will nicht bitter werden, obwohl ich nicht verschweigen kann, dass mich oft der Zorn überkam, wenn ich die stille, dürre Wüste meines Daseins inmitten all' des sie umbrausenden, froh pulsirenden gesellschaftlichen Thun's und Treibens meiner gleichgebildeten Altersgenossen überblickte, machtlos, die Schranken zu durchbrechen, das Anathema des allgemeinen Vorurtheils vor Augen, ein Einsiedler mitten in der Gesellschaft, ein Bettler im Zauberlande. Oft dann war ich der Verzweiflung nahe und schwankte, ob ich nicht den Knoten gewaltsam durchhauen, mein bereits jahrelang verfolgtes Ziel verleugnen und meinem Lebens-Schiffe einen andern Cours geben sollte, um mir den Glauben

der Gebildeten an mich zurückzuerobern und den Wiedereintritt in das bessere Land des gesellschaftlichen Verkehrs zu ermöglichen, aber im letzten Augenblicke bäumte mein Stolz sich jedesmal gegen einen solchen wie ich glaubte feigen Abschluss, ich wollte und durfte nicht zugeben, dass ich Unrecht gehabt, dass ich ein unwürdiges Ziel verfolgt habe.

So ist es denn einige Jahre fortgegangen, ja ein Jahrzehnt beinahe wurde verbracht, ausgefüllt durch schwere Daseins-Kämpfe und Muthlosigkeit auf der einen, wiederbelebende Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft auf der andern Seite. Immer und immer wieder wälzte ich den Stein des Sisyphus, aber immer von Neuem entglitt er unerbittlich meinen Händen.

Schon vor Jahr und Tag hatte ich einmal die Absicht, mit meiner wissenschaftlichen Behandlung der Hundezucht an die Oeffentlichkeit zu treten, denn schon damals waren diese Aufzeichnungen in der Hauptsache skizzirt, aber da plagte mich plötzlich, wie man zu sagen pflegt, der Teufel, mich in die Praxis zu stürzen und den tollkühnen und natürlich aussichtslosen, selbstmörderischen Versuch zu wagen, ob ich nicht auf eigene Faust und ohne jede fremde Hilfe mein Züchtungs-Institut in's Leben rufen oder wenigstens einen vorläufigen Anfang machen und eine gewisse Basis schaffen könnte, auf welcher dann später, nachdem eine gewisse Theilnahme des Publikums und die Mitwirkung von Capitalisten gewonnen sein würden, weiter gebaut werden könne. Ich hatte mir die ganze Sache sehr hübsch ausgemalt und sehr freundliche Zukunfts-Pläne construiert, aber meine leidenschaftliche Liebe zu dem Projecte und mein überschäumender Hoffnungs-Rausch und Thatendrang hatten mich einen ganz kleinen Umstand nicht gehörig mit in Rechnung ziehen lassen, den Umstand nämlich, dass zur Durchführung meiner hochfliegenden Pläne vor allen Dingen drei Dinge gehören, nämlich (um mit einem grossen Diplomaten

der Gegenwart zu reden) erstens Geld, zweitens Geld und drittens nochmals Geld. Hätten sich die unentbehrlichen baulichen Einrichtungen anstatt aus Holz, Steinen und Eisen lediglich aus der Unmasse von gutem Willen, die ich mein Eigen nannte, aufbauen lassen und wäre es möglich gewesen, den nöthigen Thierbestand anstatt mit Fleisch und Brod mit einer Million Anweisungen auf eine bessere Zukunft satt zu machen, so würde mein Unternehmen wohl durchaus programmässig verlaufen sein. Aber für die Zuverlässigkeit und Feuerfestigkeit jener kühnen Constructionen glaubten selbst die bedeutendsten technischen Autoritäten keine Verantwortung übernehmen zu können und gegen jene Anweisungen erklärten einstimmig die Mägen der Herren Hunde selbst noch vor ihrer Präsentation Protest erheben zu müssen, und so musste es denn nothwendig anders kommen. Ich quälte mich wiederum ein Paar Jahre ab und rieb mich physisch dabei beinahe auf, um endlich einsehen zu müssen, dass doch wiederum alle Mühe und Anstrengung nur „*pro nihilo*“ gewesen. Wie wohl Jeder, der einem ihm an's Herz gewachsenen und jahrelang treu geliebten Plane entsagen soll, gehorchte begreiflicherweise auch ich nur mit dem äussersten Widerstreben dem äusseren Zwange, nur Schritt vor Schritt zurückweichend, da immer eine Hoffnung nach der andern schwand, und das Steuer nicht früher sinken lassend, als bis auch der letzte Hoffnungs-Strahl, das Schiff über Wasser zu halten, erloschen war. Aber jetzt, nachdem das Trauerjahr hinter mir liegt, jetzt sage ich mir doch, dass es so besser war. Ich hätte mich doch nur noch eine Zeit lang, vielleicht auch ein Paar Jahre, hingequält, das Unternehmen hätte nicht leben und nicht sterben können und schliesslich — — wäre es doch nichts Rechtes geworden. Wie ich mich jetzt zur Zucht der Hunde gestellt habe, habe ich persönlich mit ihrer praktischen Seite sehr wenig mehr zu thun, habe viel weniger Mühe, Aerger

und Risiko und, vor allen Dingen, ich kann mich wieder ungestört der wissenschaftlichen Seite der Sache widmen.

Ob ich wohl je noch einmal eine praktische, volle Verwirklichung meiner Pläne zu erwarten habe? Ob ich die Hoffnung hegen darf, je einmal das bisherige Vorurtheil endlich besiegt und die Realisirung meiner Wünsche von dafür gewonnenen Capitalisten und sonstigen Freunden der Sache in Angriff genommen zu sehen? Ich weiss es nicht. Aber so viel weiss ich, dass ich in der bisherigen Weise die Sache nicht fortreiben werde, nicht fortreiben kann.

Denn ich würde in Gefahr kommen, mein ganzes Leben und alle meine Kräfte wie nicht weniger alle Genüsse des menschlichen Daseins einem unerreichbaren Phantom zu opfern. Bis hierher, bis zum Erscheinen dieser meiner Arbeit, habe ich die Angelegenheit verfolgen wollen, denn bis hierher hat mich der Muth und die Zuversicht nicht verlassen, die öffentliche Meinung doch endlich mit meinen Bestrebungen aussöhnen und in der praktischen Durchführung meiner Pläne einen gewissen Erfolg mehrjähriger Bemühungen und Opfer begrüssen zu können. Bis hierher auch durfte ich aller mir angethanen Schmähungen, Verdächtigungen und Vorwürfe missachten, welche sich an die falsche Vorstellung und Voraussetzung eines niedrigen, entehrenden Hundehandels anknüpften, konnte meine Ehre und Würde durch den Hinweis darauf wahren, dass mir jenes unliebsame, hässliche Verhältniss der Praxis als Mittel zur Erreichung eines höhern geistigen Zweckes zur Zeit noch unentbehrlich sei. Aber mit oder bald nach dem Erscheinen dieser Arbeit muss sich die Sachlage ändern, mit ihr versuche ich den einzigen noch übrigen, Rettung oder Tod für mein Projekt bringenden Pfeil, ich habe keinen zweiten zu versenden. Die Losung heisst jetzt: entweder vollständiges Gelingen oder aber vollständiges Entsagen, ein Drittes giebt es nicht. Denn wenn ich das Vorurtheil durch diesen meinen letzten Versuch nicht

zu besiegen vermag, so wird es überhaupt nie zu besiegen sein. Jedes weitere Festhalten an meiner Idee würde mich dann in der That auf die lebenslängliche Praxis eines blossen Hundehandels verweisen und dann, aber auch nur dann erst, würde man mir mit Recht den Vorwurf machen dürfen, dass eine solche Laufbahn meiner Bildung unwürdig und ein solches Verhältniss für mich entehrend sei.

Leicht freilich, das gebe ich zu, ist die Durchführung meines Planes nicht. Sie ist vielleicht schwieriger als die eines zoologischen Gartens, wenigstens in einer Beziehung, nämlich in Bezug auf die — ich möchte sagen — sociale Behandlung der Thiere. Denn wenn es bei den Thieren eines zoologischen Gartens in der Regel genügt, dass man ihnen einen gesunden, wohnlichen Aufenthaltsort und passende Nahrung giebt, so würden diese Bedingungen zur gedeihlichen Entwicklung von Hunden durchaus noch nicht hinreichen: der Hund bedarf zu seinem Gedeihen und wenn er etwas leisten soll von Jugend auf des beständigen Umganges mit dem Menschen und einer unausgesetzten Uebung seiner Anlagen und etwaigen guten Gewohnheiten und Fertigkeiten. Andernfalls würde sowohl das Individuum wie nach und nach die ganze Rasse zum ordinären Kettenhunde herabsinken und alle guten Instincte und Fähigkeiten einbüssen, die den Hund überhaupt uns werthvoll machen, ich will hinzufügen: auf die sich zum grossen Theil sein oben besprochener wissenschaftlicher Werth gründet. Durch Abschliessung von dem erziehenden, belebenden Umgange mit dem Menschen würde sein ganzes Seelenleben leiden, durch Mangel an Wasser würde die Fähigkeit zum Schwimmen verloren gehen, durch Mangel an Bewegung würden die Bewegungs-Organen verkümmern u. s. w.

Inzwischen mit Hilfe hinlänglicher Arbeitskräfte könnten ja auch für die Insassen eines kynologischen, wie jetzt für die eines allgemeinen zoologischen, Gartens alle erforder-

lichen Bedingungen geschaffen werden, und was das bisherige Vorurtheil anlangt, so sollte ich meinen, dass in einer Zeit wie der unsrigen, wo man mehr und mehr den volkwirthschaftlichen und wissenschaftlichen Nutzen einer rationellen Thierzucht einsehen lernt, ja wo zum Theil der Staat selbst diese Angelegenheit in die Hand nimmt und wo wir zoologische Gärten, Vereine für künstliche Geflügelzucht, Thierschutz- und Akklimatisations-Vereine allerorten entstehen sehen, ich sollte meinen, will ich sagen, dass in einer solchen Zeit auch schliesslich die Durchführung einer rationellen Hundezüchtung nicht zu den Unmöglichkeiten gehören werde. — Stünde der von mir erstrebte kynologische Garten, so viele Zweifler und Gegner auch das Project zunächst vielleicht finden dürfte, der öffentlichen Meinung nur erst als eine vollendete Thatsache gegenüber, so würde er bald gerade so wenig mehr als etwas Unerhörtes angesehen werden und in demselben Maasse zu den gewohnten, lieb gewordenen öffentlichen Anstalten gehören wie jetzt unsere allgemeinen zoologischen Gärten und wie alle jene dem öffentlichen Interesse und der allgemeinen Bildung oder Freude dienenden Institute überhaupt, welche mit den Sympathien und Herzens-Neigungen weiterer Kreise des Publikums auf's Engste verwachsen sind und nur ungern wieder von ihnen vermisst werden würden.

Er müsste eine Anstalt werden wie sie bis jetzt noch nirgends in der ganzen Welt existirt, von der ich aber nichts desto weniger die felsenfeste Ueberzeugung hege, dass sie eine Zukunft haben werde, ja dass sie eines Weltrufs sicher ist, dass sie unzähligen Thierfreunden in und ausserhalb Deutschlands von direktem oder indirektem Nutzen sein und Tausenden von Menschen jahraus jahrein eine Quelle nicht nur erheiternenden Natur-Genusses, sondern auch belehrenden und humanisirenden Thier-Studiums werden würde.

Bezüglich des Zeitpunktes, in welchem meine Arbeit und damit meine öffentliche Aufforderung zur Gründung eines kynologischen Gartens erscheint, wird vielleicht von mancher Seite das Bedenken erhoben werden, dass die ungünstigen volkwirtschaftlichen, insbesondere finanziellen Verhältnisse der Gegenwart wenig dazu angethan seien, derartige Unternehmungen in's Leben zu rufen, es wird mir vielleicht sogar der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass mein Projekt gegenüber dem allgemeinen Nothstande und dem vielfachen Elende der unteren Volksklassen geradezu eine gewisse Frivolität einschliesse.

Aber wenn das Kapital, das gebraucht wird (praeter propter 100,000 M.), ein verhältnissmässig so geringes ist wie das für einen kynologischen Garten nöthige, wenn die Anzahl der dabei direkt oder indirekt Interessirten und Zahlungsfähigen eine so grosse und die pekuniären Opfer, die dem Einzelnen unter ihnen zuzumuthen sein würden, verhältnissmässig so unbedeutende sind, da fällt jenes Bedenken wohl ohne Weiteres in sich selbst zusammen, und was den etwaigen Vorwurf der Frivolität anlangt, so müssen es nach meiner Ansicht schon sehr eigenthümliche Volkswirthe und Menschheits-Beglückungs-Apostel sein, die das Heil der Welt und die Beseitigung aller Volksnoth von einer allgemeinen Unterdrückung der Freude und des Lebens-Genusses erwarten und den Anbruch einer neuen Aera allgemeinen Wohlstandes mit dem allgemeinen Ausschlusse aller luxuriösen und aller derjenigen geistigen und leiblichen Bedürfnisse inauguriren möchten, welche über das unerlässliche Maass primitiver Kleidung und Magen-Abfütterung hinausgehen. Ich meine, ich brauche mich mit solchen Philosophen wohl nicht weiter in Auseinandersetzungen einzulassen.

Dagegen möchte ich über die ganze finanzielle Möglichkeit meines Projekts hier noch einige Worte sagen und einem

Haupt-Bedenken entgegen treten, das ich oft schon habe äussern hören, der Besorgniss nämlich, ein Hundezüchtungs-Institut werde für die Unternehmer nie und nimmermehr zu einem rentablen gemacht werden können, sondern sogar immer mit finanziellen Opfern verbunden sein.

Eine ausführliche, auf meine langjährige Praxis und auf Zahlen basirte Widerlegung dieses Bedenkens behalte ich mir für eine besondere Gelegenheits-Schrift vor. Hier will ich mich auf eine kurze Bemerkung beschränken.

Der unbefriedigende finanzielle Verlauf meiner eigenen praktischen Züchtungs-Versuche (und ich kann hinzufügen: auch Anderer) scheint allerdings auf den ersten Anblick jene Befürchtungen zu rechtfertigen, indessen beweist derselbe bei näherem Zusehen gar nichts. Denn ich war ganz auf mich allein angewiesen und hatte keine Kapitalien zur Verfügung, und ohne solche lässt sich allerdings nie und nimmermehr ein Unternehmen durchführen, bei welchem die Haupt-Betriebs-Faktoren nicht nur im buchstäblichen Sinne des Wortes in's Geld laufen, sondern sogar in's Geld fressen. Eine Hundezucht (auf das »Zucht« ist ein besonderer Nachdruck zu legen, denn der blosse Hundehandel wird sich finanziell stets ungleich besser stehen), für die man nicht schon heute auszugeben in der Lage ist, was man erst nach Wochen, Monaten, ja selbst Jahren wieder herauszunehmen hoffen darf, die vielmehr knausern und aus der Hand in den Mund (oder hier: in die Mäuler) leben muss, die ist unmöglich von vornherein, ist ein todtgeborenes Kind.

Ganz anders natürlich, wenn das Unternehmen in den Händen eines Kapitalisten oder einer Gesellschaft von Freunden der Sache ist, die mit vereinten Mitteln an's Werk gehen und es ihm an nichts fehlen lassen, was zu seiner gedeihlichen Entwicklung und Erhaltung nöthig erscheint.

Es kommt aber ausser dem Geldpunkte noch ein an-

derer Umstand hinzu, der einer Gesellschaft in viel höherem Grade Aussicht auf Erfolg und glückliches Gedeihen des Werkes eröffnen würde als es z. B. bei meiner Hundezucht der Fall war, und in diesem Punkte wird eine von einer Gesellschaft ausgehende Hundezucht sogar stets und unter allen Umständen derjenigen eines Einzelnen (und sei er noch so reich) in ganz bedeutendem Maasse überlegen sein, ich meine das Vertrauen des grossen Publikums zu dem Unternehmen, welches ja für die finanzielle Seite des letzteren, mehr fast als in irgend welcher anderen Branche, das A und O alles Erfolgs und geradezu aller Existenz-Möglichkeit bedeutet. Bei einem kaufmännischen Geschäft, dessen Objecte in lebenden Thieren bestehen, für das man keine Reisenden mit Mustern umherschicken kann, für dessen Waaren man keine festen, ständigen, den Einzelverkauf vermittelnden Engros-Abnehmer, sondern immer nur einzelne, immer wieder neue Käufer hat, dessen Artikel eine viel zu ungewöhnliche Verpackungs- und eine viel zu schwierige Versendungs-Weise bedingen, als dass ein Kauf auf Probe oder eine blosse Uebersendung »zur gefälligen Ansicht« möglich wäre, bei einem Geschäft endlich, bei dem alle Waare ziemlich theuer, der Beschädigung und Zerstörung leicht ausgesetzt, nicht courant, das will sagen nicht alle Tage leicht weiter veräusserlich ist, auch leicht verborgene Mängel haben kann, die der Käufer im ersten Moment nur zu leicht übersieht, auch wenn die Redensart von der Katze im Sacke im gegebenen Falle keine praktische Anwendung findet etc. etc., bei einem solchen Geschäft also ist ein unbedingtes Vertrauen des Käufers zum Verkäufer die unerlässliche, erste Voraussetzung.

Aber dem Einzel-Unternehmer einer Hundezucht wird es immer schwer werden, dieses Vertrauen in weiteren Kreisen des Hundesuchenden Publikums, das ja meist sehr weit entfernt wohnt, zu erlangen und um so schwerer, ja

vielleicht unmöglich werden, wenn er noch obendrein etwa den Kampf mit einer ränkesüchtigen oder gar mit niedrigen und unehrlichen Mitteln arbeitenden Concurrrenz aufnehmen muss. Insbesondere ist in solchem Falle ein anständiger, gebildeter und wahrheitsliebender Einzel-Züchter gegenüber einem rohen Reclamemacher absolut unmöglich, weil er sich natürlich nicht dazu hergeben wird, das Unternehmen mit denselben Mitteln wie sein Concurrent zu poussiren. Dazu kommt noch, dass ja ein ohne grössere Kapitalien arbeitender Einzel-Unternehmer einer kynologischen Anstalt ebenso wenig wie irgend ein anderer Mensch unfehlbar und vor der Gefahr geschützt ist, gelegentlich Missgriffe zu thun und gegen die Interessen und Wünsche seines Käufer-Publikums zu verstossen, dass er aber gleichwohl, eben wegen seiner beschränkten Mittel, oft genug sich ausser Stande sehen wird, die Folgen derartiger Missgriffe (und dasselbe gilt von den Folgen unverschuldeter Unglücksfälle, die ja hier nie ausbleiben) wieder gut zu machen. Und auch solche Umstände werden natürlich nicht geeignet sein, seine Bestrebungen, und sei er auch noch so gewissenhaft, und das Renommée seines Unternehmens zu fördern.

Sodann muss hervorgehoben werden, dass das ganze Hundegeschäft überhaupt nur auf die Zeitungen basirt ist, und darin liegt für den Einzel-Züchter die Klippe, an welcher er schliesslich nothwendig scheitern muss.

Eine Gesellschaft aber würde auch hier ungleich günstiger gestellt sein. Zwar würde auch sie der Zeitungen nicht entbehren können, aber mit dem gewaltigen Unterschiede, dass ihr, namentlich wenn einflussreiche, allgemein bekannte und geachtete Persönlichkeiten an ihrer Spitze ständen und sobald das Unternehmen als ein solides und in gewissem Sinne gemeinnütziges anerkannt wäre, die Redactions-Spalten zu Gute kommen und zu Diensten stehen würden, nicht blosse Inserate, auf die jener Einzelne

angewiesen ist. Welchen ganz ungeheueren Einfluss das auf die öffentliche Meinung über die Sache, ja welche eminenten Vortheile sogar nebenbei auch in finanzieller Beziehung begründen würde, das liegt wohl auf der Hand.

Das allgemeine öffentliche Vertrauen würde aber endlich auch noch in einer Menge anderer Beziehungen einer Gesellschaft ein unendliches Uebergewicht über den Einzelzüchter verleihen, Beziehungen, die vielleicht an sich ohne besondere Bedeutung zu sein scheinen, aber es in der Praxis dennoch nicht sind. Ich will hier nur an das Eine erinnern, welche kleinlichen Nörgeleien, welches widerwärtige Feilschen und Knausern, welche allerhand demüthigenden Bedingungen das Publikum manchmal dem Einzelzüchter zumuthen zu dürfen glaubt und die natürlich den Letzteren, wenn er zartfühlig und nicht krämerhaft abgestumpft ist, regelmässig zum Verzicht auf die Verkaufs-Gelegenheit zwingen. Einer Gesellschaft gegenüber würde das Publikum es gar nicht einmal wagen, Bedingungen und Zumuthungen der gedachten Art auszusprechen, ganz abgesehen davon, dass eine Gesellschaft oder deren Vertreter als solcher immer das Recht haben würde, in dieser Beziehung etwas abgehärtetere Nerven zu besitzen und dickfelliger zu sein als der Einzel-Unternehmer.

Wenn ein von einer geachteten Gesellschaft begründetes Züchtungs-Institut nur erst einigermassen im Publikum bekannt geworden sein würde (und das würde sehr schnell gehen), so bin ich überzeugt, es würde sich ihm das gesammte Hunde kaufende Publikum ganz von selbst und in kaum gehofftem Masse zuwenden, und wenn auch Hunderte eine Concurrrenz versuchende Hunde-Händler den ganzen Kladderadatsch für ihre Inserate und Reklamen in Pacht nehmen sollten. Und das schliessliche Ergebniss würde sicherlich kein Defizit oder gar ein Krach sein.

Soviel zur vorläufigen Orientirung über die finanziellen Aussichten des Unternehmens, über die ich mir, wie schon

bemerkt, eine noch ausführlichere Darlegung an einer andern Stelle vorbehalte. •

Dasselbe gilt von der ganzen geschäftlichen Organisation, der äussern Einrichtung und dem in Aussicht zu nehmenden Wirkungskreise des von mir geplanten Züchtungs-Instituts. Zunächst handelt es sich ja darum, überhaupt die nöthigen Theilnehmer und das nöthige Kapital dafür zu gewinnen. Die nöthigen Organisations- und Bau-Pläne würde ich sehr bald vorzulegen im Stande sein.

Bezüglich dieser letzteren Punkte möchte ich aber sogleich hier und im voraus, wenn auch nur ganz kurz, der etwaigen Ansicht entgegentreten, dass ein Züchtungs-Institut in meinem Sinne sich doch wohl schliesslich am besten als ein Nebenzweig unserer zoologischen Gärten werde einrichten lassen. Wer dieses für die richtige Lösung oder überhaupt nur für möglich hält, der hat von den Aufgaben und dem Wesen einer Hundezucht in grösserem Massstabe (und um eine solche allein kann es sich handeln, denn eine klein angelegte würde allerdings nimmermehr weder sachlich noch finanziell befriedigend ausfallen) keine richtige Vorstellung. Von einer etwaigen blos lokalen, räumlichen Verbindung mit einem zoologischen Garten abgesehen, gegen die natürlich nichts einzuwenden sein würde, müsste ein Hundezucht-Institut nothwendig auf eigene Füsse gestellt werden, es fordert eine ganz selbstständige, von allen Neben-Rücksichten und Neben-Einflüssen unabhängige Verwaltung und Organisation für sich, andernfalls wird die Zucht nie zu derjenigen Bedeutung gelangen können, welche ich ihr für die Zukunft vindiziren zu dürfen glaube. Sie würde der volkswirtschaftlichen Bedeutung und der allen Fortschritt bedingenden Macht der Arbeits-Theilung nicht theilhaftig werden, kurz sie würde sich wenig über den primitiven, versumpften und verschrumpften Standpunkt unserer heutigen Hundezucht emporzuschwingen vermögen und wir würden in unseren

Hunde-Gärten wenig Besseres zu sehen bekommen als was wir jetzt bereits besitzen. Es wäre aber traurig bestellt um die Gesetze der von der Wissenschaft mit Recht so hoch gehaltenen Vererbung, traurig um unsere gesammte wissenschaftliche und praktische Thierzucht, wenn sich nicht Besseres leisten liesse. Aber es lässt sich Besseres leisten, es kommt Alles nur auf einen ersten, ernsten Versuch an. Man nehme nur einen energischen Anlauf und hebe, um ein geflügeltes Wort unseres grossen deutschen Staatsmannes zu gebrauchen, unsere Hundezucht in den Sattel, reiten wird sie schon können.

Wenn ich oben auseinander gesetzt habe, welches Interesse die Hundezucht für mich um ihres wissenschaftlichen Werthes willen hat, so möchte ich nun zum Schlusse dieser einleitenden Bemerkungen auch nicht ermangeln, meine warme Theilnahme für die Züchtung des Hundes auch noch von der rein praktischen Seite her zu motiviren. Denn ich verhehle mir (gegenüber den mehrfachen, selbst von wissenschaftlicher Seite ausgehenden Bestrebungen aus neuerer Zeit, den Hund als ein kulturfeindliches und absolut gemeingefährliches und darum ganz auszurottendes Thier hinzustellen) die Gefahr nicht, in welche ich mich mit meiner Parteinahme für den Hund begeben, die Gefahr der Beschuldigung nämlich, für eine nicht nur verlorene, sondern auch gemeingefährliche Sache zu kämpfen. Ich möchte daher, um mich im voraus zu vertheidigen, Folgendes bemerken.

Ich gebe zunächst das Eine zu, dass der Hund allerdings bei weitem nicht in demselben Maasse uns einen direkten praktischen Nutzen gewährt und ein so unmittelbares und unabweisbares Kultur-Bedürfniss befriedigt wie etwa unsere landwirthschaftlichen Hausthiere. Ich will auch von der Frage ganz absehen, ob der Hund vielleicht noch einmal zu kriegerischen Zwecken Verwendung finden könne, ob die Hoffnung Derjenigen, welche ihm eine hohe sanitätsdienstliche

Mission vindiziren möchten, irgend welche Aussicht auf Erfüllung erlangen könne, denn der Hund würde auch beim Fehlschlagen dieser Hoffnung noch immer Werth genug für uns behalten, und wenn seine Züchtung auch wahrscheinlich nie eine staatliche Begünstigung wie z. B. die Pferdezucht zu erwarten haben dürfte, so soll mich das alles doch nicht abhalten auf die möglichste Züchtung im Privatwege hinzuwirken und den Hunde-Feinden à outrance entgegenzutreten. Ich gehe dabei von der Ansicht aus, dass zwischen dem Menschen und dem Hunde wesentlich sympathische Beziehungen obwalten, dass der Hund ein weit höheres Anrecht auf eine gewisse familiäre Stellung zu uns habe als alle unsere übrigen Hausthiere, so in die Augen springend auch deren direkter, praktischer Nutzen für uns sein mag. Ist doch der Hund in gewisser Beziehung, wie Brehm mit Recht sagt, das menschenähnlichste aller Thiere, vermag er doch durch seine Intelligenz und Bildungsfähigkeit, durch seine treue Hingebung und seine Theilnahme an unseren Freuden und Leiden oft genug eine derartig innige, beinahe möchte ich sagen persönliche Bedeutung für uns zu gewinnen, dass mir (diesem seinen sozialen Werthe gegenüber) alle Verketzerungen, welche sich namentlich an das landläufige Stichwort von der »hündischen Treue« anknüpfen, bedeutungslos erscheinen, ganz abgesehen davon, dass sich über den Werth oder Unwerth, beziehendlich über die Berechtigung dieser hündischen Treue noch sehr streiten lässt. Wer uns entgegnet: der Hund sei deshalb werthlos für den Menschen und müsse deshalb unterdrückt werden, weil er uns nicht, wie andere Hausthiere, einen direkten praktischen Nutzen gewähre, weil er vor allen Dingen nicht, wie z. B. das Rind und das Schwein, unserer Ernährung dienen könne, der mag ein gewandter Zahlenmensch und ein recht tüchtiger (wenn auch allerdings etwas sehr nüchterner, trockener) Geschäftsmann sein, aber ein Kenner der Menschen-

natur und ein einsichtiger Volkswirth ist er gewiss nicht, denn er ignorirt die hohe Bedeutung jener anregenden und belebenden, die Lebenskraft erhaltenden Faktoren der Freude und des Genusses, welche zwar vielleicht für den oberflächlichen Beobachter auf die absolute Existenz der Völker und auf ihre wirthschaftliche Productivität ohne Einfluss zu sein, ja welche vielleicht sogar der letzteren in gewissem Grade zu widersprechen scheinen, bei näherem Zusehen sich aber doch als ein Lebensbedürfniss und eine Lebensbedingung derselben geradezu erweisen und gewissermassen die Rolle chemischer Reagentien spielen, von denen aus sich ein ewig frischer, fröhlicher Strom freudiger Schaffenslust und begeisterten Thatendranges nach dem Kampfe um's Dasein, nach der harten Arbeit des täglichen Lebens hin ergiesst. Nehmt, rufe ich allen jenen nüchternen, trockenen Praktikern zu, nehmt dem englischen Volke seine Neigungen zum Sport, zwingt die deutschen Gesangvereine dazu, alle die Stunden, welche sie nach Eurer Ansicht gewiss recht unnütz vergeuden, auf »ernstere, fruchtbringendere« Arbeit zu verwenden, raubt dem Arbeiter seinen Sonntag, schliesst die Concert- und Tanzsäle, verwandelt die Theater in Fabriks- und Maschinenräume, reisst aus unserem Herzen die harmlose Freude an der Thierwelt und an der lebensvollen Natur überhaupt und entzieht uns schliesslich alle Freuden und Genüsse, von denen Ihr Euch keinen direkten praktischen Nutzen für das Leben versprecht! und ihr werdet in allen Fällen nur gleichwerthige Consequenzen Eueres, wie Ihr meint recht praktischen und volkswirthschaftlich richtigen Prinzips gezogen haben, aber ich glaube, Euch wäre besser, Ihr wäret nie geboren, und Euere Volkspädagogik kommt mir vor wie die eines Vaters, der seinem Kinde das harmlose Spielzeug entreissen würde, um es so schnell und so ausschliesslich wie möglich für Hauptbuch und Cours auf London zu begeistern. Anscheinend mag vielleicht das Experiment einen brillanten

Erfolg haben, wenn aber das Kind ein mürrischer, lebens- und liebe-loser Gesell wurde, den Herzlosigkeit, Thaten-Unlust, Pessimismus und Lebensüberdruß schliesslich zum Selbstmord treiben, dann wird der unglückliche Vater nicht im Zweifel sein können, dass nur jene allzusehr auf productive Thätigkeit gerichtete und von aller Lebens-Naivität entfremdende Erziehung den Quell jenes Daseins abgeschnitten habe.

»Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran!«

Auf Gegensätzen und deren Ausgleichung, auf gegenseitiger Befruchtung verschiedener zusammenwirkenden Faktoren beruht überhaupt alles Sein, und so sind auch segensreiches geistiges Schaffen und erfolgreiche wirthschaftliche Thätigkeit eines Volkes nur denkbar, wenn sein Leben in harmonischer, geregelter Abwechslung von tüchtiger, ernster Arbeit einerseits und von beschaulicher Ruhe und heiteren Genüssen andererseits dahingleitet. Zu solchen heiteren Genüssen und unschuldigen Freuden des Menschengeschlechts rechne ich aber u. A. auch seine nun einmal nicht hinwegzuleugnende Neigung zur Kultur von Hausthieren und vor allen Dingen des Haushundes, der eben aus den oben genannten volkspädagogisch-sozialen Gründen eine unendlich höhere Bedeutung für uns haben muss als z. B. das gewiss sehr nützliche Rind und das nicht zu unterschätzende Schwein. Wer diesen höheren Werth des Hundes leugnet, der kümmert sich nur um die rein materielle Entwicklung des Menschen, übersieht aber die sehr wichtigen psychischen und gemüthlichen Momente, von denen seine gesammte Entwicklung mit abhängt. Rind, Schwein und Schaf etc. repräsentiren uns nur materielle Werthe, das Pferd aber und in noch viel höherem Grade der Hund auch einen nicht unbedeutenden geistigen für unser Gedeihen. Die ersteren mögen ein sehr begehrenswerthes Ziel unseres

Magens sein, die letzteren sind ein Bedürfniss unseres Herzens, und zwar ein solches, das durch Hundesteuer, Hundesperre, Maulkorb- und Leitseil-Zwang allerdings arg bedrängt, nimmermehr aber ganz ertödtet werden kann.

Gern gebe ich allerdings zu, dass unter Umständen, und namentlich in unseren grösseren verkehrsreichen Städten, das allzu verbreitete Hunde-Halten zu einem bedenklichen öffentlichen Uebel und Unfug ausarten könne. Das kommt aber meist nicht von der Zahl der vorhandenen Hunde selbst her, sondern von dem Mangel gewisser polizeilichen Vorschriften, welche mir durchaus nothwendig erscheinen, wenn die Hunde nicht geradezu zu einer Plage und Gefahr werden und zu einer Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit der Mehrzahl durch die hunde-haltende Minderzahl führen soll. Zu diesen durchaus nothwendigen polizeilichen Maassregeln gehört vor allen Dingen das Verbot des Mitbringens von Hunden in öffentliche Verkehrs-Lokale, und ich freue mich deshalb jedesmal, wenn ich an solche Orte komme, wo in dieser Beziehung die nöthige Strenge gewahrt wird. In der That erscheint mir jenes Verbot als das allerwichtigste, als der Eckstein und Ausgangspunkt aller gesundheitspolizeilichen Massregeln gegen eine Ausartung der Hundeliebhaberei überhaupt. Dass beim Mangel eines solchen Verbots der nicht Hunde haltende Theil des Publikums von dem Hunde haltenden geradezu haranguirt wird und dass ohne ein solches der Hundehälter *katexochen* unsere öffentlichen Lokale, die doch in sehr vielen Fällen uns eine zweite Wohnung sein sollen und sein müssen, zum Viehstalle herabwürdigt, davon kann man sich leider in vielen Städten, u. a. auch in meinem Domicil Leipzig; nur zu evident überzeugen, und man braucht nichts weniger als ein Hundefeind, sondern einfach nur ein verständiger, reinlichkeitsliebender Mensch zu sein, um eine derartige Bethätigung der Thierliebe auf's Schärfste zu verurtheilen.

Es halte sich jeder in seiner Behausung (und, soweit die Rechte Anderer dadurch nicht beeinträchtigt werden, auch öffentlich) so viele Hunde als er mag, aber er trenne unter allen Umständen seinen Hundepark von den Wohnstätten und Versammlungsorten der Gesamtheit und verkenne die Kluft nicht, welche (trotz aller ihrer zoologisch-anatomischen Aehnlichkeit und Gleichberechtigung) zwischen den Existenz-Bedingungen eines Hundes und denen der Menschheit besteht.

Die Tollwuth anlangend, welche ja von den Gegnern des Hundes als Haupt-Argument gegen seine Duldung überhaupt in's Feld geführt wird, so bin ich auch hier durchaus kein so blinder Anhänger der Hunde-Liebhabelei, dass ich die furchtbare Gefahr jener für den Menschen unterschätzen und die Nothwendigkeit gewisser Vorsichts-Massregeln leugnen wollte. Wenn aber die einseitigen Gegner und Verketzerer des Hundes soweit gehen, deshalb auf die gänzliche Ausrottung unserer Hunde hinzuarbeiten, so nenne ich das »das Kind mit dem Bade ausschütten« und »à la Don Quixote gegen Windmühlen zu Felde ziehen.« Denn einerseits könnte der Staat mit derselben Consequenz die Zucht und das Halten von Schweinen deshalb verbieten, um die Trichinen unmöglich zu machen oder weil Einer gelegentlich mit dem Verschlucken eines Bissens Schweinefleisch auch zugleich einen Bürgerrechts-Brief für eine *taenia solium* mit in seinen Magen hinuntergleiten lässt. Und andererseits haben wir es gewiss in unserer Hand, der Entstehung und Verbreitung der Tollwuth in sehr energischer Weise entgegenzuwirken, wenn wir, d. h. die Hunde-Halter, im Interesse der allgemeinen Sicherheit uns zu gewissen Konzessionen verstehen.

Ausser einer hohen Hunde-Steuer, die leider nicht zu umgehen sein wird, um das Hunde-Halten nicht zur Landplage werden zu lassen und um vor Allem das gefahrvolle

Herumlaufen herrenloser Hunde unmöglich zu machen, ist die erste und unerlässlichste Massregel auch hier das schon erwähnte Verbot des Mitnehmens von Hunden an öffentliche Orte, und zwar nicht etwa blos vorübergehend für solche Zeiten, wo sich gerade Fälle von Tollwuth gezeigt haben, wie es jetzt meistens gehalten wird, sondern jahraus jahrein. Ein ferneres Haupt-Erforderniss aber ist die unbedingte Verantwortlichmachung und strengste Bestrafung Derjenigen, deren Hunde irgendwie (sei es durch Beissen oder sonstwie und sie mögen sich als toll erweisen oder nicht) Unglück oder Schaden anrichten. Man wende hiergegen nicht ein, dass eine solche Praxis die häufige Bestrafung Unschuldiger zur Folge haben werde, denn erstens wird wahrscheinlich in keinem Falle, die verschwindendsten Ausnahmen abgerechnet, der Besitzer des Hundes gänzlich ohne jede direkte oder indirekte Schuld oder Mitschuld dabei sein, sodann aber ist ja Niemand gezwungen, sich einen Hund zu halten, und wenn er sich einen hält, so muss er dem öffentlichen Interesse gegenüber auch für alle aus seiner Liebhaberei resultirenden Gefahren und Folgen verantwortlich gemacht werden, selbst wenn er ausnahmsweise wirklich ausser aller Schuld und im konkreten Falle lediglich das Opfer eines bösen Zufalls sein sollte.

Dieses Bewusstsein der unbedingten Verantwortlichkeit wird auf die Hundebesitzer von entscheidendem Einflusse sein: sie werden sich (abgesehen von solchen Hunden, die eine besondere praktische Bestimmung haben und bei denen man, wenn nöthig, doppelt vorsichtig sein wird) als Haus- und gewöhnliche Begleit-Hunde nur solche Thiere halten, welche unbedingt gutmüthig und civilisirt sind, und werden jeden abschaffen, der zanksüchtig gegen seines Gleichen oder irgendwie bissig oder heimtückisch gegen Menschen sein oder Talent zu der Unart zeigen sollte, auf die Bein- kleider harmlos Vorübergehender Attentate zu verüben oder

das Publikum sonst irgendwie zu belästigen. Weiter aber werden sich die Hundebesitzer durch die ihnen drohenden Strafen auch veranlasst sehen, den Gesundheitszustand ihrer Vierfüßler weit mehr als bisher zu überwachen und bei jedem etwaigen verdächtigen Benehmen derselben nicht nur der Sanitäts-Polizei unverzüglich Anzeige zu machen, sondern sie auch von allem Verkehr mit anderen Hunden und mit Menschen zu separiren. Da kein Hund aus dem Zustande vollkommener Gesundheit und Munterkeit plötzlich und *ex abrupto* in denjenigen der Tollwuth überspringt, sondern letztere sich stets einige Zeit vorher durch Veränderungen des körperlichen und namentlich psychischen Wesens ankündigt, so dürfte damit für die Beseitigung der aus der Wuth erwachsenden Gefahren nicht wenig, ja vielleicht Alles gewonnen sein. Und endlich: was würde sich aus den gedachten Massregeln und ihren guten Folgen für eine weitere Folge zum höchsten Vortheile nicht nur der Herren Hunde selbst, sondern auch des solche haltenden Publikums ergeben? Keine geringere als die, dass wir keinen Maulkorb für unsere Lieblinge mehr brauchten, und das wäre immerhin eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft.

Ich war früher selbst Anhänger des Beisskorb-Zwanges und ich bin es eigentlich auch jetzt noch, d. h. im Prinzip. Denn wenn es einen in jeder Beziehung (wohlverstanden: in jeder Beziehung!) guten, zweckmässigen Maulkorb gäbe, so wäre das ja schliesslich garnicht so übel. Freilich sage ich das nicht sowohl als ob ich mir davon einen besonderen Vortheil gegen die Gefahren der Tollwuth verspräche (denn ein toller Hund, welcher in seinem düsteren Drange aus dem Hause stürmt und ohne klares Bewusstsein um sich, ja oft geradezu in's Leere beisst, er wartet gewöhnlich nicht gern, bis ihm sein Herr den »vorschriftsmässigen« angeschnallt hat oder er hat so wenig ehrfurchtsvolle Scheu vor den Polizei-Gesetzen, dass er ihn unten an der ersten

Treppenstufe herunterreisst), sondern vor Allem weil man dann als Besitzer eines Hundes mit geringerer Besorgniss einem eventuellen feindlichen Zusammentreffen desselben mit anderen Hunden entgegensehen könnte, was schon immer etwas wäre. Denn wer der Ansicht und Hoffnung ist, zwei in Streit gerathene namentlich grössere Hunde könnten stets leicht und ohne Gefahr durch menschliche Intervention, u. A. durch Anwendung des Stockes, wieder aus einander gebracht werden, der hat sicherlich noch keinen wirklich energischen und rauflustigen Hund besessen.

Aber solange die besonderen Bedingungen nicht erfüllt werden und weil es scheint, dass die Voraussetzungen nicht zu ermöglichen sind, von denen nach meinem Dafürhalten jeder Werth und jeder Erfolg des Maulkorb-Zwanges abhängt und unzertrennlich ist, so kann ich nur wünschen und dafür stimmen, dass man den ganzen Plunder jenes messingenen, eisernen oder ledernen Undinges in die Rumpelkammer und zu den überwundenen Folterwerkzeugen werfe.

Ganz abgesehen nämlich davon, dass es bis jetzt noch keinen Maulkorb giebt und wohl auch nie geben kann, der allen Anforderungen entspräche, so würde alles Tragen eines solchen, wenn er die Uebertragung der Tollwuth verhindern soll, nur unter der einen Bedingung einen Sinn haben, dass auch die wirkliche Zweckmässigkeit und der taugliche Zustand des Maulkorbs polizeilich überwacht und kontrolirt werde. Es macht auf jeden einsichtigen Praktiker nur den Eindruck des Lächerlichen und der zwecklosen Belästigung der Hunde mit einem unnützen Möbel, wenn man sie mit einem Beisskorbe herumlaufen sieht, der zwar nach dem Wortlaute des Gesetzes vorschriftsmässig erscheinen mag, dessen ungeachtet man aber den Hund die ergötzlichsten Beiss- und Fress-Exerzitionen machen sehen kann. Ich hatte z. B. als Student für einen meiner grösseren Hunde ein ganzes Jahr hindurch einen (oberflächlich besehen) ganz vorschrifts-

mässigen Maulkorb, denn er trug vor allen Dingen den für die Leipziger Exekutiv-Beamten ganz besonders wichtigen, massgebenden, weil zumeist in die Augen springenden breiten Messing-Bügel in der Mitte von Stirn und Nase herunter, wer aber das hochnothpeinliche Marterwerkzeug näher untersuchte, dessen mitleidsvolle Theilnahme für die arme Hundeseele musste sich gar bald in die angenehmste Heiterkeit auflösen, denn der breite Messingbügel war auch so ziemlich Alles, woraus das fürchterliche Instrument überhaupt bestand, und seine Verbindung mit dem Kopfe des Hundes war eine so ergötzlich durch losen Bindfaden hergestellte, dass bei einem etwaigen Erdbeben entschieden auch der letzte Rest der ohnehin nicht sehr freundschaftlichen Beziehungen zwischen Castor und seinem messingenen Undinge sofort zerstört worden sein würde. Eine derartige Befolgung polizeilicher Vorschriften war gewiss nicht gerade zu billigen, aber sie erschien in bedeutend milderem Lichte und entschuldbar, wenn man erwog und täglich sehen musste, dass die Maulkörbe der Hunde anderer Besitzer eben auch nicht zweckdienlicher konstruirt waren und dass man sich im Zustande einer gewissen Nothwehr befand. Denn belegte man, in gewissenhafter Befolgung des Gesetzes, seinen eigenen Hund mit einem wirklich guten, zweckentsprechenden Beisskorbe, während alle übrigen Hundebesitzer weniger gewissenhaft waren, so kam man einfach in die Gefahr, bei einer etwaigen Rauferei seinen eigenen Hund im gewaltigen Nachtheil, vertheidigungsunfähig und von seinen (von einem schlechten Beisskorbe begünstigten) Gegnern zerfleischt zu sehen.

Sollte also der Beisskorb irgend etwas nützen und nur irgendwie den auf ihn gelegten Werth rechtfertigen, so müsste er zum allermindesten nicht blos verordnet, sondern unter allen Umständen auch polizeilich kontrollirt werden. Zu diesem Zwecke müsste jeder Hundebesitzer verpflichtet

sein, nicht nur das richtige, nöthige Verhältniss zwischen seinem Hunde und dessen Beisskorbe und des letzteren Zweckdienlichkeit sich von Hause aus polizeilich (polizeithierärztlich) bescheinigen, sondern auch in Zwischenräumen von etwa $\frac{1}{4}$ Jahre revidiren zu lassen. Eine solche wiederkehrende Revision könnte für sämmtliche Hunde der Stadt beziehendlich eines Landbezirks auf einen oder 2 bestimmte Tage verlegt und mit ihr zugleich — wovon ich mir einen überaus grossen Nutzen verspreche — eine Untersuchung der Hunde in sanitärer Beziehung verbunden werden, um nicht nur verdächtige Thiere so bald als möglich als solche erkennen und unschädlich machen, sondern auch um diejenigen Fälle ermitteln und vermindern zu können, wo der Gesundheits-Zustand der Hunde lediglich durch Verwahrlosung, übermässige körperliche Anstrengungen, ungenügende Nahrung etc. gefährdet wird.

Da aber diese Bedingungen nicht erfüllt werden können, da mir Polizei-Direktoren rund heraus erklärt haben, dass eine solche Kontrolle eine viel zu bedeutende Arbeitslast für die Sanitäts-Polizei einschliesse, als dass jemals an ihre Einführung gedacht werden könne, so muss ich entschieden mich auf die Seite der Gegner allen Beisskorb-Zwanges stellen. Ich glaube auch bestimmt, dass er (selbst vorausgesetzt, er könnte mit den soeben erörterten Garantien umgeben werden) durch die im Obigen befürwortete unbedingte Verantwortlichmachung der Hundebesitzer, eine hohe Hundesteuer und den Ausschluss der Hunde von allen öffentlichen Lokalen völlig unnöthig gemacht werden würde. Und zwar überhaupt unnöthig, d. h. auch für die Zeit, wo einmal ein Fall von Tollwuth vorkommen sollte. Denn dann werden die Hundebesitzer sich veranlasst sehen ein doppelt wachsameres Auge auf ihre Vierfüssler zu haben.

Gegen einen nur vorübergehenden Maulkorb-Zwang spricht (auch abgesehen von dem höchst problematischen

Erfolge) schon die fürchterliche Plackerei, welche sowohl für die Herren wie vor Allem für die nicht vollkommen und schon von Hause aus daran gewöhnten Hunde damit verbunden ist. Weit eher könnte ich mich entschliessen, für solche Ausnahme-Fälle das Führen der Hunde an der Leine zu befürworten, obwohl die Gegner desselben vollkommen Recht haben, wenn sie sagen, dass die Hunde dadurch gern bissig und heimtückisch werden, was ja durch das Beispiel der Ketten- und Zug-Hunde zur Genüge bestätigt wird.

Gegen den Beisskorb-Zwang, wie er bisher gewöhnlich ausgeübt wird und wie man ihn wohl allgemein auch für die Zukunft für zweckmässig und genügend hält, müsste ich mich auch noch aus einem andern Beweggrunde erklären. Fast überall da nämlich, wo derselbe herrscht, glaubt man das Wohl der Menschheit genügend gewahrt, wenn man ihm nur die grossen Hunde unterwirft, die kleineren dagegen baarhüptig herumlaufen lässt. Ich kann mir eine solche Zwitter-Massregel nur dadurch erklären, dass sie lediglich vom grünen Tische, aber schlechterdings nicht von Praktikern und Hundekennern ausgeht, und muss sie nicht bloß als eine verwerfliche Ungerechtigkeit, als ein Messen mit zweierlei Maass, sondern auch geradezu für einen Hohn auf den beabsichtigten Zweck des ganzen Beisskorb-Instituts bezeichnen. Wie dieses Institut, nach dem was ich oben über einen meiner eigenen Hunde sagte, überhaupt auf den blossen Schein basirt ist, so ist namentlich in dem letzteren Punkte handgreiflich der blose Schein das Massgebende und der Vater der ganzen Massregel. Denn man taxirt die Gefährlichkeit des Thieres nicht nach seinem ganzen Wesen und nach den über dasselbe vorliegenden Erfahrungen, sondern lediglich nach seiner Grösse und seiner entweder gewaltigen oder nichtssagenden äusseren Erscheinung. Wer es aber noch nicht weiss, dass die kleinen Hunde im Allgemeinen

viel bissiger, mürrischer, reizbarer, unverträglicher, heimtückischer, zur Erkrankung disponirter sind, der kennt eben die Hunde nicht. Dazu kommt, dass man unter den grossen Hunden, einmal weil diese im Allgemeinen weniger verzärtelt, gesünder, naturwüchsiger sind und anderseits weil ihre Besitzer in der Regel mehr an ihre Thiere zu wenden in der Lage sind, fast nie solche elende, verkommene, also jedenfalls der Tollwuth mehr ausgesetzte Köter sieht', wie sie unter den kleinen schaarenweise herumlaufen, und endlich muss ja schon wegen des ganz bedeutenden numerischen Uebergewichts der kleineren Hunde über die grossen (es wird vielleicht 1 grosser erst auf 100 kleinere kommen) die von den letzteren ausgehende Gefahr ungleich grösser sein.

Fasse ich also das Resultat meiner Erörterungen über die für alle Hundebesitzer so wichtige und voraussichtlich sogar den nächsten deutschen Reichstag beschäftigende Frage in einem kurzen Satze zusammen, so komme ich zu dem Schlusse: der Maulkorbzwang ist für die Besitzer der Hunde wie für diese selbst unter allen Umständen ein Uebel, das sich nur rechtfertigen lassen würde, wenn damit dem öffentlichen Interesse gedient werden könnte. Da aber und so lange die Garantien nicht zu ermöglichen sind, unter denen allein dieser Zweck zu erreichen sein würde, so ist und mindestens so lange ist der Maulkorb als ein zweckloses, allershand unnöthige Scherereien und Plackereien der Hundebesitzer wie der Hunde selbst und vielfach sogar nicht unbedeutende Gefahren für die letzteren in gesundheitlicher Beziehung erzeugendes Unding zu bezeichnen, dessen vermeintlicher Zweck vielmehr nur in einer hohen Hundesteuer, in einer höheren Verantwortlichkeit der Hundebesitzer und in dem unbedingten Ausschlusse der Hunde von allen öffentlichen Verkehrsorten zu erreichen und anzustreben ist.

ERSTER THEIL.

Der Zustand unserer heutigen Hunde-Rassen. — Nothwendige Arbeits-Theilung in der Hunde-Zucht wie in der Thier-Zucht überhaupt. — Die sogen. Leonberger Hunde. — Die zoologischen Systeme. — Die Entwicklungs-Theorie (Darwinismus), der Begriff der „Rasse“, natürliche und künstliche Züchtung, Abstammung des zahmen Hundes von wilden Hunde-Arten. —
Nochmals die sogen. Leonberger Hunde.

So oft wir in Deutschland eine grössere Hunde-Ausstellung gehabt haben, also namentlich bei Gelegenheit derjenigen in Hamburg i. J. 1863 und derjenigen in Altona i. J. 1869, aber auch noch neuerdings anlässlich derjenigen in Halle a. S., in Baden-Baden, in Dresden, in Berlin u. s. w. wurde jedesmal hinterher in der Presse darauf aufmerksam gemacht, dass diese Ausstellungen leider den Beweis geliefert hätten, wie sehr unsere continentale und speciell unsere deutsche Hundezucht doch noch hinter derjenigen Englands zurückstehe und dass man bei uns namentlich noch viel zu wenig auf Reinheit der Rassen halte.

Mag nun auch in England in dieser Beziehung vielleicht noch Manches zu wünschen übrig bleiben, so wird doch von keinem unparteiischen Sachverständigen geleugnet werden können, dass jener Vorwurf im Allgemeinen seine Berechtigung habe, denn in der That fehlt uns hier noch das rechte, den Engländern in viel höherem Grade eigene Verständniss für eine rationelle Zucht und das warme Interesse für reines, unvermishtes Blut. Man lässt seinen vier-

füssigen Begleiter bei uns in Heiraths-Angelegenheiten in der Regel viel zu sehr nach seinem eigenen Willen gewähren, und da hier einerseits der Zufall eine grosse Rolle spielt, andernseits aber weder unser Hector unter den Schönen seiner Umgebung sehr wählerisch zu sein, noch auch unsere Juno im Allgemeinen ein besonderes Verständniss für Ahnen-Reichthum und blaues Blut ihrer Verehrer zu offenbaren pflegt, so haben wir hier ein Chaos von Missheirathen vor uns und eine Nachkommenschaft von so verschiedenartigem, gemischten Blute, dass es uns mit der Zeit schwer, ja unmöglich werden dürfte, auch nur einige sichere Typen noch herauszufinden. Und dennoch schmeichelt sich gleichwohl fast jeder Hunde-Besitzer, ein ganz rassereines Thier zu besitzen und möchte schwören auf das Vollblut seines Pinschers, seines King-Charles oder Neufundländers.

Und selbst wenn der deutsche Hunde-Besitzer weniger gleichgiltig der fortwährenden (geschlechtlichen) Vermischung verschiedener Rassen (Kreuzung) zusähe, so würde ein anderer Umstand, der die Sönderung und das Auseinanderhalten der Rassen gerade bei den Hunden mehr als bei irgend welchem anderen unserer Haustiere gefährdet, fort und fort Veranlassung bieten, solche Kreuzungen vorzunehmen: der Umstand nämlich, dass die Anzahl der weiblichen Hunde derjenigen der männlichen gegenüber allerorten eine verschwindend geringe ist.

Ganz abgesehen nämlich von der noch nicht entschiedenen und im Allgemeinen wahrscheinlich zu verneinenden Frage, ob Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes in vielen Fällen die sogen. Wuthkrankheit des Hundes herbeiföhre, so sind wir doch genöthigt anzunehmen, dass der Cälibat für die Gesundheit unserer Hunde unter allen Umständen nicht vortheilhaft sein könne, es ist also sehr natürlich, dass der Besitzer eines Hundes diesem lieber mit einer unebenbürtigen Hündin sich zu begatten gestattet als dass er ihm

wegen Mangels einer ebenbürtigen, gleichblütigen jeden geschlechtlichen Genuss entziehen sollte.

In welcher ganz anderen, vortheilhafteren Lage als die Hundezucht befindet sich in dieser Beziehung z. B. die Pferdezucht. Hier ist das Verhältniss gerade ein umgekehrtes, denn in demselben Maasse, wie bei den Hunden das männliche (zugleich zeugungsfähige) Thier vorwaltet und eine Hündin verhältnissmässig eine seltene Ausnahme ist, so herrscht bei den Pferden bei Weitem das weibliche Element (unter den fortpflanzungsfähigen Thieren) vor. Fast alle männlichen Pferde werden ja in der Jugend zur Fortpflanzung untauglich gemacht, und die wenigen übrig bleibenden Hengste sorgen also schon durch ihre blose geringe Anzahl für eine grössere Uebereinstimmung der Nachkommenschaft. Ausserdem übt nun aber auch noch über diese wenigen Hengste der Staat eine besondere Controle aus. Er selbst hat ja die meisten von ihnen in seinem Besitz und überwacht in einem gewissen Grade die wenigen im Privatbesitz befindlichen, wirkt auch indirect durch Prämiirungen und Ankäufe guter Pferde zu militärischen Zwecken für die Hebung der Pferdezucht, sodass schon hierdurch einer unsoliden, unrationellen Züchtung ein sehr wirksamer Riegel vorgeschoben ist, wie er freilich der Hundezucht wohl nie zu Theil werden dürfte. Aber in noch viel hellerem Lichte zeigt sich uns jene günstigere, weniger gefährdete Lage der Pferdezucht, sobald wir die Geburts-Statistik bei Pferden und Hunden vergleichen. Das weibliche Pferd gebiert nur ein Junges, und ist also doch einmal ein Missgriff geschehen und eine unrationelle Paarung vorgenommen worden, so bleiben die für die Rasse nachtheiligen Folgen gewöhnlich eben auf dieses eine Junge beschränkt, denn wenn es ein männliches ist, so wird es höchst wahrscheinlich doch nie zur Nachzucht verwendet werden, als weibliches aber wird es auf die Nachkommenschaft ebenfalls nur sehr geringen

oder gar keinen Einfluss erlangen. Ganz anders dagegen, wenn eine Hündin mehrere, ja vielleicht gar ein Dutzend Junge zur Welt bringt, welche das Ergebniss einer mehr oder weniger unrationellen Kreuzung sind. Da bleiben nur zu häufig alle oder wenigstens einige leben, und welches Unheil dieselben, fruchtbar wie sie sind, dereinst anrichten können, das liegt ja auf der Hand. So kann also bei Hunden eine einzige unglückliche Paarung hinreichen, ganze Generationen zu verderben, und nirgends vielleicht dürfte sich das Dichterwort vom Fluche der bösen, forzeugend Böses gebärenden That buchstäblicher erfüllen als hier. Und wollten die verhältnissmässig wenigen Besitzer einer Hündin deren jedesmaliges Gewölfe, weil es einer Kreuzung entsprossen und also nicht reinblütig ist, dem Tode opfern, auf welche Weise sollte schliesslich die Fortexistenz des edelsten und treuesten aller Hausthiere gesichert und das Interesse der hundebedürftigen Menschheit gewahrt werden? Die jungen Mestizthiere bleiben also leben, und wenn sie erwachsen sind und auch bei ihnen die Natur ihre Rechte geltend zu machen beginnt, so fragen sie so wenig nach Adel und Herkunft ihrer oder ihres Auserwählten wie es ihre Eltern thaten, und so schreitet in unübersehbaren Progressionen die Blutmischung von Generation zu Generation fort, bis schliesslich die ganze, gesammte Hundegesellschaft eines bestimmten Territoriums eine einzige, heterogene Masse bildet, bei welcher von der Existenz eigentlicher Rassen nicht mehr die Rede ist und von deren typenlosem, verschwommenen Hintergrunde sich höchstens noch einzelne Individuen abheben, in denen infolge eines glücklichen Zufalls oder infolge der Bemühungen eines einzelnen Züchters Wesen und Formen der erlöschenden Rasse noch einmal zum Ausdruck gelangten, um dann mit dem Tode ihres Trägers vielleicht für immer von der naturgeschichtlichen Tagesordnung zu verschwinden.

So manche Hunde-Rasse, deren vielseitiger Nutzen für uns offen zu Tage liegt und deren Reinerhaltung wir deshalb wünschen müssten, wird auf diese Weise eine nach der andern von ihren Charakteren und Vorzügen entkleidet, manche andere, deren Einbürgerung und Verbreitung wir mit Freuden begrüßen müssten, wird gleich von vornherein an ihrem Aufkommen verhindert.

Und doch ist es gerade die Mannigfaltigkeit der Rassen und ihre unendliche Verschiedenheit in allen geistigen und körperlichen Eigenschaften, welche dem Hunde seinen hohen, durch kein anderes Hausthier je ersetzbaren Werth verleiht, welche ihn schon längst vor der Periode irgend welcher historischen Urkunden zum treuen Gefährten des Menschen machte, ohne welche der Beherrscher der Erde von jeher um so manche Freude ärmer, ja ohne welche in manchen Gegenden die Existenz menschlicher Wesen gar nicht möglich gewesen sein würde. »So gross die leibliche Verschiedenheit der Hunde ist«, sagt Scheitlin, »die geistige ist noch viel grösser, denn die einen Hundearten sind völlig ungelährig, die andern lernen alles Mögliche augenblicklich. Die einen kann man nicht, die andern schnell ganz zähmen, und was die einen hassen, das lieben andere. Der Pudel geht von selbst in's Wasser, der Spitz will immer zuhause bleiben. Die Dogge lässt sich auf den Mann, der Pudel nicht hierzu abrichten. Nur der Jagdhund hat eine solche feine Spürnase. Nur der Bärenhund beisst den Bären zwischen die Hinterbeine. Nur der Dachshund, dem in der Mitte ein Paar Beine zu mangeln scheinen, ist so niedrig gebaut und so krummbeinig, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können und thut dieses mit derselben Wollust, mit welcher der Fleischerhund in Bogen läuft und hinter den Kälbern und Rindern herhetzt. Zum blossen Vergnügen, sich im Arme sanft tragen zu lassen, mit der Dame auf dem Sopha zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, Ungünstlinge

anzuknurren, in der Stube zu bleiben, mit der Dame aus einem Glase zu trinken, von einem Teller zu speisen und sich küssen zu lassen, dazu wird das Bologneser- oder Löwen-Hündchen gehalten.«

Und gibt es etwa, füge ich meinerseits hinzu, eine andere Rasse, welche neben gleich grosser Muskelstärke so ausgeprägte Schwimmhäute zwischen den Zehen besässe, wie der sogen. Neufundländer Hund, um, wie dieser, stundenlang die Wogen des Meeres durchsteuern und das rettende Seil von dem gestrandeten Schiffe nach der Küste hinübertragen zu können? Oder würde eine andere Rasse als der Eskimo-Hund im Stande sein, jenen nordischen Bewohnern so bewundernswerthe Dienste am Schlitten zu leisten? Und welche andere Rasse besässe den géstreckten, schlanken Leib mit der breiten, so mächtigen Lungen Raum gebenden Brust und die behenden Füsse des Windhundes, um es diesem an Schnelligkeit und Ausdauer gleichthun zu können? Wollte ich einer althergebrachten Gewohnheit huldigen und gewissen sehr festgewurzelten Traditionen folgen, so würde ich endlich sehr gern weiter fragen: wird es etwa einer andern Rasse jemals gelingen, die Thaten Barry's, des historisch gewordenen Hundes vom St. Bernhard, vergessen zu machen? Das würde vielleicht sehr hübsch klingen und würde mir meine Beweisführung, dass unsere Hunde, um nach einer bestimmten Richtung hin etwas Tüchtiges leisten zu können, einer bestimmten, präcis ausgeprägten Rasse angehören müssen, ungemein erleichtern, denn allgemein und ohne Weiteres würde man mir beistimmen, dass nur eine Barry-Rasse Solches zu leisten vermocht habe. Wenn ich nun zwar trotzdem, aus weiter unten zu erörternden Gründen, auf dieses Argument verzichten muss, so ist doch andernseits so viel sicher, dass sich nicht jede beliebige Rasse von Hunden zu jenem eigenthümlichen, der Aufsuchung von Verschütteten gewidmeten Dienste auf dem St. Bernhard eignen würde. Wir

werden dieses so wenig erwarten dürfen als wir von einem gewöhnlichen Karrengaule verlangen können, dass er mit dem englischen Rennpferde um die Wette laufe oder von der Purzeltaube, dass sie mit der Antwerpener Brieftaube concurrirte.

Leider fehlt aber dem grossen Publikum für diese einfache Betrachtungsweise, dass nicht jede Rasse das Gleiche, sondern dass jede einzelne nur Einseitiges leisten könne, so gut wie jedes Verständniss. Ich will zum Beweise dessen nur ein Paar Beispiele anführen.

Da liegt es denn wohl auf der Hand, dass nicht jeder Hund, welcher vielleicht ein guter Stubenhund oder ein lustiger Begleiter seines Herrn ist, auch zugleich die nöthige physische Kraft und Lungenstärke besitzen werde, um am Wagen ziehen zu können. Jedermann würde lachen, wenn ich ihn fragte, ob er glaube, dass der Bologneser Seidenspitz oder der nackte afrikanische Hund ebenso gut zum Ziehen sich eigne wie beispielsweise ein grosser Fleischerhund. Aber hat sich denn schon einmal jemand die Mühe genommen, die bunte Schaar jener armen Kläffer zu mustern, welche dort keuchend und mit der lechzenden Zunge fast den Boden streifend die schwerbeladene Karre des sogen. kleinen Mannes durch's Stadtthor hereinschleppt oder hier winselnd und vor Kälte starrend neben dem Wägelchen im Rinnstein liegt? »Wer kennt die Rassen, nennt die Namen!« möchte man fürwahr hier ausrufen, denn wahrhaftig! es fehlt eben beinahe nur noch der Bologneser und der afrikanische Hund und es sind alle Rassen vertreten. Es ist aber nicht blos im höchsten Grade thöricht, Hunde jeder Rasse vor den Wagen zu spannen, weil nicht jede im Ziehen das Genügende leistet, sondern es ist auch geradezu eine Barbarei. Denn um ein guter Zieher zu sein, muss ein Hund neben der nöthigen physischen Kraft und Lungen-Kapazität auch eine geeignete Brust, geeignete Fusssohlen, geeignete Stellung der

Beine und überhaupt geeignete Glieder-Proportionen besitzen. Besitzt er dieses alles nicht oder doch nicht in hinreichendem Maasse, so wird er zwar in den meisten Fällen aus Treue und Hingebung für seinen Herrn Alles thun, was nur immer in seinen Kräften steht, aber er wird sich dabei auch sicher über kurz oder lang physisch aufreiben und einem frühzeitigen Tode verfallen.

Man hat nun mit Rücksicht auf die vielfachen Thierquälereien, welche in dieser Beziehung zu beklagen sind, wiederholt darüber gestritten, ob es nicht rätlich und durch die Humanität geboten erscheine, jede Verwendung von Hunden zum Ziehen gesetzlich zu verbieten, ja selbst auf einem deutschen Partikular-Landtage ist in den letzten Jahren jene Frage erörtert worden. Ich halte diesen Streit für unnütz. Wohin er führt, das zeigte sich auf eben diesem Landtage recht deutlich, indem man die andere Frage aufwarf, ob es dann nicht auch folgerichtig erscheine, dass die Besitzer von Equipagen in Zukunft zu Fusse gehen müssten, um ihre Pferde zu schonen. Nun, schlimmer freilich ist der Hund unter allen Umständen daran als das Pferd, wenn er ziehen muss, und ich bin gewiss nicht der Letzte, der diese Verwendung des Hundes aufrichtig beklagt, allein ich fürchte nur, dass jeder Versuch, sie gesetzlich zu verbieten, nur zu bald an der Macht der Verhältnisse scheitern würde, und wenn man die Ziege als die Kuh des Proletariers bezeichnet hat, so wird man, glaube ich, mit einem analogen Ausdrucke sagen können, dass der Hund wohl für alle Zeiten dazu verurtheilt sein werde, das Pferd des Proletariers abzugeben. Das Empörende und die Thierquälerei liegt ja auch in den meisten Fällen nicht sowohl darin, dass Hunde überhaupt ziehen müssen, sondern dass solche Hunde dabei verwendet werden, denen die zum Ziehen erforderliche besondere physische Struktur abgeht. Der Zughund, obwohl eben nur ein gewöhnlicher Zughund, muss also einer bestimmten, fest

ausgeprägten Rasse so gut angehören wie irgend ein anderer, der in seiner Art etwas Tüchtiges leisten soll, und wollte also der Staat oder wollten unsere Thierschutz-Vereine jene Quälereien zu beseitigen suchen, so müsste m. E. mit dem Ausschlusse aller einer solchen Rasse nicht angehörenden Hunde von der Verwendung zum Ziehen der Anfang gemacht werden. Eine nach dieser Richtung hin auf den Strassenverkehr ausgeübte Controle würde sich gewiss tausendmal wirksamer erweisen als jene häufigen polizeilichen Denunziationen, welche nur zu oft, (weil eine Untersuchung nicht in flagranti, sondern meist nur lange Zeit hinterher am grünen Tische möglich ist und demgemäss wegen Mangels an genügenden Beweisen und insbesondere wegen Mangels an Zeugen) resultatlos im Sande verlaufen müssen.

Bezüglich des zweiten Falles, den ich im Sinne habe, knüpfe ich an das schon erwähnte Beispiel vom Windhunde an. So leicht und natürlich es für diesen ist, die schnellste Carosse zu begleiten oder dem ungestümsten Reiter zu folgen, so schwer, ja unmöglich ist dieses für viele andere Hunde, und nicht etwa bloß für solche der kleineren und kleinsten Sorte, sondern auch und fast noch mehr für viele ganz grosse, sehr schwere Hunde. Mit Unrecht verlangen viele Besitzer solcher Hunde auch von ihnen, dass sie es, im Laufe mit einem schnellen Pferde aufnehmen sollen, aber oft genug wird man auch die Erfahrung machen können, dass sie entweder erschöpft umkehren oder dass sie gelegentlich von einem Lungenschlage getroffen zu Boden sinken, und diese Gefahr wird natürlich um so grösser sein, wenn sie etwa dabei noch ausserdem mit ungünstigen klimatischen Verhältnissen, z. B. grosser Hitze oder Sturm, zu kämpfen haben. Auch hier lehrt uns die Erfahrung, und wir sollten das nie vergessen: jede Fähigkeit oder Eigenschaft, körperlicher wie geistiger Art, welche in einem Individuum oder in einer ganzen Rasse in besonderem, ungewöhnlich — hohen

Grade entwickelt ist, sie hat sich entwickelt und musste sich entwickeln auf Kosten gewisser anderer Fähigkeiten und Eigenschaften. So wenig der nackte afrikanische Hund im rauhen Sibirien existiren könnte und so wenig wiederum der sibirische Wolfshund mit seinem rauhen, zottigen Pelze unter den heissen Sonnenstrahlen Afrika's möglich sein würde, ebenso wenig werden wir jemals durch methodische Züchtung die Grösse und das Körpergewicht irgend welcher Hausthier-Rasse bis zur Grenze der Möglichkeit zu steigern vermögen, ohne zugleich und damit ihrer Behendigkeit und Beweglichkeit Eintrag zu thun, und ebenso wenig auch ist es z. B. ein blosser Zufall, dass der Windhund zwar vortrefflichen Gesichts- und Gehörs-Sinn, aber einen sehr geringen Geruchs-Sinn besitzt. Denn seine spitze Schnauze hat ja nur für sehr kleine Nasenmuscheln Raum, in denen sich die Geruchs-Nerven weniger als bei andern Hunden entwickeln können. Und doch, wer sagte sich nicht, wenn er das schlanke, einem Schiffe vergleichbare Thier, die Luft durchneidend, dahinfliegen sieht, dass nur diese Schnauze auf einem solchen Rumpfe sitzen könne, dass nur so und nicht anders die Nase des Windhundes gestaltet sein dürfe?

Das grosse Prinzip der Arbeitstheilung, welches alle unsere wirthschaftlichen Verhältnisse durchdringt und »auf welchem alle Cultur des Menschen beruht« (Roscher), wird somit auch auf dem Gebiete der Hunde-Zucht wie der Thier-Zucht überhaupt unser Ziel sein und bleiben müssen. Wie es einzig und allein dieses Prinzip der Arbeits- und Gebrauchs-Gliederung war, welches die Engländer in den Stand setzte, »elephantenartige Karrengäule mit doppelt so grosser Zugkraft wie die eines mittleren deutschen Ackerpferdes hervorzubringen neben Wettrennern, die 3480 Fuss in einer Minute zurücklegen« oder Hämmel von 250 Pfund Fleischergewicht und »Schlachtochsen von einer Grösse der Fleischmasse und Kleinheit des Kopfes, der Beine u. s. w., dass

englische Pächter Abbildungen deutscher Viehrassen, welche man ihnen vorlegte, allen Ernstes für eine Carricatur hielten,« so werden wir auch die Veredelung und Vervollkommnung unserer Hunde nur dadurch erreichen, beziehentlich die Vorzüge, welche einzelne Rassen derselben schon besitzen, nur dadurch wahren können, dass wir auch hier den Wirkungskreis jeder einzelnen Rasse streng begrenzen und nur diejenigen Leistungen von ihr verlangen, wozu sie durch ihre besondere und gesammte organische Structur hauptsächlich befähigt erscheint. Denn wir werden die verschiedenen körperlichen und geistigen Fähigkeiten, welche sämmtliche Hunde-Rassen einzeln für sich besitzen, niemals in einer einzigen Rasse zu vereinigen mögen. Hunde, welche sehr vielen Zwecken dienen sollen, werden für keinen je das Bedeutendste leisten, ein Hund für Alles ist ein unbrauchbarer Hund.

Wollen wir daher den Werth des in gewisser Beziehung »menschlichsten aller Thiere«, wie Brehm den Hund mit Recht nennt, nicht durch unsere eigene Schuld vermindern, sondern wollen wir im Gegentheil um die möglichste Veredelung unserer Hunde bemüht sein und sie unseren praktischen Zwecken wie unserem Vergnügen so dienlich als möglich zu machen suchen, dann müssen wir vor allen Dingen für eine möglichst grosse Mannigfaltigkeit der Rassen und deren strengste Trennung und Reinerhaltung Sorge tragen, damit jede von ihnen in einer gewissen Richtung das Beste und Bedeutendste zu leisten vermöge, und müssen jener planlosen, in's Blaue hinein fortgesetzten Kreuzung zu steuern suchen, welche die körperlichen sowohl wie die geistigen Unterschiede der einzelnen Rassen nach und nach verwischt und sie früher oder später in einer einzigen Rasse aufgehen lässt, welche vielleicht alle Charaktere der verschmolzenen Rassen, aber eben deswegen keinen besitzt.

Dass die freie, ungehinderte Kreuzung der Rassen in

der That zu einem solchen Ergebniss führt, dass lässt sich in wilden, halbcivilisirten Ländern beobachten. In diesen findet man selten oder niemals von einer und derselben Thier-Species mehr als eine einzige Rasse, weil die Einwohner nicht die Mittel besitzen, ihre Thiere getrennt zu halten und dadurch ihre Kreuzungen unter einander zu verhüten. »In früherer Zeit«, sagt Darwin, »gab es selbst in einem so civilisirten Lande wie Nordamerika keine distincten Schaaf-Rassen, denn sie waren alle unter einander vermischt. Und derselbe Naturforscher macht darauf aufmerksam, dass das halbwilde Rind in den verschiedenen englischen Parks gleichförmig von Charakter ist, weil eben alle einzelnen Thiere eines solchen Parks ungehindert unter einander verkehren, dass dagegen eine jede solche Gesamt-Heerde von denen der übrigen Parks einigermassen abweiche, weil sie eben als solche Gesamt-Heerde, als Ganzes, nicht, und zwar viele Generationen hindurch nicht, unter einander gemischt und gekreuzt worden seien. Ebenso ist es gewiss nicht ein blosser Zufall, sondern steht mit dem monogamischen Geschlechtsleben der Tauben im Zusammenhange, dass wir von ihnen so zahlreiche verschiedene Rassen oder wenigstens Varietäten und Subvarietäten (man hat bis 150 gezählt) besitzen. Denn die Tauben »bleiben, verschieden von anderen Vögeln wenn sie sich einmal gepaart haben, für ihr Leben lang so,« und die gesammte, zahlreiche Nachkommenschaft eines Tauben-Weibchens wird daher Aussicht auf verhältnissmässig sehr grosse Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit, also auf »Rasse« haben, bei Weitem mehr als bei allen jenen Thieren, wo das Weibchen jede folgende Paarung mit einem andern Männchen eingeht. »Andererseits verschwinden (ausländische) Rassen von Katzen, die nach England importirt sind, bald, denn ihre nächtliche und umherschweifende Lebensweise macht es kaum möglich, freie Kreuzungen zu verhüten« (Darwin). Nach Renger haben

die Katzen von Paraguay in jedem besonderen Theile dieses Reiches auch einen eigenthümlichen, besondern Charakter angenommen, der sich unter den verschiedenen Einflüssen des Klima's im Laufe der Zeit herausgebildet hat, dagegen zeigen sie in der Nähe der Hauptstadt eine solche Veränderung nicht, weil sich hier die einzelnen Thiere häufig mit aus Europa eingeführten Katzen kreuzen.

Und um endlich aus der Hunde-Welt selbst ein Beispiel anzuführen, welches den Beweis liefert, dass die freie, unkontrollirte Kreuzung der in einem Lande vorhandenen Hunde die Existenzdistinkter Rassen ausschliesst und zur allmählichen Herausbildung einer einzigen Rasse führt, so möge hier an die verwilderten Hunde des Orients, namentlich Egyptens, erinnert werden. Da in diesem Lande von dem freundschaftlichen, vertraulichen Verhältnisse zwischen Mensch und Hund, wie wir es bei uns gewöhnt sind, nicht die Rede ist, sondern die Hunde, von allem Antheil an der Behausung des Menschen ausgeschlossen, die offenen Strassen und ihre selbstgegrabenen, in den Trümmern und Schutthaufen ehemaliger Städte angelegten Höhlen bewohnen, von dem Aase gefallener Thiere leben und von den Einwohnern missachtet und gemieden werden, sich also auch frei und ungehindert unter einander begatten, so können sich Rassen-Unterschiede bei ihnen nicht bilden, sie »gehören einer einzigen Rasse an. Sie kommen in der Grösse mit einem Schäferhunde überein, sind von plumper Gestalt und haben einen widerwärtigen Gesichtsausdruck. Die Ruthe ist lang und ziemlich buschig, wird auch in der meisten Fällen hängend getragen. Die Färbung ihres rauhen, zottigen Pelzes ist ein schmutziges, röthliches Braun, dass mehr oder weniger in das Graue oder Gelbe ziehen kann. Andersfarbige, namentlich schwarze und lichtgelbe kommen vor, sind aber immer ziemlich selten« (Brehm.)

Liegt es mir nun auch fern, zu behaupten, dass auch

bei unseren Hunden früher oder später alle Rassen-Unterschiede verschwinden werden, so muss doch soviel zugegeben werden, dass von einer Reinheit unserer verschiedenen Hunde-Rassen wenig oder gar nicht mehr die Rede sein kann. Sie sind alle mehr oder weniger mit andern gekreuzt, ja man darf wohl geradezu behaupten, dass beinahe jeder unserer Hunde etwas von dem Blute aller andern Rassen in sich habe, denn die grössten Rassen kreuzen sich mit den mittelgrossen, die mittelgrossen aber wieder mit den kleineren und kleinsten und ebenso umgekehrt. Diese allgemeine Kreuzung würde nicht oder doch nicht in demselben Maasse möglich, die Rassen-Reinheit unserer Hunde würde also nicht in so hohem Grade wie es leider der Fall ist gefährdet sein, wenn dieselben nicht sämmtlich, fast ohne Ausnahme, unter einander vollkommen fruchtbar wären. Wie es aber sich widerstrebende und mit einander unvereinbare Individuen, Varietäten und Rassen innerhalb des Rahmens einer und derselben Art im Thierreiche überhaupt nicht giebt, soweit nicht ein physisches Hinderniss die Begattung unmöglich macht, so auch nicht unter den Hunden. Einzelne Ausnahmen, wo eine gewisse Rasse eine Paarung mit ihrer eigenen Sorte gegenüber anderen Rassen vorzieht, mögen allerdings vorkommen, wie sich denn z. B. der in Paraguay einheimische haarlose Hund weniger gern mit den europäischen Rassen vermischen soll als diese unter einander. Dagegen muss betont werden, dass blosse Grössenverschiedenheit der Hunde ein absolutes Hinderniss ihrer Paarung nicht bildet. Denn wenn auch unter Umständen ein allzugrosser Abstand ihrer körperlichen Proportionen ihre geschlechtliche Vermischung unmöglich machen kann, so hat man doch oft genug fruchtbare Verbindungen von Hunden beobachtet, welche in dieser Beziehung beinahe aller menschlichen Berechnung Hohn zu sprechen scheinen.

Durch die allgemeine, uncontrolirte Kreuzung unserer

Hunde-Rassen werden nun allerdings Unterschiede wie derjenige zwischen einem Wolfshunde und einem Mopse oder zwischen einer dänischen Dogge und einem Kingcharles-Hündchen noch nicht ohne Weiteres aus der Welt geschafft, aber sie werden nach und nach geringer, die körperlichen und geistigen Eigenschaften werden auf beiden Seiten vager und unbestimmter. Man sehe sich nur einmal eine grössere Anzahl einer sogenannten Rasse angehörender Thiere an. Sind diese nicht oft genug einander beinahe ebenso ähnlich wie Tag und Nacht? Haben wir nicht oft die grösste Schwierigkeit, nur überhaupt diejenige der vorhandenen sog. Rassen ausfindig zu machen, welcher wir etwa unseren Vierfüssler zuzählen könnten? Und ist es uns nicht, wenn wir einen uns liebgewordenen und durch besondere körperliche oder geistige Eigenschaften ausgezeichneten Hund einbüssten, in den meisten Fällen rein unmöglich, ein eben solches Thier wieder aufzutreiben? Ist es nicht so, dass unsere jungen Hunde nur zu oft so herzlich wenig ihren Eltern gleichen oder im späteren Alter so wenig von dem leisten, was sie in der Jugend zu versprechen schienen? Leider ist dem so, und das Uebel ist so schlimm, dass man den meisten Gruppen von Hunden, welche man als »Rasse« zu bezeichnen pflegt, dieses letztere Prädikat geradezu absprechen muss.

Um ein Beispiel anzuführen, erinnere ich an die heutzutage populärste der sog. Rassen, an diejenige der sog. Leonberger Hunde. Von Reinheit des Blutes ist bei diesen Hunden nicht die Rede. In ihnen steckt das Blut nicht blos von 2—3 Rassen, sondern vielleicht von 10 oder noch mehr. Sie haben abwechselnd beinahe alle Charaktere, welche wir bei den andern Rassen vorfinden, aber einen haben sie ganz bestimmt nicht: einen festen, ausgeprägten Typus. Manchen, der etwas von Thierzucht versteht, möchte es vielleicht schon einigermaassen misstrauisch machen, dass die Leonberger Hunde in allen nur denkbaren Färbungen

vorkommen, weil ja die Farbe der Thiere sehr oft ein spezifischer Rasse-Charakter ist, den man nicht so leicht ändert, ohne dabei und dadurch zugleich eine Menge anderer Charaktere mit umzugestalten, m. a. W. ohne überhaupt die ganze Rasse zu einer andern zu machen. Aber selbst wenn wir dieses Bedenken ganz fallen lassen — und wir werden in der That weiter unten sehen, dass bei ganz gewissenhafter, rationeller Züchtigung eine Verschiedenfarbigkeit der Thiere auch innerhalb einer und derselben Rasse sehr wohl erzielt werden kann — so zeigen ja die Leonberger Hunde auch in allen übrigen Eigenschaften, selbst in den wesentlichsten, die grösste Ungleichheit. Unter ihnen finden wir alle Abstufungen des Haares nach Länge, Dichtigkeit und Form, denn es gibt Exemplare mit ganz rauhem, zottigem Pelze und gelocktem Haar wie es solche mit ganz kurzer, dünner und schlichter Behaarung gibt. Einige haben mächtigen Haar-Behang an Brust, Füssen und Ruthe, andere dagegen gar keinen und einen förmlichen Sauschwanz. Neben grossen Köpfen mit breiter Stirn und kurzer Schnauze sehen wir kleine Schädel mit schmaler Stirn und langer Schnauze. Nicht minder ungleich sind ihre Ohren, ihre Augen, ihre Zehen, ihr ganzer Gesichtsausdruck, und ihre Verschiedenheit in der Grösse und Bauart im Allgemeinen möchte man fast lächerlich nennen. Da aber nun die geistigen Eigenschaften eines Thieres so gut wie die eines Menschen allezeit in bestimmter Weise von seiner physischen Struktur abhängig sind, so versteht es sich weiter eigentlich ganz von selbst, dass die Leonberger Hunde eine ebenso grosse Verschiedenheit auch in ihren geistigen Fähigkeiten und Anlagen zeigen. Da gibt es die wildesten und bösesten neben den sanftesten und gutmüthigsten, grosse Talente neben ausgeprägten Dummköpfen, den Bonvivant neben dem Hypochonder, die Leidenschaft neben dem Phlegma. Mit dem Helden wechselt der

Feigling, mit dem Aristokraten der Proletarier ab, und während der eine der ausdauerndste und gewandteste Schwimmer ist, der auch ohne jede Dressur sich in die Fluthen stürzt, das untersinkende Kind den brausenden Wogen zu entreissen, sehen wir, wie dort der andere, vielleicht demselben mütterlichen Schoosse entsprossen und von demselben Vater gezeugt, hohnbellend das Ufer umkreist und durch nichts zu bewegen ist, seine Sohlen mit dem ihm unheimlichen nassen Elemente in Berührung zu bringen.

Und nun frage ich: kann man da noch von »Rasse« sprechen? Wohl schwerlich. Ich wenigstens verlange von einer »Rasse« mehr. Wir würden auch mit der Definition, welche wir von dem Begriffe »Rasse« bei wildlebenden Thieren zu geben und mit der Erwägung, welche verhältnissmässig geringen individuellen Verschiedenheiten der einzelnen Thiere wir bei ihnen zu einer sog. Rasse zusammenzufassen pflegen, in argen Widerspruch gerathen, wollten wir bei unsern Hausthieren auch auf so verschiedenartige Elemente, wie die sogenannten Leonberger Hunde, noch den Begriff »Rasse« anwenden. Und wenn man also bei diesen Thieren angesichts ihrer jetzigen Ungleichheit überhaupt noch von »Rasse« sprechen will, so kann man sie nur als eine Rasse von Hunden bezeichnen, welche etwa 65—85 Centimeter rückenhoch und entsprechend stark, mehr oder weniger behaart, im Uebrigen aber schwer zu definiren sind, eine Definition freilich, der man den Vorwurf nicht würde ersparen können, dass sie eine *contradictio in adjecto*, dass sie einen Widerspruch in sich selbst enthalte.

Es versuche es nur einmal jemand, Leonberger Hunde in grösserem Massstabe zu züchten: ich kann ihm die sichere Perspective eröffnen, dass ihn die Reinheit der sogenannten Leonberger Rasse gar bald nahezu in Verzweiflung bringen wird. So gross nämlich die Verschiedenheit dieser Thiere im Allgemeinen ist, so gross ist sie auch unter den Nachkommen

eines und desselben Elternpaares, selbst unter denen, welche das Produkt eines und desselben Zeugungs-Aktes sind. An einer und derselben Mutterbrust saugen oft zu gleicher Zeit die verschiedenartigsten Individuen, nicht blos soviel ihre Farbe, sondern auch soviel eine Menge anderer Merkmale anlangt, und oft genug ist kaum ein einziges dabei, welches die Abstammung von dem betreffenden Elternpaare zweifellos dokumentirte. Und nicht genug dieser Ungleichheit. Noch viel peiniger ist für den Züchter die anderweite durchaus nicht seltene Wahrnehmung, dass ein Theil der jungen Nachkommenschaft, trotzdem man die besten und schönsten Thiere gepaart hatte, geradezu aus ordinären Kötern besteht, die man weder selbst zur Zucht gebrauchen noch mit gutem Gewissen dem Publikum zum Ankauf empfehlen kann. Man wird sie also tödten lassen und sich damit trösten, dass wenigstens ein Paar andere von den jungen Thieren sich als in jeder Beziehung tadellos erweisen. Aber auch diese Freude wird Einem noch oft genug zu Wasser werden, denn wenn sich die Hunde auch noch so gut zu entwickeln anfangen, später schlagen sie deshalb doch nicht selten in das gerade Gegentheil um, ja es kommt vor, dass solche Hunde noch im dritten Jahre eine vollständige Metamorphose durchmachen und dass beispielsweise aus einem Thiere, das bis dahin ein schönes, zottiges Fell und eine volle, buschige Ruthe hatte, plötzlich ein kurzhaariges, kahlschwänziges, doggenartiges Individuum wird, das man nicht gern mehr ansieht.

Die Ursachen solcher Erscheinungen werden wir im 2. Theile kennen lernen. Es geht aber so viel aus ihnen hervor, dass ein Züchter von Leonberger Hunden eine eiserne Geduld besitzen und viele Jahre lang mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit die Paarung der einzelnen Individuen überwachen und alles Unkraut rücksichtslos ausjäten muss, um ihnen nur einigermassen so etwas wie Gleichförmigkeit

beizubringen und sie so allmählich zu dem zu machen, das sie bis jetzt noch nicht sind, zur Rasse. Erst dann wird er im Stande sein, dem Käufer eines jungen Hundes die Garantie zu bieten, dass sein Zögling rasse-rein, dass er Vollblut im wahren Sinne des Wortes sei. Diese Vollblutsthier werden dann vielleicht etwas einseitiger in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften sein als die heutigen Leonberger in ihrer Gesammtheit, denn sie werden nur **das** ganz bestimmte Aeussere und nur **die** ganz bestimmten Fähigkeiten aufweisen, denen der Züchter seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und welche ohne Beeinträchtigung der übrigen in einer und derselben Rasse gleichzeitig der höchsten Ausbildung fähig sind, aber der Käufer wird sicher sein dürfen, dass sie das, was sie einmal sein und leisten sollen, auch ordentlich sein und leisten werden, und das Publikum wird sich daran gewöhnen, entweder auch nur dieses Aeussere und nur diese Leistungen von ihnen zu verlangen oder aber sich einen Hund von einer andern Rasse anzuschaffen.

Uebrigens liegt ja hier das Gute zum Theil sehr nahe. Da die sogenannten Leonberger Hunde in ihrem Aeussern und in ihren Anlagen und Leistungen so verschieden sind, so hindert uns nichts — ja es wird sogar die Aufgabe unserer zukünftigen Hunde-Züchtung, wie ich mir dieselbe denke, sein müssen — die jetzt unter den einen Namen Leonberger zusammengefassten Thiere in mehrere einzelne Rassen oder Gruppen, und zwar dadurch und dergestalt, aufzulösen, dass wir zunächst aus einzelnen hervorragenden und nach gewissen Richtungen hin möglichst übereinstimmenden, ähnlichen Thieren eine besondere Gruppe A, B, C u. s. w. bilden, dass wir die Nachzucht sodann immer nur mit Individuen aus einer und derselben Gruppe (und so weit sie dem concreten Züchtungs-Ziele entsprechen) bewerkstelligen und so allmählich, durch fortgesetzte Paarung der

ähnlichsten Thiere, für jede Gruppe eine immer einseitigere, aber immer constantere Nachkommenschaft erzielen. Mit einem Worte: wir müssen aus den Leonberger Hunden der Jetztzeit durch methodische, nach verschiedenen Zielen hin steuernde Züchtung mehrere einzelne, ganz genau von einander zu unterscheidende Rassen zu machen suchen, welche nur etwa möglichste Grösse und lange Behaarung gemeinsam haben, im übrigen aber (geistig wie leiblich) für verschiedene Sonderzwecke angepasst und nach deren Richtung hin entschieden und darum einseitig ausgebildet sind.

Dass die heutigen Leonberger Hunde eine solche einseitige Typirung nicht, sondern im Gegentheil die allergrösste nur denkbare Vielseitigkeit zeigen, ist nach dem oben Ausgeführten nicht sowohl ein anerkennenswerther Vorzug, als vielmehr ein beklagenswerther Mangel. Sie leisten unter Umständen sehr Vieles, aber oft genug nach keiner Seite hin das Genügende, und diejenige Eigenschaft, welche der Käufer eines Leonberges Hundes vielleicht vor allen anderen an demselben gewünscht und erwartet, ja derentwegen allein er sich vielleicht den Hund angeschafft hatte, wird derselbe häufig gerade am allerwenigsten besitzen.

Leider sieht aber das Publikum dieses noch viel zu wenig ein, und die Folge davon ist die, dass die Leonberger Hunde in immer grösseren Dimensionen Verbreitung finden und dass auf diese Weise für unsere übrigen Hundearassen, zumal die grösseren und grössten, die Gefahr näher rückt, vernachlässigt und von den Fluthen des Mode-Hundes hinweggeschwemmt zu werden. Gibt es doch schon jetzt eine Menge Hunde-Besitzer, welche ihren Spitzer oder Pudel, die dänische oder die Bull-Dogge mit dem Leonberger vertauschen, nicht als ob sie sich von der grösseren Brauchbarkeit des letzteren überzeugt hätten, sondern in den mei-

sten Fällen nur weil sie blinde Diener der Mode sind. Im Interesse aber unserer Hundezucht im Allgemeinen muss man das aufrichtig beklagen, denn es kann nicht eindringlich genug gesagt und nicht oft genug wiederholt werden: nur in der Ausbildung der verschiedensten Rassen haben wir die grösste Vollkommenheit unserer Hunde zu suchen, ein Hund für Alles ist und bleibt ein unbrauchbarer Hund.

Wer sich einmal mit den Lehren Darwin's vertraut gemacht hat, der möchte nun am Ende der Meinung sein, dass die grosse Verschiedenheit der sogen. Leonberger Hunde lediglich in der allgemeinen Variabilität des thierischen Organismus, wovon ich weiter unten eingehend sprechen werde, ihren Grund habe, allein, dem Himmel sei Dank, so gross ist diese Variabilität denn doch nicht.

Ebenso ist die oft gehörte Ansicht total falsch, dass an dem charakterlosen, degenerirten Zustande dieser sogen. Rasse das Verfahren der Verwandtschaftszucht, der zu engen Inzucht, schuld sei. Denn die Inzucht ist, wie ich im 2. Theile zeigen werde, ganz und gar nicht so schädlich wie man gewöhnlich glaubt, ja, wenn verständig gehandhabt, sogar eine so vorzügliche, für die Rassen-Bildung segensreiche Massregel, dass man nur wünschen könnte, sie würde auf die sogen. Leonberger Hunde in recht ausgedehntem Maasse angewendet, woran leider bis jetzt niemand auch nur im Traume gedacht hat. Vielmehr ist es auch hier das unselige Kreuzungs-Unwesen und der Rassen-Mischmasch, worin wir zunächst die Ursache jener totalen Ungleichheit zu suchen haben. Wie es bei uns und überall zugeht, so auch in Württemberg, wo ja die sogen. Leonberger Hunde am verbreitetsten sind, insbesondere in der Umgegend von Stuttgart. Wenn ein schwäbischer Bauer oder Metzger oder Gastwirth (oder was der Mann sonst sein mag) eine Hündin besitzt, welche nur einigermaßen die Grösse einer Katze über-

ragt, sie möge einer Rasse angehören, welche es auch sei, Metzgerhund, Dogge, Milchwagenhund, Schäferhund, Jagdhund, Neufundländer u. s. w. oder auch, und das ist am häufigsten der Fall, gar keiner ganz bestimmten, definirbaren Rasse, so lässt man diese Hündin von irgend einem sogen. Leonberger Hunde belegen, denn die jungen Leonberger Hunde werden ja jetzt gut bezahlt und auf das Bisschen Metzgerhund oder Schäferspitz, das da mit hineingeschuggelt wurde, kommt es ja am Ende nicht an, man macht sich schliesslich auch darüber keine grossen Bedenken, dass auch vielleicht der belegende männliche Hund schon ein recht zweifelhafter Leonberger war, dass er vielleicht eine doggenartige Hündin seine Mutter nannte oder dem Schoosse einer jagenden Diana entstieg. Das sind ja Kleinigkeiten. Hat die junge Nachkommenschaft nur einigermaßen einiges Haar auf der Haut, um nicht mit den nackten afrikanischen Hunden verwechselt werden zu können, so wird sich die Sache schon machen, mit Hilfe gewisser Herren, welche im Auslande noch immer für die eigentlichen und wie von der Vorsehung dazu auserkorenen und privilegirten Züchter der Leonberger Hunde gelten und deshalb jährlich mehrere Hunderte davon aufkaufen, mit deren Hilfe also wird sich, hofft man, die Sache schon machen, man wird die Hunde schon an den Mann bringen. Und siehe da! wie berechtigt ist im Allgemeinen diese Zuversicht, man bringt die Hunde in der That an den Mann. Denn die Liebhaberei für Leonberger Hunde ist gross und der Mann — — — ist meistens sehr weit. »Aber«, wird man mir von den verschiedensten Seiten einwenden, wir wissen ja aus der »Gartenlaube« und andern Zeitschriften ganz genau, woher die Leonberger Hunde kommen, dass sie von dem berühmten Hundezüchter Essig in Leonberg bei Stuttgart seit vielen Jahren gezüchtet werden«. Nun, nach der gewaltigen Reklame, welche sich der p. p. Essig

in den gelesensten Blättern Deutschlands, in Wort und Bild, seit Jahren gemacht hat beziehentlich (soweit sein eigenes litterarisches Budget den nöthigen Aufwand nicht zu bestreiten vermochte) von seinen Geschäfts-Freunden hat machen lassen und noch heutzutage fortwährend, besonders bei Gelegenheit von Hunde-Ausstellungen, machen lässt, ist ein solcher Irrthum allerdings erklärlich, allen Denen aber, welche noch nicht in Leonberg waren und in diesem Irrthum noch immer befangen sind, sei es hiermit gesagt, dass es eigentliche Hundezüchtereien in Württemberg ebenso wenig gibt wie überhaupt bis jetzt in Deutschland (denn einzelne Versuche und Anfänge dazu, die Zucht in kleinerem Massstabe und mit einzelnen wenigen Thieren, sind ja noch keine wirkliche Hundezüchtereien in dem von mir betonten Sinne), am allerwenigsten aber eine solche an demjenigen Orte, wo sie von aller Welt vor allen Dingen gesucht wird, in Leonberg. Der p. p. Essig hat überhaupt auf die Züchtung der nach seinem Domizil benannten Rasse gar keinen Einfluss. Er kauft in der That die Hunde, welche er selbst zu züchten vorgibt und welche er so gern in selbstgefälliger Eitelkeit als »meine Rasse« bezeichnet und in hochtönenden Phrasen als solche anpreist, von andern Leuten, kauft sie wo er sie findet, ganz besonders wo er sie recht billig findet. Dass da manchesmal manches werthlose Thier mit in den Kauf genommen werden muss, sei es weil man nicht gerade ein besseres oder ebenso billiges aufzutreiben vermag und doch irgend so ein türkischer Pascha oder ein russischer A-B-C-witsch die Ankunft seines Nero nicht erwarten kann, oder sei es weil sich die Besitzer von Milhhunden nur dazu verstehen, den ganzen Wurf auf ein Mal herzugeben, das versteht sich von selbst, und dass der auf diese Weise mit in den Kauf genommene Ausschuss durchaus nicht getödtet, sondern unter allen Umständen ebenfalls weiter verkauft, d. h. nach Norddeutschland und in's Ausland verschickt

wird, wenn auch manchmal zu einem sehr billigen Preise, das ist eine für ganz Württemberg so vollkommen notorische Thatsache, dass sie keines Beweises bedarf.

Ob es wohl hiermit zusammenhängt oder ob das der rücksichtslose Darwin mit seiner Variabilität verschuldet hat, dass schon so mancher Besitzer eines aus der vermeintlich einzig-wahren Züchtereier in Leonberg bezogenen Hundes schlaflose Nächte verbracht haben soll, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte die Erscheinung seines Vierfüßlers mit seinen eigenen vorgehegten Erwartungen und mit gewissen weltbekannten Holzschnitten aus der »Gartenlaube«, der »Leipziger illustr. Zeitung« u. a. Blättern in Einklang zu bringen? Darüber täusche man sich doch ja nicht: so schön und ausgezeichnet in jeder Beziehung auch einzelne Leonberger Hunde sind, die grosse Masse ist es nicht. Dem Gesamtbilde, welches man sich der Essigschen Reklame zufolge gemeinhin von einem Leonberger Hunde macht, entsprechen von je 100 kaum etwa 4 bis 5, weitere 10 Prozent etwa sind mehr oder weniger empfehlenswerth, alle übrigen aber sind entweder geradezu unbrauchbar oder doch zum Mindesten nicht mehr werth als einer von jenen gewöhnlichen, ordinären Hunden, wie wir sie anderwärts auch haben und entweder geradezu geschenkt bekommen oder doch für wenige Groschen kaufen können. Denn ein nichtsnutziger und gewöhnlicher Hund bleibt unter allen Umständen ein nichtsnutziger und gewöhnlicher Hund, mag er nun den Namen Leonberger oder Gott weiss welchen andern führen. Das sollte jeder, der sich einen sogen. Leonberger Hund anzuschaffen beabsichtigt, wohl erwägen und sollte lieber, wenn er kein gutes Exemplar bezahlen kann, von seinem Vorhaben ganz abstehen als sich einen nichtsnutzigen oder ordinären Köter zu kaufen, selbst wenn er ihn zu einem Spottpreise haben kann.

Von Allen aber, welche sich mit der Zucht oder mit

dem bloßen An- und Verkaufe von Leonberger Hunden befassen, ist es kaufmännisch-falsch und unverantwortlich zugleich, wenn sie, was eben häufig genug geschieht, solche billige, d. h. werthlose und gemeine Thiere verschicken. Es ist kaufmännisch-falsch deshalb, weil dieselben doch immerhin, auch wenn sie wenig kosten, als Leonberger Hunde gelten und die Rasse in Misskredit bringen müssen, und ich könnte durch Zahlen beweisen, dass man sich sehr im Lichte stehen würde, wollte man hier nach dem Grundsätze verfahren: »die Menge muss es bringen«. Das übrigens nur beiläufig, denn das geht mich nichts an und jeder mag es in dieser Beziehung halten wie er will. Wenn ich aber das eben erwähnte Verfahren auch als unverantwortlich bezeichnet habe, so vindizire ich mir dazu das vollste Recht. Denn jeder, der sich einen sogen. Leonberger Hund kommen lässt, der setzt dabei unter allen Umständen voraus, dass derselbe auch dem Bilde und den Erwartungen entspreche, welche man sich allenthalben von einem solchen Thiere macht und nach der gewaltigen Reklame machen muss. Sehr, sehr viele aber von den Hunden, welche als Rasse-Thiere in den Handel kommen, kontrastiren mit diesem Bilde und mit diesen Vorstellungen in beinahe allen Beziehungen und haben nur für Leute einen Werth, denen der blosse Rassen-Name eines Hundes über Alles geht und die im Stande sind, einen Leonberger Hund lediglich deshalb für schön und ausgezeichnet zu halten, weil sie ihren Freunden jetzt mit Stolz und Genugthuung jene »Originalkiste« zeigen können, in welcher der berühmte Züchter das noch berühmtere Thier geschickt hat.

Armer, erprobter Neufundländer! armer, in treuem Dienste ergrauter Däne! die Ihr vielleicht blos deshalb von Eurem undankbaren Herrn verstossen wurdet, um nicht die Eifersucht des neuen schwäbischen Ankömmlings zu erregen oder weil nun nicht Raum genug mehr in der kleinen Hütte

war für alle, was würdet Ihr sagen hierzu, wenn Ihr in menschlichen Lauten zu uns reden könntet! „*Mundus vult decipi*“ würdet Ihr sagen, denn Ihr würdet Euch schämen, es in Eurer ehrlichen deutschen Muttersprache und für jedermann verständlich auszusprechen was Euer Inneres bewegt und empört. Mich aber lasst den Dolmetsch Eurer Gefühle sein und es der Welt erklären, wie unrecht sie so oft an Euch handelt und wie sehr sie sich oft selbst betrügt. Denn wie gar Mancher schon hat sich beispielsweise einen jungen Leonberger Hund gekauft, der sich später, nachdem er eine Reihe der wunderlichsten körperlichen Verwandlungen durchgemacht hatte, als einer jener gewöhnlichen, rasselosen Köter entpuppte, die man Hofhund, Zughund, Metzgerhund oder sonst wie, auf keinen Fall aber schön und werthvoll nennen kann. Denn das ist der Fluch jener unseligen, in's Blaue hinein betriebenen und von keinem bestimmten Züchtungs-Ziele geleiteten Rassen-Vermischung, dass man nie mit Sicherheit oder selbst nur Wahrscheinlichkeit die spätere Entwicklung, das Aussehen und die Eigenschaften der aus einem solchen Rassen-Mischmasch hervorgegangenen Thiere vorhersagen kann. Der angebliche Züchter in Leonberg ist freilich klug genug, in dieser Beziehung jede Garantie für die von ihm bezogenen Hunde (zum Mindesten junge) ausdrücklich abzulehnen. Selbstverständlich. Eine solche Garantie kann man bloß (und selbst dann nur bis zu einem gewissen Grade) für solche Hunde übernehmen, die man entweder selbst jahrelang rein gezüchtet hat oder die wenigstens von Andern notorisch rein gezüchtet worden sind, nicht aber für solche, die man im ganzen Lande zusammenkauft und über deren Abstammung man oft genug nicht die geringste oder wenigstens keine zuverlässige, allen Zweifel ausschliessende Wissenschaft hat. Dass der pp. Essig durch eine geschickt angelegte, aber den Thatsachen in's Gesicht schlagende Zeitungs-Reklame das Publikum glauben gemacht

hat und noch glauben machen will, er züchte wirklich die geradezu wie sein Eigenthum angesprochene Rasse selbst und züchte sie rein und rationell, das ist nach dem oben Ausgeführten eine Dreistigkeit, gegen die man nicht genug protestiren und eine Willkür, die man nicht rücksichtslos genug an den Pranger stellen kann, und man gebraucht noch eine sehr milde, euphemistische Bezeichnung, wenn man erklärt: die gesammte Reklame, welche der etc. Essig für seine Züchtereier als solche gemacht hat, ist eine grobe Entstellung der Wahrheit und läuft auf eine Mystifikation hinaus, wie sie schlimmer wohl kaum je dem Publikum geboten worden ist und je wieder geboten werden kann.

An diesem Sachverhalte wird selbst dadurch nicht das Mindeste geändert, dass vor einiger Zeit, als ich in einer kleinen Broschüre über sogen. »Berghunde« den soeben geschilderten Zusammenhang mit ein Paar ganz kurzen Bemerkungen andeutete, drei Professoren der Stuttgarter Thierarzneischule, die Herren Dr. Jaeger, Dr. Vogel und Dr. Berlin dem pp. Essig durch ein schriftliches Gutachten seine angebliche züchterische Thätigkeit und seine angeblichen Verdienste um die sogen. Leonberger Hunde zu bescheinigen versucht haben.

Dass der pp. Essig in seiner naiven, namentlich die Leser des »schwäbischen Merkur« ab und zu beglückenden Manier Widerspruch gegen meine Schrift erheben würde, war allerdings vorauszusehen. Indessen sind solche Stilübungen so harmlos und von einer solchen unwillkürlichen Komik, dass man sie als hochwillkommene, weil erheiternde und damit die Gesundheit fördernde Frühkaffee-Lektüre ansehen kann, und ich würde daher die Opposition des pp. Essig, wäre sie von seiner höchsteigenen Person allein ausgegangen, gerade so haben auf sich beruhen lassen dürfen und müssen wie jenen Schmutz, welchen der durch meine Schrift in seinen süßen Gewohnheiten gestörte Pöbel nach mir ausspie.*)

*) Man wolle gefl. die Anmerkung am Ende des Buches (vor dem Anhang) vergleichen.

Ganz anders aber natürlich, wenn wissenschaftlich gebildete und ehrenwerthe Männer, vor Allem wenn ein Mann von dem wissenschaftlichen Rufe des Herrn Prof. Dr. Gust. Jaeger, der berühmte Darwinianer, gegen mich und für den pp. Essig Partei ergreift, also indirekt mich als Verleumder hinstellt. In diesem Falle würde man mir mit vollem Recht ein etwaiges Stillschweigen als einen Rückzug, als ein Bekenntniss meines Irrthums oder meiner Schuld deuten, und ich denke nicht im Entferntesten daran, von dem in meiner Broschüre sowie hier über die angebliche Hundezüchtereii in Leonberg Gesagten auch nur das kleinste Tüpfelchen des i zurückzunehmen.

Im Gegentheil: bei aller Hochachtung vor der wissenschaftlichen Bedeutung der genannten drei Herren und vor allen Dingen derjenigen des Herrn Dr. Gust. Jaeger gedenke ich, sobald ich die Zeit dazu finden werde, in einer besond. Schrift und ausführlicher, als es an dieser Stelle hier möglich sein würde, den Nachweis zu erbringen, dass meine verehrten Herren Gegner doch nicht so vollständig wie sie meinen von den einschlagenden Verhältnissen unterrichtet sind, dass sie u. A. viel zu viel Werth auf die Geschäftsbücher des p. p. Essig (die Herren selbst beziehen sich ausdrücklich hierauf) und andernseits viel zu wenig auf das Thun und Treiben der württembergischen Hundehändler in Stadt und Land gelegt haben. Ja, ich fürchte sogar nachweisen zu müssen, dass das erwähnte Gutachten mehrere wissenschaftlich höchst bedenkliche biologische Grundsätze aufstellt, die man im Interesse der gesammten wissenschaftlichen Thierzucht wie ich glaube nimmermehr ruhig hinnehmen darf und die vielleicht von berufenerer Seite als der meinigen schon längst eine Widerlegung gefunden hätten, wenn das Gutachten, anstatt lediglich in den Geschäftsfreundes-Kreisen des p. p. Essig zu cirkuliren, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht worden wäre.

Ueberhaupt ist für mich die ganze Frage der sogen.

Leonberger Hunde und ihrer angeblichen Züchtung durch den p. p. Essig keine irgendwie persönliche, sondern eben eine wissenschaftliche und sachliche. Wäre sie das nicht, so hätte ich mit Vergnügen auf jede Polemik darüber verzichtet, denn die Persönlichkeit des angeblichen Züchters in Leonberg wird wohl nicht einmal von diesem selbst für so wichtig angesehen werden, um als solche und für sich den Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung bilden zu können. Es handelt sich aber eben nicht um die völlig gleichgültige Person des p. p. Essig, sondern es handelt sich um die Frage, ob wir überhaupt noch im Stande sein werden, wirkliche Rassen von Hunden zu erzüchten oder ob diese Möglichkeit ausgeschlossen und selbst bei rationeller Züchtung nur mehr solcher charakterloser Mischmasch wie die sogen. Leonberger der Jetztzeit zu erzielen ist, ja es handelt sich um den ganzen, für die Wissenschaft nichts weniger als gleichgiltigen Begriff der »Rasse« überhaupt und um eine Klarstellung und Bekämpfung aller jener unklaren und falschen Vorstellungen, welche sich an die berüchtigte »Constanz« und die wesenlose Schein-Existenz der »reinen Rasse« anknüpfen. Wenn nämlich die schwäbischen Hunde wirklich rationell und rein und von einem einzigen oder doch nur wenigen zuverlässigen Züchtern gezüchtet würden, so wäre der bodenlose Zustand, in welchem sich dieselben im Allgemeinen befinden, ein trauriges, aber unwiderlegliches Zeugniß dafür, dass überhaupt bei Hunden, ja dass schliesslich bei unseren Hausthieren überhaupt jeder Versuch einer methodischen Züchtung ein eitles, fruchtloses Beginnen sei, und wir könnten uns jede Mühe sparen, unsere Nero's und Ami's verbessern und veredeln zu wollen und die Flinte ruhig in's Korn werfen. Es wäre, wie ich schon in meiner Einleitung sagte, traurig bestellt um die von der Wissenschaft mit Recht so hoch gehaltenen Gesetze der Vererbung, traurig um unsere ganze wissenschaftliche und praktische Thierzucht, wenn

sich nicht mehr leisten, wenn sich nicht wahre Rassen, nicht wirkliche, zuverlässige Typen erzüchten liessen.

Aber glücklicherweise brauchen wir diese Hoffnung durchaus nicht aufzugeben, denn die Vererbung »ist kein leerer Wahn«. Wir brauchen von dem was sie uns bietet nur den rechten Gebrauch zu machen und wir werden Alles erreichen was wir nur wünschen können.

Freilich darf es eben so wie bisher nicht fortgehen, es kann uns hier nur durch eine rationelle, auf Wissenschaft und praktische Erfahrungen basirte Züchtung (vor allen Dingen wenigstens und solange keine Kapitalisten für die Sache zu gewinnen sind durch Anlegung von Depots für männliche Zucht-Thiere) geholfen, dann aber auch sicherlich wirklich Grossartiges geleistet und beispielsweise die schwäbischen Hunde schon in wenigen Generations-Folgen zu einer Rasse gemacht werden, die an Schönheit, Grösse und sonstigen werthvollen Hunde-Eigenschaften geradezu als unübertrefflich zu bezeichnen sein würde.

Es bedürfte dabei nur (wie ich schon oben einmal andeutete) gewissermassen der Vervielfältigung solcher einzelner hervorragender Pracht-Exemplare, wie sie ab und zu unter diesen Hunden vorkommen, m. a. W. nur der konsequenten Benutzung derselben zur Nachzucht und die »Rasse« würde schon nach verhältnissmässig wenigen Generationen vor uns stehen: gross, edel und an Schönheit Alles überstrahlend was bisher dagewesen.

Gänzlich verkehrt und auf einem totalen Mangel biologischer Kenntnisse beruhend ist die Ansicht Derjenigen, welche meinen, die schwäbischen Hunde könnten deshalb nie zur Rasse gemacht werden, weil sie aus einer Mischung verschiedenen Blutes hervorgegangen seien oder dass sie doch, selbst wenn sie jemals eine Rasse werden sollten, dann immer nur eine »Misch-Rasse« bleiben und gegenüber »reinen« Rassen von untergeordnetem Werthe und

namentlich einer zuverlässigen Vererbungskraft unfähig sein müssten. Gänzlich verkehrt, wiederhole ich, ist diese Ansicht. Denn es gab und gibt überhaupt gar keine etwa von Gott fix und fertig »erschaffenen«, unwandelbaren, in dem gewöhnlichen Sinne »reinen« Rassen. Vielmehr sind alle, selbst die ältesten, etwas allmählich Entwickeltes, Gewordenes, durch mehr oder weniger natürliche oder künstliche Züchtung nach und nach Aufgebautes, wobei die Natur und die Anzahl der dazu verwendeten Bausteine schliesslich völlig bedeutungslos sind. Ja, schon die bloßen Begriffe »Mischrasse« und »reine Rasse« sind ein Unding, eine *contradictio in adjecto*, und der wahre Gegensatz ist nicht: »reine Rasse« und »Mischrasse«, sondern »Rasse« an sich und »Rasselosigkeit« überhaupt.

Dass ich an diesem Standpunkte unerschütterlich festhalte und aus wissenschaftlichen Gründen festhalten muss, dass ich deshalb z. B. nicht mit in das Horn der bedingungslosen Gegner aller sogen. Leonberger Hunde überhaupt stosse, sondern vielmehr, das Gute überall gern nehmend wo ich es finde, den Weizen von der Spreu wohl zu scheiden weiss und mir durch die Werthlosigkeit dieser Hunde im Ganzen den Blick nicht so weit trüben lasse, dass ich das mancherlei in ihnen steckende Gute und theilweise sogar Unübertreffliche nicht anerkennen und schätzen sollte, das hat man mir, wie sich voraussehen liess, von verschiedenen Seiten als Inkonsequenz ausgelegt.

Ich darf diesen Vorwurf wohl auf sich beruhen lassen. Zoologisch- oder überhaupt naturwissenschaftlich-gebildete Männer dürften ihn schwerlich erheben. Diejenigen aber, welche durchaus nicht sehen wollen, dass weiss weiss und schwarz schwarz ist, sie mögen sich meiner wegen ein eigenes Schiff ausrüsten, um sich einen »echten« Neufundländer aus seiner meer-umspülten Ur-Heimath zu holen oder mögen sich einen »reinen« Bernhardiner kaufen, der »nachweislich«

seinen Stammbaum auf die bekannte Mumie des Berner Museums zurückführen kann, oder sie mögen sich mittels »Original-Kiste |und Original-Frachtbriefs« einen unfehlbar »echten Leonberger« aus der angeblichen »Züchterei« in Leonberg kommen lassen oder sie mögen sich endlich, wenn sie sonst einen Hund »reiner« Rasse wünschen, an einen der hochweisen »kynosophischen« Gelehrten der »Gartenlaube« um eine Quellen-Angabe wenden, dann werden sie ja wohl alle und in alle Wege ihre Rassen-Sehnsucht zu stillen vermögen. Für sie aber schreibe ich überhaupt nicht. Denn um solche Unverbesserliche zu bekehren und um die mit ihren Ideen noch in der Eiszeit der alten Rassen-Konstanz-Theorie Lebenden oder die an allgemeinem wissenschaftlichen Daltonismus Leidenden zu überzeugen, würde selbst eine gewandtere und berufenere Feder als die meinige vergebens ihre Tinte verspritzen.

Bisher fehlt es uns aber an einer rationellen Züchtung der gedachten Art sowohl bei den sogen. Leonberger Hunden wie bei allen andern sogenannten Rassen durchaus, und Jeder, der es mit einer Verbesserung unserer Hundezucht ernst und ehrlich meint, muss vor allen Dingen (selbst auf die Gefahr hin, dafür angefeindet und vom Pöbel mit Schmutz beworfen zu werden) und mit allen Kräften darnach streben in dieser Beziehung die Wahrheit und Aufklärung zu fördern und dafür zu sorgen, dass bis in die äussersten Schlupfwinkel des Irrthums und der Lüge »mit der Fackel hineingeleuchtet werde«. Denn solange wir nur über die Krankheit klagen, ohne ihre pathologischen Ursachen und ihren Sitz sehen zu wollen, solange wir z. B. das sich für sogen. Leonberger Hunde interessirende Publikum in dem unheilvollen Grund-Irrthume beharren lassen, diese Hunde würden in einer rationellen Züchterei in Leonberg oder sie würden überhaupt nur rationell gezüchtet und wären nur deshalb so charakterlos und unzuverlässig, weil sie aus

einer Mischung verschiedenen Blutes hervorgegangen und deshalb keine »reine« Rasse seien, also demzufolge auch nicht »konstant« sein könnten, so lange wird es nicht tagen können in unserer Hundezucht und werden die von einzelnen Begeisterten ersehnten und geträumten Begriffe »Zucht« und »Rasse« wohl die ideale Vorderseite der Medaille, die tatsächliche, hässliche Kehrseite dagegen werden der Hundehandel und der Rassen-Mischmasch sein, und die wohlgemeinten Besserungs-Versuche Einzelner (erst neuerdings ist wieder ein solcher Versuch, und zwar sogar von einem deutschen Prinzen, unternommen worden) werden unter-sinken in den Wogen der Konkurrenz und ersäuft werden von den trüben Fluthen der Marktschreierei und der im Cliquenwesen wuchernden Reklame.

Die grosse Verschiedenheit der schwäbischen Hunde hat zu den verschiedensten Irrthümern und Absurditäten, namentlich auch in Bezug auf die Benennung der sogen. Rasse, geführt. Nach dem, was ich soeben über den Ursprung der q. Hunde und über das Verhältniss oder vielmehr Missverhältniss gesagt habe, in welchem der Ort Leonberg zu ihrer Züchtung steht, ist schon die Bezeichnung »Leonberger« ein *nonséns*, denn ihre Etymologie erinnert gar zu sehr an das alte *lucus a non lucendo* oder, um einen etwas trivialen Vergleich zu gebrauchen (*sit venia verbo*), an die Jauersche Wurst, die schliesslich überall, nur nicht in Jauer gemacht wird. Ebenso unmotivirt ist aber ferner die Benennung »Böblinger« Hunde, denn in Böblingen (obgleich man auch hierfür schon einmal Reklame zu machen versucht hat) gibt es ebenso wenig wie in Leonberg eine Hundezüchterei, und wenn solche willkürliche Benennung Nachahmung finden sollte, so werden wir schliesslich dahin kommen, den Begriff der »Rasse« in Zukunft nicht mehr auf die Uebereinstimmung unserer Hunde in gewissen wesentlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften zu gründen, sondern die-

selben einfach nach dem Namen desjenigen Ortes zu bezeichnen, von wo aus sie lediglich in den Handel gebracht werden, oder man wird sonst irgend einen neuen Namen erfinden, und wir werden dann das Unglaubliche erleben oder vielmehr wir erleben es schon jetzt, dass einer und derselbe beispielsweise auf irgend welchem schwäbischen Bauernhofe geborene Hund heute als »reinste Böblinger Rasse« angepriesen wird, morgen aber in der Zeitung als »echtes Leonberger Vollblut« figurirt und ein drittes Mal uns vielleicht als »Zahnaer Berghund« vorgestellt wird und was dergl. Unsinn mehr ist.

Namentlich mit der zuletzt angeführten Bezeichnung wird neuerdings ein geradezu unerhörter Missbrauch getrieben, mit dessen Erörterung ich übrigens die geehrten Leser hier verschonen will, um so mehr, als ich darüber die schon oben besprochene selbständige kleine Broschüre veröffentlicht habe.

Dass die Bezeichnung »Berghunde« an sich, d. h. von jenem Missbrauche abgesehen, eine ganz glücklich gewählte und ihr ausschliesslicher, consequent durchgeführter Gebrauch an Stelle der jetzt üblichen buntscheckigen Benennungen für die sogen. Leonberger Hunde ganz zweckmässig sein würde, soll damit nicht bestritten werden. Ich halte im Gegentheil den auf der Cannstatter Hunde-Ausstellung i. J. 1873 gemachten Versuch, die Leonberger Hunde fortan ausschliesslich »Berghunde« zu nennen, für einen vollkommen gerechtfertigten und bedaure nur, dass es eben beim bloßen Versuche geblieben ist. In der That würde der Name »Berghunde« mehr als jeder andere an den wahren Ursprung der Hunde erinnern, denn, so wenig dieselben eine ursprüngliche, primitive Rasse sind und so viele verschiedene andere Rassen auch zu ihrer Entstehung beigetragen haben mögen (den Entwicklungs-Prozess der Rasse in dieser Beziehung geradezu nachzuweisen, ist schlechterdings unmöglich

und was der p. p. Essig in Leonberg darüber zu erzählen beliebt ist eben ein Märchen), soviel steht wohl fest, dass grössere, langbehaarte, zottige Hirten-Hunde von Gebirgs-Bewohnern, z. B. der verschiedenen Alpen-Züge, den Haupt-antheil daran haben.

Damit ich in dieser Beziehung nicht etwa missverstanden werde, will ich gleich hinzufügen, dass ich hierbei an die berühmten Bernhardiner zunächst nicht denke. Die alte Bernhardiner-Rasse (wenn es überhaupt eine solche im wahren Sinne des Wortes gegeben hat, was ich sehr bezweifeln muss) hat zu dem Blute der sogen. Leonberger Hunde vielleicht auch ihr Theil geliefert, allein jedenfalls viel weniger als die oben erwähnten langhaarigen Hirtenhunde, und man würde deshalb sehr fehl greifen, wollte man die schwäbischen Hunde etwa gewissermassen als eine Fortsetzung der alten Bernhardiner ansehen. Wenn aber der angebliche Züchter in Leonberg behauptet hat, »seine Hunde«, wie er sich ja so gern auszudrücken beliebt, seien auf dem grossen St. Bernhard an die Stelle der alten Barry-Rasse getreten und würden zu dem ähnlichen Dienste auch auf dem St. Gotthard verwendet, und wenn er dadurch sehr viele Leute zu der Willkürlichkeit verleitet hat, dieselben ab und zu auch als St. Bernhards- oder St. Gotthards-Hunde zu bezeichnen, so möchte ich zum Schlusse dieser Bemerkungen auch noch diese Behauptung einer Kritik unterziehen und den Nachweis führen, dass sie aller und jeder Begründung entbehrt. Ich kann nämlich aus eigener Anschauung auf das Bestimmteste versichern, dass es weder auf dem St. Bernhard noch auf dem St. Gotthard auch nur einen einzigen dieser Hunde gibt. Der etc. Essig hat zwar, wie mir die Mönche des St. Bernhard-Hospizes, beziehentlich der Herr Verwalter des St. Gotthard-Hospizes mittheilten, früher einmal (und auf den St. Gotthard wohl sogar 2 Mal) ein Paar sogen. Leonberger dahin ge-

schenkt, sie sind aber hier wie dort sehr bald zu Grunde gegangen und haben keine Nachkommen hinterlassen.

Auf dem Gotthard, wo die Hunde bei Weitem nicht in dem Maasse wie auf dem Bernhard verwendet werden, weil eine gute, breite Chaussee über den ganzen Pass hinwegführt und gänzliche Verwehungen derselben nur selten, Verschüttungen von Menschen aber fast nie vorkommen, fand ich überhaupt nur 4 Hunde ausschliesslich zweier oder dreier Jungen vor, und trugen dieselben im Ganzen den alten Neufundländer-Typus an sich. Auf dem Bernhard dagegen wird gegenwärtig eine ganze Meute von Hunde gehalten und rein gezüchtet. Dieselben stammen aber weder aus Leonberg, noch sind sie vollkommen identisch mit jenen Hunden, welche von einem Herrn Schumacher in Holligen bei Bern als die sozusagen reconstruirte Barry-Rasse ausgegeben und auf der Pariser Weltausstellung i. Jahre 1867 prämiirt worden sind. »Denn«, sagte mir der mich herumführende Herr Religiose des Hospizes, „*nous avons croisé les chiens de Mr. Schumacher et les chiens de notre ancienne race*“, und diese Kreuzung war, wie er hinzufügte, desshalb geschehen, weil die noch vorhandenen Exemplare der alten Rasse (die also, wie sich schon aus dieser Äusserung ergibt und wie auch noch anderweit mir mitgetheilt wurde, niemals ganz ausgestorben gewesen ist) einen bedeutend schöneren Kopf besaßen als die Schumacher'schen, die letzteren aber beträchtlich grösser und stärker waren. Die aus dieser Kreuzung nun (wenn man überhaupt diesen Ausdruck gebrauchen darf, da die Schumacher'schen Hunde in der That der alten Barry-Rasse gleich oder sehr ähnlich sind) hervorgegangenen Hunde des Hospizes sind also die einzigen Hunde, welche mit Recht den Namen »Bernhardiner« führen und verdienen. Man würde ihnen auch sehr Unrecht thun, wollte man bestreiten, dass sie den Mönchen des St. Bernhard dieselben guten Dienste leisten wie die früheren Hunde, ja man wird sie

auch als in ihrer Art schöne Hunde, d. h. als schöne Doggen bezeichnen müssen. Wenn man sich dieselben aber als Hunde mit mächtiger, reicher Behaarung und mit einem buschigen Schweife vorstellen wollte (und das muss man, wenn man den Hauptvertreter der Rasse, den berühmten Barry nur aus den phantasiereichen Abbildungen unserer Künstler kennt), und wenn man demzufolge zweifelhaft werden sollte, ob sie doch nicht am Ende wenigstens eine Art Leonberger Hunde seien, so würde man sich in einem gewaltigen Irrthume befinden. Denn sie haben wohl eine sehr dichte, aber eine sehr kurze Behaarung, beinahe so kurz wie z. B. die dänischen oder Ulmer Doggen. Von einem Haar-Behang an Brust, Beinen oder Ruthe oder auch nur von einem weichen, wolligen Haare überhaupt ist bei ihnen gar keine Rede und kann auch keine Rede sein, wenn anders sie nicht durchaus mit den berühmten Barry, der uns ja glücklicherweise in seiner ganzen Gestalt im naturhistorischen Museum zu Bern erhalten ist, kontrastiren sollen. Barry ist eben eine ziemlich starke, gedrungen gebaute, am Widerrist etwa 70 Centimeter hohe, aber schlechterdings kurzhaarige Dogge gewesen, deren Anblick, glaube ich, auf den vorurtheilslosen Beobachter kaum einen höheren Eindruck zu machen vermag als mancher andere jener doggenartigen Hunde, wie wir sie ziemlich häufig auch in Norddeutschland sehen und die man wohl als deutsche Bauernhunde oder so etwas zu bezeichnen pflegt.

Man hat allerdings in der Schweiz auch noch eine langhaarige, den sogen. Leonbergern sehr ähnliche oder vielmehr garnicht von denselben zu unterscheidende Rasse von Hunden, welche man dort allgemein ebenfalls Bernhardiner nennt, weil sie aus einer Kreuzung der alten St. Bernhards-Dogge mit einem langzottigen Gebirgs-Hunde, vielleicht dem Walliser Schäfer-Hunde, hervorgegangen sein sollen. Dieselben sind durchschnittlich etwa 75 Centimeter

rückenhoch und gewöhnlich von rothgelber Farbe, haben aber ein so schönes, langzottiges Fell, einen oft so brillanten Federschweif und nebenbei so ausgezeichnete geistige Eigenschaften, dass ich wenigstens nicht anstehe, sie durchaus, und zum Mindesten soviel die Schönheit anbelangt, der reinen Barry-Rasse vorzuziehen.

Ohne Zweifel ist Barry ein kluges Thier gewesen, und ich gönne seinen Manen allen seinen Ruhm von ganzem Herzen, wenn auch der unparteiische Geschichtsschreiber nicht Alles unterschreiben würde, was die von Dankbarkeit und Pietät getragene Mythe der poesieloseren Wirklichkeit hinzufügte, allein nimmermehr kann ich die Meinung Derjenigen theilen, welche in Barry das Ideal aller Hunde-Rassen erblicken, welche mit Barry die höchste, je erreichte und je zu erreichende Leistungsfähigkeit des ganzen Hunde-Geschlechts begraben glauben und vor allen Dingen keine andere Rasse je für fähig halten, so wie er und seine jetzt nachgezüchteten Verwandten auf dem St. Bernhard verwendet zu werden. Vielmehr halte ich dazu noch manche andere Rasse für geeignet. Denn die Eigenschaften, welche ein Hund, um zu jenem Dienste auf dem Bernhard tauglich zu sein, besitzen muss, sind durchaus nicht so absonderlicher Art. Dass er Wind und Wetter ertragen können muss, ist wahr, aber das können die meisten andern unserer Hunde-Rassen, wenn es nicht geradezu verzärtelte Schoosshunde sind, ebenfalls, wenigstens in demselben Maasse. Denn auch die Bernhardiner Hunde würden, so sicher wie Hunde anderer Rassen, zu Grunde gehen, wenn auf dem Hospiz keine warmen Ställe für sie existirten, und umgekehrt würden Hunde anderer Rassen, so lange sie im Dienste und in Bewegung wären, den Schneestürmen des St. Bernhard ebenso wenig erliegen wie jene. So gewaltige Anforderungen, wie man gewöhnlich glaubt, werden überhaupt nicht an die Hunde des Hospizes gestellt. Von dem Tragen Verschütteter auf

ihrem Rücken oder unter ihrem Bauche kann begreiflicher-
weise schon aus Gründen ihrer körperlichen Proportionen
und ihrer physischen Kräfte keine Rede sein, aber auch das
Aufsuchen Verschütteter an sich ist einfacher als man wohl
gemeinhin annimmt, denn sie haben weiter nichts zu thun
als bei gefahrdrohendem Wetter den diensthabenden Mönchen
und deren Gehilfen vorauszu laufen (allein werden sie nie
ausgeschickt), um den rechten Weg anzuzeigen oder wohl
auch gelegentlich einen Verschütteten zu wittern. Kommt
man dann an eine Stelle, wo der Weg verschüttet ist, so
werden die Schneewehen oder Lawinen durchsucht, bis man
den Verschütteten aufgefunden oder von dem Nichtvorhanden-
sein eines solchen sich überzeugt hat. Dass die Hunde eine
gute Nase haben müssen, ist wahr. Aber ich glaube, dass
dieselbe desswegen nicht besser und feiner zu sein braucht
als die eines anderen Hundes, der nicht geradezu geruchlos
ist. Man bedenke nur, dass die Hunde in einer Athmo-
sphäre sich befinden, die ganz rein und nicht von den Dünsten
und Düften unserer Grossstädte angekränkelt ist und in
welcher es also für eine Hunde-Nase wahrhaftig nicht allzu
schwierig sein kann, einen Menschen schon aus sehr grosser
Entfernung auf ihren Geruchsnerven zu empfinden.

Nach dem allen halte ich es durchaus nicht für un-
möglich, dass man beispielsweise auch gute und kräftige
Hunde der sogen. Leonberger Rasse zum Dienste auf dem
St. Bernhard würde verwenden können, und indem ich dies
ausspreche, bezwecke ich hiermit nochmals, wie es schon
oben wiederholt geschehen, den Verdacht von mir zurück-
zuweisen, als ob es mir darum zu thun sei, die Leonberger
Hunde überhaupt, d. h. alle ohne Ausnahme, zu verwerfen
oder in Misskredit zu bringen. Denn ich wiederhole: ich
habe mich nicht gegen den Leonberger Hund wie er in der
Phantasie des grossen Publikums lebt, mit andern Worten
nicht gegen den Leonberger Hund der »Gartenlaube,« son-

dern nur gegen die unsolide, jede Gewähr für den Käufer ausschliessende Basis ihrer Züchtung und gegen den Unfug gewendet, sie sämtlich und ohne Unterschied für das auszugeben was nur die wenigsten von ihnen wirklich sind.

Um also auf den Hospiz-Dienst zurückzukommen, so gibt es unter den Leonberger Hunden, was insbesondere ihre Behaarung zum Schutze gegen die Kälte anlangt, sicherlich sehr viele Individuen, welche es in dieser Beziehung nicht nur mit den ziemlich kurzhaarigen Doggen des Hospizes aufnehmen, sondern in ihrem oft geradezu woljigen Pelze einen noch viel wirksameren Schutz besitzen würden. Es will mir auch nicht recht in den Kopf, wenn man behauptet hat, die von dem p. p. Essig auf den St. Bernhard geschenkten Hunde hätten sich deshalb nicht brauchen lassen, weil sich der Schnee zu sehr in ihr langes Haar festgesetzt und sie marsch-unfähig gemacht habe. Wäre diese Begründung stichhaltig, dann würde es unerklärlich bleiben, warum es gerade die Hunde-Rassen von wilden, aus Schnee und Eis fast nie herauskommenden Menschenstämmen sind, bei welchen wir den rauhesten, zottigsten Pelz antreffen, den wir uns nur denken können. Ich erinnere nur an die sibirischen Wolfshunde oder an die Hunde der Eskimo's, deren Arbeit am Schlitten doch gewiss noch eine ganz bedeutend anstrengendere ist als die der St. Bernhards-Doggen. Wir werden also die Ursache, warum sich die Leonberger Hunde weder auf dem St. Bernhard noch auf dem St. Gotthard bewährt haben, wahrscheinlich in etwas Anderem zu suchen haben, und man wird wohl das Richtige treffen, wenn man annimmt, dass gerade die concreten Individuen, welche der p. p. Essig an die Hospize sandte, nicht glücklich gewählt waren, weil sie vielleicht eine schwächliche Constitution hatten oder an irgend welchem organischen Fehler litten oder sonst nicht kerngesund waren. Solcher Individuen gibt es ja in der sogenannten Leonberger Rasse eine Unmenge und

wird es immer geben, solange sie nicht von einzelnen, gewissenhaften, jedes kranke oder sonst fehlerhafte Thier von der Fortpflanzung ausschliessenden Züchtern, sondern von aller Welt und ohne höheres Verständniss gezüchtet und die Gebrechen und Krankheiten einzelner Individuen immer von Neuem auf die Nachkommenschaft übertragen und dadurch immer mehr verbreitet werden.

Ich will in dieser Beziehung nur an eine dieser Krankheiten erinnern, mit welcher ca. 50 Prozent aller Leonberger Hunde behaftet sind und die Jedem, der nicht geradezu blind ist, schon an sehr vielen dieser Hunde, die bei uns herumlaufen, aufgefallen sein muss, ich meine die Kreuzlähmung. Dieselbe macht bei einem solchen Hunde, den man sich doch in erster Linie des Vergnügens und der Begleitung halber hält, ungefähr denselben angenehmen, ästhetischen Eindruck wie bei einem Kutschwagen-Pferde der sogen. Hahnen-Tritt, und ein Hund, der auf diese Weise des freien Willens über seine Gehwerkzeuge beraubt ist, der ist verdorben für sein ganzes Leben und keinen Schuss Pulver werth, geschweige denn den hohen Preis, den man wahrscheinlich dafür bezahlt hat. Es muss aber doch unter den berühmten württembergischen Züchtern solche geben, welche diese Ansicht nicht theilen und die Kreuzlähmung für unbedenklich halten, da es mir fern liegt, nach einer andern, weniger harmlosen Erklärung für die Versendung kreuzlahmer Hunde zu suchen.

Es gibt nun zwar Leute, welche die eigenthümliche Gangart eines kreuzlahmen Hundes für etwas Natürliches, wohl gar für einen besonderen Rasse-Charakter halten, ja selbst in berühmten naturwissenschaftlichen Werken kann man wohl einer ähnlichen naiven Anschauung begegnen. Aber das wäre in der That ein netter Rasse-Charakter, und weiter unten gedenke ich zu zeigen, dass es mit der Kreuzlähmung eine ganz andere Bewandniss hat.

Wenn ich die sog. Leonberger Hunde nicht für überhaupt unfähig halte, auf dem St. Bernhard oder St. Gotthard verwendet zu werden, sondern die Vermuthung ausgesprochen habe, dass der p. p. Essig durch eigenes Verschulden das Misslingen seines Versuchs herbeigeführt habe, indem er bei der Auswahl der für die Hospize bestimmten Thiere nicht vorsichtig genug gewesen, so bestärkt mich in dieser Vermuthung noch ganz besonders die Behauptung des Herrn Verwalters vom St. Gotthard, dass die aus Leonberg erhaltenen Hunde sämmtlich an einem Nabelbruch gelitten hätten.

Soviel über die schwäbischen Hunde. Indem ich ihnen eine weitläufigere Besprechung widmete, glaube ich hinlänglich erwiesen zu haben, dass es um unsere Hunde-Zucht ziemlich schlecht bestellt ist, dass man sich der Rasselosigkeit unserer Hunde im Allgemeinen gar nicht einmal bewusst ist, dass man in vollständiger Confusion der Begriffe über Rassen-Gleichheit und Rassen-Unterschiede soweit gelangt ist, einerseits dieselben Hunde mit den verschiedensten Namen zu belegen, andernseits aber einen und denselben Namen für ganz verschiedene Rassen zu gebrauchen, und dass insbesondere und vor allen Dingen auch die edelsten und geschätztesten unserer sogen. Rassen unter dem allgemeinen Kreuzungs-Schlendrian mit zu leiden haben und es deshalb nie zu einem fest ausgeprägten Typus und zu zuverlässiger Vererbungskraft bringen können.

Aber es ist nicht die Kreuzung allein, welche der Entstehung und Typirung neuer Rassen so grosse Hindernisse bereitet und an der Entartung und dem Untergange schon vorhandener Rassen fort und fort arbeitet. Vielmehr ist es noch ein zweiter, nach derselben Richtung hin wirksamer Faktor, den wir hier in Betracht zu ziehen haben, der Umstand nämlich, dass alle unsere Hausthier-Rassen — und

ich kann gleich hier hinzufügen: alle organischen Wesen überhaupt — die Neigung haben, sich in Formen und Eigenschaften fort und fort, wenn auch meist so gut wie unmerklich, zu verändern und, wenn die Sorge um ihre Veredelung oder wenigstens unversehrte Erhaltung mit dieser Veränderungs-Tendenz nicht gleichen Schritt hält, zu verschlechtern.

Da wir ohne ein ganz genaues Verständniss dieser eigenthümlichen Eigenschaft des thierischen Organismus bei allen unsern Züchtungsbestrebungen im Finstern umhertappen würden und da wir dieser Variabilität, wie wir weiter unten sehen werden, die Entstehung vieler unserer Hunde-Rassen zu verdanken, ja sogar höchst wahrscheinlich in ihr den Ursprung unserer Hunde überhaupt zu suchen haben, so erscheint es geboten, im Folgenden des Näheren auf dieselbe einzugehen.

Soweit wir die Anfänge der zoologischen Wissenschaft überhaupt zu verfolgen vermögen, ist es das Bestreben der Vertreter derselben gewesen, das bunte Gemisch der Formen und den Gestaltenreichtum der belebten Natur in gewisse Gruppen einzutheilen, für deren jede dann bestimmte charakteristische Merkmale aufgestellt wurden.

Schon Aristoteles ging bei seiner philosophischen Verarbeitung des bis dahin angesammelten naturgeschichtlichen Materials von einer Eintheilung des Thierreichs aus, welche in ihren Grundzügen die zwei sehr streng geschiedenen Gruppen der Wirbelthiere und Wirbellosen einander gegenüberstellte, während später Plinius Landthiere, Wasserthiere und Flugthiere unterschied.

Diese letztere Eintheilung, welche bis zum 16. Jahrhundert die herrschende blieb, konnte jedoch nicht mehr

genügend erscheinen, als dann mit dem Wiederaufblühen aller Wissenschaften bei Beginn der Neuzeit auch die Zoologie in neue Bahnen geleitet, die naturgeschichtliche Kenntniss durch mehrfache Expeditionen in fremde Länder mehr und mehr erweitert und namentlich der Gestalten-Reichthum des organischen Lebens infolge der Entdeckung neuer Welttheile durch eine reiche Fülle bis dahin unbekannter Thier-Formen bereichert wurde.

Eine neue, auf scharfer Sichtung und strenger Gliederung des vorhandenen Materials beruhende Methode der Unterscheidung, Benennung und Anordnung der Thiere wurde durch Carl Linné (1707—78) begründet. Linné theilte die gesammte Thierwelt zunächst in 6 grosse, in der Bildung des Herzens und Beschaffenheit des Blutes sowie in der Art der Fortpflanzung und Respiration von einander verschiedene Klassen, diese Klassen aber wiederum in Ordnungen, die Ordnungen in Familien, die Familien in Gattungen und die Gattungen endlich in Arten oder Species ein.

Musste dieses System Linné's insofern ein künstliches genannt werden, weil es keineswegs überall der natürlichen Verwandtschaft der Thiere entsprach, sondern denselben meist nur nach einzelnen Merkmalen des inneren und äusseren Baues ihre Stelle anwies, so begründete Cuvier i. J. 1812 ein neues, mehr natürliches System, welches die vergleichende Anatomie zum Ausgangspunkte nahm und die Thiere nicht mehr nach einzelnen Merkmalen, sondern lediglich nach ihrer Gesammt-Organisation klassifizierte. Ebenso wie Linné unterschied auch Cuvier einzelne Klassen von Thieren mit ihren Unterabtheilungen, den Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten, dagegen nahm er nicht blos 6 Klassen an, sondern 19, und indem er davon ausging, dass die 6 Klassen Linné's noch nicht die höchsten und allgemeinsten Kategorien darstellen, unterschied er über denselben noch vier Kreise, deren jeder nach seiner Ansicht einen besondern

Organisations-Plan oder Typus repräsentiren sollte und auf die er seine 19 Klassen dergestalt vertheilte, dass auf den ersten Kreis 4, auf den zweiten 6, auf den dritten wieder 4 und auf den vierten 5 Klassen kamen.

Um ein naheliegendes Beispiel zur Erläuterung dieser systematischen Eintheilung zu wählen, so würden wir die Stellung unseres Haushundes in jenem Systeme durch folgendes Schema auszudrücken haben:

Art (<i>species</i>):	Haushund (<i>canis familiaris</i>),
Gattung (<i>genus</i>):	Hund (<i>canis</i>),
Familie:	Hundeartige Thiere überhaupt (<i>caninae</i>),
Ordnung:	Raubthiere (<i>carnivora</i>),
Klasse:	Säugethiere (<i>mammalia</i>),
Kreis oder Typus:	Wirbelthiere (<i>vertebrata</i>).

Ueber den Werth und Nutzen dieses Cuvier'schen Systems und jeden Systems überhaupt sind die Naturforscher nicht überall und zu allen Zeiten gleicher Ansicht gewesen. Soviel seine formelle Seite anlangt, so ist man von seiner Unentbehrlichkeit wohl allseitig überzeugt, und daher ist die Cuvier'sche Eintheilung der Thierwelt, abgesehen von der im Laufe der Zeit vorgenommenen Vermehrung der Typen auf 7, bis auf unsere Tage die Grundlage der zoologischen Wissenschaft in dieser Beziehung geblieben. Und in der That dient uns das System als unentbehrlicher Führer durch das unübersehbare Gebiet des gesammten thierischen Lebens, in welchem wir uns ohne eine scharfe Unterscheidung, Benennung und Anordnung der zahllosen Gestalten nur zu leicht verirren würden.

Wie wir im Folgenden sehen werden, findet sich allerdings in der Natur eine so scharfe Abgrenzung und Abgeschlossenheit der einzelnen Thier-Gruppen, wie sie dem System entsprechen würde, nicht vor, vielmehr charakterisirt sich das thierische Leben in der Natur, namentlich

wenn wir die Skala des Systems herabsteigen, durch zahlreiche Uebergangsformen, von denen wir oft zweifelhaft sind, welcher von 2 auf einander folgenden Gruppen des Systems wir sie einreihen sollen. Aber so wenig dadurch die wirklich stattfindende Verschiedenheit gewisser Grundformen beseitigt wird, so unentbehrlich bleibt trotzdem, unserer Orientirung wegen, die systematische Zusammenstellung von Gleichem und Aehnlichem von der Art an bis hinauf zum Typus, und es giebt daher wohl kaum heutzutage einen Naturforscher mehr, der die Bedeutung des Systems, soviel diese seine formelle Seite anlangt, unterschätzte oder es wohl gar, wie es im vorigen Jahrhundert der französische Zoologe Buffon gethan, für eine reine Erfindung des menschlichen Geistes erklärte.

Wesentlich anders dagegen verhält es sich nach dem heutigen Stande der Naturwissenschaft mit dem materiellen Werthe des Cuvier'schen Systems, wie er von seinem Begründer und von den meisten Naturforschern nach ihm und bis in die neueste Zeit für dasselbe in Anspruch genommen wurde.

Die grosse Mehrzahl der Forscher glaubte nämlich den einzelnen Abtheilungen des Systems eine mehr oder weniger auch reale Bedeutung in dem Sinne zuschreiben zu dürfen, dass sie annahmen, die Thierwelt baue sich wirklich in denselben, ganz bestimmten Formen und in ganz denselben Abstufungen auf, wie solche das System aufstellt, dass sie also in dem System den korrekten Ausdruck für die natürlichen Beziehungen der einzelnen Thier-Gestalten zu einander erblickten, dass sie meinten, die Stellung, welche jedes einzelne Wesen im System einnehme, entspreche ganz genau auch seiner natürlichen Stellung im Gesamt-Thierreiche. Ja L. Agassiz ging sogar soweit, das natürliche, auf die Verwandtschaft der Organisation begründete System für eine Uebersetzung der Gedanken des Schöpfers in die mensch-

liche Sprache, für eine Auslegung der Ideen Gottes zu erklären.

Allgemein ging man mit Cuvier von der Ansicht aus, dass in jedem der 4 (beziehentlich in jedem der später angenommenen 7) Organisations-Pläne die Form des Baues und die gegenseitige Lagerung der Organe unveränderlich sei, dass jeder einzelne Organisations-Plan die gemeinsamen Charaktere einer Anzahl von Klassen scharf und unvermittelt repräsentire, während die Unterabtheilungen des Systems sich auf unwesentliche Modifikationen gründen sollten. Ja man hielt sogar die sogen. Arten oder Spezies für unveränderliche und selbstständig geschaffene, in derselben Gestalt, wie sie uns heute erscheinen, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangene Einheiten und erblickte in dem Umstande, dass Individuen von 2 verschiedenen Arten sich in der Regel nicht mit einander begatten oder, wo eine solche Begattung ausnahmsweise stattgefunden hat, doch Bastarde erzeugen, welche ihrerseits fast ohne Ausnahme unfruchtbar sind, das Mittel, dessen sich die Vorsehung habe bedienen wollen, um die Verschmelzung der einzelnen Arten zu verhüten und jene ihre Unveränderlichkeit für ewige Zeiten oder doch bis zu ihrem Untergange aufrecht zu erhalten.

Demgemäss erklärte man die Art oder Spezies für eine Summe von Individuen, welche alle einander gleichen und sich fruchtbar unter einander vermischen.

Diese Ansicht über die Entstehung der Arten durch selbstständige Schöpfungs-Akte stand in ursachlichem Zusammenhange mit einer auf dem Gebiete der Geologie damals herrschenden Lehre von grossen Erdkatakastrophen oder Erdrevolutionen, durch welche man sich die einzelnen Entwicklungs-Perioden der Erde begrenzt dachte. Man nahm an, dass die grossen Veränderungen, welche unser Planet seit seiner Entstehung bis auf unsere Tage erfahren haben müsse, nicht, wie wir jetzt annehmen, in allmählicher,

Schritt vor Schritt fortschreitender Entwicklung, sondern ruck- oder stoss-weise, durch einzelne gewaltige, plötzlich eingetretene Natur-Ereignisse herbeigeführt worden seien, dass ein solches Natur-Ereigniss jedesmal das gesammte vorhandene organische Leben der Thier- und Pflanzen-Welt zerstört habe und dass für jede folgende Periode der Erdbildung eine durchaus neue, selbstständige Thier- und Pflanzen-Welt (Fauna und Flora) geschaffen worden sei.

Während so das Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten oder Species den meisten Systematikern für ein Axiom, für eine Wahrheit galt, die geglaubt werden müsse, fehlte es doch auch schon zu Linné's und Cuvier's Zeit nicht an einzelnen bedeutenden Männern, welche, wie Etienne Geoffroy Saint Hilaire, Oken, Schelling, Göthe, die schon von Buffon aufgestellte Ansicht von einem Urplane des thierischen Baues vertraten, welche die Idee von der strengen Isolirtheit und dem unvermittelten Nebeneinanderbestehen der Typen und ihrer Unterabtheilungen bis herab zu den Arten bekämpften und eine ununterbrochene, durch allerhand Uebergänge vermittelte Reihenfolge der Thiere und Pflanzen behaupteten. Ja, Linné selbst, der Begründer der naturwissenschaftlichen Systematik und ursprünglich einer der Hauptverfechter der Idee von der Unveränderlichkeit und strengen Abgeschlossenheit der Arten, Linné selbst konnte gegen das Ende seines Lebens nicht umhin, seine Zweifel gegen die Richtigkeit jener Idee auszusprechen.

Freilich gelang es der neuen Lehre, von der z. B. Voltaire spottend sagte, dass sie die Naturgeschichte zu einer neuen Ausgabe von Ovid's Metamarphosen machen wolle, zunächst noch nicht, den Sieg über die Cuvier'sche Schule davonzutragen, denn ihre Vertreter liessen sich nur zu oft durch blosse Spekulationen von dem richtigen Wege wieder ablenken und sahen sich ausser Stande, das nöthige empirische Material zum Beweise ihrer Hypothese herbeizuschaffen.

Andererseits aber wurden doch mit dem Fortschreiten der Wissenschaft auf allen ihren Gebieten die Bedenken gegen die Richtigkeit der herrschenden Ansicht grösser und grösser, und mehr und mehr drohte dieselbe in ihren Fundamenten erschüttert zu werden.

Zunächst war es die Entdeckung einer Menge neuer, bisher unbekannter organischer Gebilde, welche die Vertheidiger der starren Systematik in Verlegenheit setzte. Es genügte nicht mehr, dass man den 4 Typen Cuvier's 3 weitere hinzugefügt hatte, um das neu aufgefundene Material dem System einordnen zu können, denn bei eingehenderen Studien liessen sich Verbindungsglieder und Verknüpfungen der verschiedenen Typen nach mehrfachen Richtungen hin nicht mehr verkennen, und vergebens bemühte man sich, diese zahlreichen Uebergangsformen in einen der 7 Organisations-Pläne hineinzuzwängen, anstatt ihnen eine gleichberechtigte Zwischenstellung anzuweisen und sie in ihrer Selbstständigkeit zu würdigen.

Vor Allem waren es die untersten Glieder des Systems, die Arten oder Spezies, deren bisher behauptete Abgeschlossenheit von einander und Unveränderlichkeit sich unmöglich länger vertheidigen liess. Hier waren die Grenzen zwischen den einzelnen Arten zu sehr verwischt und lagen die Uebergänge aus der einen in die andern zu offen zu Tage.

Schon die Definition des Begriffes »Art« hatte jetzt ihre grossen Schwierigkeiten. Denn wenn man, wie bisher, die Art als »eine Summe von Individuen« erklärte, »welche alle einander gleichen und sich fruchtbar unter einander vermischen«, so liessen sich mit dieser Begriffsbestimmung keineswegs alle Thatsachen des Naturlebens in Einklang bringen.

Soviel zunächst die Gleichheit, den ersten Theil jener Definition anlangt, so wusste man ja schon längst, dass die

Individuen einer und derselben Art einander durchaus nicht in allen Theilen und Eigenschaften gleich seien. Und nicht nur, dass die einzelnen zu einer und derselben Art gehörigen Thiere vielfache individuelle Abweichungen zeigen. Es treten auch innerhalb derselben Art Combinationen von Abänderungen auf, welche einer Menge von Individuen gemeinsam sind und dieselbe als eine selbstständige Gruppe innerhalb der Art erscheinen lassen. Man nennt solche Gruppen, deren es in einer Art oft sehr viele gibt, Varietäten oder, wenn sie eine bedeutendere Anzahl von Individuen umfassen und sich mittels Vererbung auf die Nachkommen dauernd erhalten, Rassen und theilt diese letzteren ein in natürliche oder geographisch-begründete Rassen und künstliche oder Cultur-Rassen. Während die ersteren ein freies Naturleben führen und ihr eigenthümliches Gepräge unter dem Einflusse eines besonderen Klima's und einer besonderen Lebensweise und Ernährung im Laufe grosser Zeiträume (von Jahrhunderten) erhalten haben, sind die letzteren dagegen ein Produkt der künstlichen Zucht des Menschen, sind von diesem in unvordenklichen Zeiten gezähmt, mit der fortschreitenden Kultur des Menschen auch ihrerseits, mehrfach abgeändert und veredelt und so allmählich zu dem gemacht worden, was sie jetzt sind: Hausthiere des Menschen.

Um nun diesen Verschiedenheiten innerhalb einer und derselben Art Rechnung zu tragen, hatte man sich schon seit längerer Zeit daran gewöhnt, die zu einer und derselben Art gehörigen Thiere nicht sowohl für absolut gleich, sondern vielmehr für »blos in den wesentlichsten Eigenschaften übereinstimmend« zu erklären. Für einige von den soeben angeführten Varietäten wollte aber selbst diese dehnbarere Begriffsbestimmung noch nicht ausreichen, denn sie weichen selbst in den wesentlichsten Merkmalen und in so bedeutendem Maasse von den übrigen Gliedern ihrer

Art ab, dass man sie ohne Kenntniss ihres Ursprungs nicht für Varietäten einer Art, sondern für ebenso viele verschiedene Arten halten und auf verschiedene Gattungen vertheilen müsste. Und andernseits unterliegt es nach der Ansicht der bedeutendsten Naturforscher der Jetztzeit kaum einem Zweifel, dass viele andere Varietäten beziehentlich Rassen, welche man bisher für Abarten einer einzigen Art angesehen hatte, nichts desto weniger die abgeänderten Nachkommen mehrerer Arten sind. Ein Beispiel der ersten Thatsache bieten die zahlreichen Kultur-Rassen der Taube dar, welche trotz ihrer grössten Verschiedenheit dennoch von einer einzigen Art abstammen, während von unsern Haushunden schon an dieser Stelle bemerkt sein möge, dass sie die gezähmten Nachkommen von wahrscheinlich drei wilden Arten der Hunde-Gattung sind, nämlich von den Wölfen, Schakalen und Füchsen.

Trotzdem sind unsere Hunde, wie wir schon oben sahen, sämmtlich, fast ohne Ausnahme, unter einander vollkommen fruchtbar, und diese Thatsache mag uns zu der Betrachtung hinüberführen, dass sich dem zweiten Theile der Definition des Begriffes »Art« ebenso bedeutende Schwierigkeiten in den Weg stellten wie dem ersten. So unhaltbar sich die Behauptung erwies, dass alle Individuen einer Art einander (absolut oder wenigstens in den wesentlichsten Eigenschaften) gleich seien, so wenig entsprach den Thatsachen des Naturlebens die fernere: dass nur die Individuen einer und derselben Art sich fruchtbar unter einander vermischen.

Das soeben erwähnte Beispiel der gegenseitigen Fruchtbarkeit aller unserer Hunde, von denen ich ja sagte, dass sie nicht bloß von einer, sondern von mehreren wilden Arten abstammen, dieses Beispiel also erregte allerdings früher in dieser Beziehung noch keinen Anstoss, denn man nahm eben damals noch allgemein an, dass der Haushund

einer einzigen wilden Stamm-Art angehöre. Es entsprach also jener Definition sehr wohl, dass sich alle Haushunde als unter einander fruchtbar erwiesen. Allein es gibt eine Anzahl anderer Thatsachen, welche gegen die Annahme einer geschlechtlichen Abgeschlossenheit der Arten sprechen und welche auch den früheren Naturforschern sehr wohl bekannt waren. Hierher gehört vor Allem das ja allgemein bekannte Vorkommen von Bastarden zwischen Pferd und Esel. Aber auch die Bastarde von Hund und Wolf, Hund und Fuchs, Hund und Schakal, welche man oft genug beobachtet hat, gehörten für die damalige Zeit und für die damaligen Anschauungen hierher, denn wenn auch wir heutzutage den Haushund nicht mehr als eine von den Wölfen, Füchsen und Schakalen getrennte, besondere vierte Art der Hunde-Gattung ansehen, sondern ihn als einen Abkömmling aller jener drei Arten zugleich betrachten, so galt er doch allen Systematikern von jeher und gilt ihnen noch heute als eine solche besondere, vierte Art.

In diesen erwähnten 4 Fällen nun waren es jedesmal wenigstens 2 einander sehr nahe stehende Arten, welche Bastarde erzeugten, denn Pferd und Esel sowohl wie andernseits Haushund und Wolf, Fuchs und Schakal gehören nach dem Cuvier'schen System je einer und derselben Gattung an. Es sind aber auch sogar Bastard-Bildungen zwischen solchen Arten beobachtet worden, deren systematische Affinität viel geringer ist, weil sie von den Systematikern in verschiedene Gattungen gestellt worden sind, z. B. zwischen Ziege und Steinbock. Selten freilich mögen solche Fälle vorkommen, denn nicht immer werden sämtliche das Zustandekommen einer fruchtbaren Begattung bedingende Momente gleich günstig zusammentreffen, und Experimente geradezu, auf Erzielung solcher Bastarde gerichtet, werden oft genug fehlschlagen. So sagt Settegast (»Thierzucht«): «Die sehr sorgfältig angestellten Versuche Fürstenberg's in

Eldena haben dagegen zu dem Ergebniss geführt, dass weder der Ziegenbock die Schafe, noch der Schafbock die Ziege befruchtet. Die neuerdings in Proskau unter Beobachtung aller Kautelen durchgeführten Versuche haben dasselbe Ergebniss geliefert. Die Paarung des Ziegenbocks mit Mutter-schafen der verschiedensten Rassen: Merino's, Haidshnukken, isländischen und polnischen Landschaften hat in keinem Falle zu einer Befruchtung geführt.«

Die Bastarde sind nun zwar in der Regel unfruchtbar oder, soweit sie es nicht sind, schlagen doch ihre Nachkommen gewöhnlich auf eine der beiden elterlichen Arten zurück, und es scheint also hierin wirklich der Vermischung und Abänderung der einzelnen Arten eine unübersteigliche Schranke gesetzt zu sein. Inzwischen es kommen doch auch Ausnahmen von dieser Regel vor. So erhielt Buffon 4 auf einander folgende Generationen von Wolf und Hund, und die Bastarde waren unter einander vollkommen fruchtbar. Brehm («Thierleben») erwähnt mehrere Fälle, wo Bastarde von Zebra und Esel bei einer Kreuzung mit Pferden sich als fruchtbar erwiesen und hält daher die Ansicht, dass nur reine Arten sich fruchtbar unter einander vermischen und fruchtbare Nachkommen erzeugen, für hinreichend widerlegt. Ob es geglückt ist, die sogen. Leporiden, eine Kreuzung zwischen Hase und Kaninchen, welche ein Herr Roux in Anjoulême in Frankreich zu Stande gebracht hat, unter einander fortzuzüchten, scheint eine noch offene Frage zu sein.

Nach Darwin's Ansicht lässt sich annehmen, dass die Fruchtbarkeit von Bastarden wohl noch bedeutend grösser sein würde, wenn man denselben eine noch erhöhte Aufmerksamkeit als es bisher geschehen ist zuwenden würde. Wenn z. B. Flourens angeführt habe, dass nach seinen zahlreichen Experimenten die Bastarde von Wolf und Hund, unter einander gekreuzt, schon in der dritten Generation und die vom Schakal und Hund in der vierten Generation

unfruchtbar seien, so würde, meint Darwin, das Experiment gewiss noch günstiger ausgefallen sein, wenn sich jene Thiere nicht in enger Gefangenschaft befunden hätten.

Angesichts aller dieser so gewichtigen Bedenken gegen das bisher allgemein angenommene unvermittelte Nebeneinanderbestehen, die strenge Abgeschlossenheit und Unveränderlichkeit der Arten und angesichts namentlich der grossen Schwierigkeit, eine feste Grenze zwischen Arten und blossen Varietäten zu ziehen, konnte es nicht fehlen, dass einzelne bedeutende Zoologen schon zu Anfange dieses Jahrhunderts sich nachdrücklich gegen die herrschende Lehre erklärten.

Es ist das grosse Verdienst des französischen Naturforschers Lamarck, zuerst eine Theorie aufgestellt zu haben, welche wir als bahnbrechend für die gesammte zoologische Wissenschaft der Jetztzeit und als die Grundlage auch aller derjenigen naturwissenschaftlichen Grundsätze anerkennen müssen, welche in ihrer Allgemeinheit heutzutage Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden sind und die wir in dem Worte »Darwinismus« zusammenzufassen pflegen. Lamarck stellte schon i. J. 1809 in seiner »zoologie philosophique« die Ansicht auf, dass die Arten nicht von Anfang an in derselben Gestalt, wie sie uns jetzt erscheinen, existirt haben, dass dieselben nicht durch unübersteigliche, von der göttlichen Vorsehung gesetzte Schranken von einander getrennt und nicht einzeln und selbstständig geschaffen worden seien, dass vielmehr ein kontinuierlicher Uebergang aus der einen Lebensform in die andere stattgefunden habe und noch stattfinde, dass die Arten von einander abstammen, die späteren aus den früheren hervorgegangen seien. —

Die Organismen besitzen nach Lamarck die Fähigkeit, sich den verschiedenartigsten klimatischen und örtlichen Bedingungen allmählich zu akkomodiren und sich mit den letzteren auch ihrerseits zu verändern. Aus dieser Veränderungs-

fähigkeit erklärt nun Lamarck mit Zuhilfenahme bedeutender Zeiträume den grossen Gestalten-Reichthum des organischen Lebens und die bedeutenden Kontraste, welche zum Theil die einzelnen Thier-Arten, namentlich die höheren von den tieferstehenden, trennen. Mit der Veränderung des Erdballes in den mannichfaltigsten Richtungen hat nach Lamarck die Veränderung ihrer Bewohner gleichen Schritt gehalten. Anfangs unbedeutend und sich auf kleinere Abweichungen in Form und Charakter der Thiere beschränkend, ist sie im Laufe unendlicher Zeiträume grösser und grösser geworden, um endlich in jenen gewaltigen Gegensätzen, wie sie sich in den sogen. Typen des Cuvier'schen Systems ausprägen, ihren (jeweilig wahrnehmbaren) Höhepunkt zu erreichen.

Die Art oder Species galt Lamarck also nicht mehr für eine unveränderliche, selbständig-geschaffene Einheit, sondern nur als eine einzelne, besondere Entwicklungs-Phase des thierischen Organismus überhaupt, als ein Glied in jener Kette unzähliger Metamorphosen, welche die Organismen zu durchlaufen haben, als eine Summe von Individuen, welche die wesentlichsten Eigenschaften gemeinsam haben und dieselben so lange, aber auch nur so lange beibehalten, bis veränderte Lebens-Bedingungen (ein neues Klima, neue Oertlichkeit, neue Nahrung etc.) eine Veränderung derselben herbeiführen.

So schwerwiegend nun auch die naturphilosophischen Gründe waren, mit denen Lamarck seine Descendenz- oder Transmutations-Theorie unterstützte, so standen ihm doch noch nicht die vielen seitdem gefundenen naturgeschichtlichen Thatsachen zu Gebote, um seine Theorie empirisch beweisen zu können. Dieselbe war demnach zunächst eine blosser Hypothese und blieb als solche längere Zeit unbeachtet. Erst späterhin wurde sie von einigen neuern Forschern, insbesondere von Geoffroy St. Hilaire, Huxley, v. Baer zu der ihrigen gemacht. Selbst Goethe scheint die »zoologie philo-

sophique« nicht gekannt zu haben. Aber die Transmutations-Idee lag damals so zu sagen in der Luft, und fast scheint es als ob Goethe sogar noch weiter gegangen als Lamarck und Darwin näher gekommen sei als jener, wenn er von einer Centripetalkraft des Organismus als seinem Spezifikations-Triebe und von einer Centrifugalkraft desselben als seinem Variations-Triebe spricht oder wenn er sagt, dass eine ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation zu Grunde liege.

Eine ganz bedeutende Unterstützung fand die Descendenz-Theorie einige Jahre später auf eben demselben Gebiete der Naturwissenschaft, von welchem einst die Ansicht von der selbständigen Erschaffung und der Unveränderlichkeit der Arten ausgegangen war: auf dem Gebiete der Geologie, und mit dem Augenblicke, wo der englische Naturforscher Charles Lyell in seinen »principles of geology« die bisherige Lehre von grossen Erdrevolutionen und aussergewöhnlichen, alles Leben vernichtenden Katastrophen widerlegte (i. J. 1830), da war der Sieg Lamarck's über die Cuvier'sche Schule, mit andern Worten der Sieg der natürlichen Entwicklungs-Theorie über das übernatürliche Schöpfungs-Dogma so gut wie entschieden.

Lyell ging von der Behauptung aus, dass die grossen Veränderungen, welche unsere Erde seit ihrer Entstehung bis zur Erlangung ihrer jetzigen Gestalt durchlaufen habe, nicht sowohl durch einzelne wenige, aber grosse und plötzlich eingetretene Störungen, sondern vielmehr durch dieselben, zwar nur allmählich, aber seit unermesslichen Zeiträumen wirkenden Kräfte herbeigeführt worden seien, welche noch heute ununterbrochen thätig sind. Liess man aber die Vorstellung von grossen Erd-Katastrophen mit ihren jedesmal alles Leben vernichtenden Wirkungen fallen, so musste man sich auch entschliessen, mit Lamarck »die Continuität des Lebendigen für die auf einander folgenden Perioden der Erdbil-

«dung anzunehmen» und die grossen Veränderungen der organischen Welt auf kleine und langsam, aber während grosser Zeiträume ununterbrochen wirkende Einflüsse zurückzuführen.«

Die bedeutenden Funde der neueren Zeit von in den Erdschichten begrabenen organischen Gebilden der Vorzeit waren denn auch nur geeignet, die Richtigkeit dieser Annahme zu bestätigen. Je weiter zurück man die Entwicklungs-Geschichte der Erde verfolgte, desto mehr musste man sich überzeugen, dass mit jeder vorangegangenen Phase der Erdbildung unzählige Formen von Thieren und Pflanzen begraben worden waren. Alle fossilen (versteinerten) Organismen erwiesen sich als verschieden von denen, welche jetzt auf der Erde existiren, und in der unermesslichen Mehrzahl der Fälle waren sie denen am ähnlichsten, welche unmittelbar unter oder über ihnen liegen, also unmittelbar vor oder nach ihnen die Erde bewohnt haben. Je älter die Erdschichten, welche man durchforschte, desto grösser wurde der Abstand der darin begrabenen Organismen von den jetzt existirenden, überall aber offenbarte sich der ununterbrochene Zusammenhang alles Lebendigen von der ältesten bis zur neuesten Periode, und förmliche Sprünge von älteren Formen auf neuere, fremdartige waren fast nirgends bemerkbar.

Zwar versuchten wohl anfangs die Anhänger des alten Schöpfungs-Dogma's das ihnen unbequeme Vorkommen von eigentlichen Fossilien (versteinerten Organismen) zu leugnen oder, wo man es doch zugeben musste, sie sich in einer Weise zu erklären, die uns heute merkwürdig naiv erscheinen muss. Meinte doch selbst ein so scharfsinniger Mann wie Voltaire, dass die in den Alpen gefundenen Muscheln von Pilgern dort verloren worden sein und dass die bei Etampes in Frankreich entdeckten Reste von Rennthieren und Nilpferden (also von Thier-Arten, welche in diesen Gegenden

heutzutage gar nicht mehr existiren, aber in der Vorzeit, unter anderen klimatischen Verhältnissen, daselbst existirt haben, also als die Vorfahren unserer heutigen Rennthiere und Nilpferde anzusehen sind) aus dem Museum eines alten Naturaliensammlers abhanden gekommen sein könnten. Und sah man jene Funde mitunter doch sogar für eine Art Stein-Modelle an, an denen der liebe Gott gleichsam seinen Scharfsinn und Witz erprobt und seine Hände geübt haben werde, ehe er es in seiner Kunst soweit brachte, die Thiere der Jetztzeit und den Menschen zu Stande bringen zu können. Indessen konnten sich derartige wissenschaftliche Absurditäten doch schliesslich nur eine kurze Zeit halten, schliesslich mussten sie doch, wie immer, einer geläuterten, bessern Einsicht weichen. Ebenso wie durch die Geologie wurde die Lamarck'sche Theorie auch noch durch die Ergebnisse der Forschung der letzten Dezennien bezüglich der sogen. Urzeugung (*generatio aequivoca*, *gen. spontanea*) befestigt. Eine solche elternlose oder Urzeugung, also die Entstehung lebender Wesen auf physikalisch-chemischem Wege, als Folge gewisser Bedingungen der Wärme, des Druckes, der Elektrizität etc., hatte man früher allgemein angenommen, um sich die Entstehung einer neuen Thier- und Pflanzen-Welt nach jeder Erdkatastrophe zu erklären. Beim Anfange einer jeden neuen Periode, nachdem am Ende der vorhergegangenen alles Leben vernichtet worden, seien, so glaubte man, neue Organismen, und zwar nicht blos die einfacheren und niederen, sondern selbst komplizirtere und höherstehende, durch Urzeugung entstanden. Nun liegt zwar eine Urzeugung nicht gerade im Bereiche der Unmöglichkeit, ja »sie erscheint sogar als nothwendiges Postulat, um überhaupt das erste Auftreten der Organismen naturhistorisch zu erklären,« (und dass sie gegenwärtig nicht mehr wirksam oder dass überhaupt ihr früheres Vorkommen gegenwärtig nicht nachweisbar ist, bildet nach der Ansicht bedeutender Natur-

forscher, vor Allem Prof. Häckel's, keinen Gegenbeweis), sie »scheint aber bei dem Stande unserer Erfahrungen selbst für die einfachsten und niedersten Lebensformen als gegenwärtig wirksam in Abrede gestellt werden zu müssen, wenngleich in der jüngsten Zeit einzelne Forscher (Pouchet) durch Resultate bemerkenswerther, aber zweideutiger Versuche zur entgegengesetzten Ansicht geführt worden sind.«

Ich habe oben gesagt, dass die Lamarck'sche »zoologie philosophique« auch die Grundlage des Darwinismus bilde. In der That ist der englische Naturforscher Darwin bei der Aufstellung seiner (wir können sagen: weltreformirenden) Theorie von den Anschauungen Lamarck's ausgegangen. Es ist aber das unbestrittene Verdienst Darwins, von der Wahrheit der Descendenz-Theorie zuerst wahrhaft überzeugt und dieselbe nicht nur durch Herbeischaffung eines umfassenden wissenschaftlichen Materials gestützt, sondern auch durch diejenigen ganz bedeutenden Erweiterungen gewissermassen zum Abschlusse gebracht zu haben, ohne welche sie zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung, bis jetzt wenigstens, unmöglich hätte gelangen können.

Darwin's Lehren haben in der gesammten wissenschaftlichen Welt einen wahren Sturm der Geister und eine wahre Revolution der Anschauungen und Begriffe hervorgerufen. Soweit auch unser Auge über alle unsere wissenschaftlichen Disciplinen Umschau halten mag, keine von ihnen (sei es die Zoologie, die Botanik, die Physik, die Mineralogie, die Medizin und Physiologie, die Psychologie und gesammte Philosophie, die Astronomie, die Geschichte, ja selbst die Theologie) hat sich ihrem Einflusse ganz zu entziehen vermocht, und der Erfolg, den sie als Wissenschaft von den Organismen gehabt, lässt sich vielleicht nur vergleichen mit demjenigen, den einst die Lehre Newton's auf dem Gebiete der unorganischen Natur errungen, so dass in der That Darwin als der Newton der or-

ganischen Naturwissenschaft erscheint, dessen einstiges Kommen noch der grosse Kant bezweifeln zu dürfen meinte.

Drei Werke sind es namentlich, in denen der grosse Brite sein tiefdurchdachtes, unsere Bewunderung herausforderndes System aufbaute. Das erste davon erschien merkwürdiger Weise genau ein halbes Jahrhundert später nachdem Lamarck seine Transmutations-Theorie veröffentlicht hatte: am Ende des J. 1859 und führte den Titel: »On the Origin of Species by means of natural selection etc.«, auf deutsch: »Die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Auswahl (natürliche Züchtung) oder Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe um's Dasein.« Das zweite führte den Titel: »The variation of animals and plants under domestication,« auf deutsch: »Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation« und erschien i. J. 1868, während das dritte, welches so zu sagen die Krönung des Gebäudes bildet, weil es die Anwendung der Theorie auf das höchste organische Wesen, auf den Menschen, enthält, i. J. 1871 folgte und den Titel hat: »The descent of man and selection in relation to sex,« auf deutsch: »Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl.« Die deutsche Uebersetzung, und zwar für das erste Werk durch H. G. Bronn, für die beiden andern durch Victor Carus, folgte jedesmal der englischen Original-Ausgabe auf dem Fusse.

Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst in kurzen Umrissen den Kern der Darwinistischen Lehren selbst. Dieselben gruppieren sich insgesamt um drei grosse Begriffe: Vererbung, Abänderungs-Fähigkeit und natürliche Auswahl der lebenden Wesen im Kampfe um's Dasein. Die Bedeutung und Verknüpfung dieser drei Begriffe unter einander aber ist folgende.

Alle Thiere und alle organischen Wesen überhaupt, also alle Thiere und Pflanzen übertragen im Allgemeinen bei

einer geschlechtlichen Vereinigung mit ihresgleichen und ebenso bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung auf ihre Nachkommen alle diejenigen körperlichen und geistigen Eigenschaften, welche sie selbst besitzen: die Nachkommen eines Löwen-Paares können nur wieder Löwen sein, aus dem Embryo eines Affen-Weibchens kann sich wiederum nur ein Affe entwickeln.

Wäre nun diese Vererbung eine ganz vollständige und ausnahmslose, bis auf die kleinsten Einzelheiten sich erstreckende, wäre also jene Vererbungskraft eine unbeschränkte, so müssten alle Individuen einer und derselben Art nicht nur gleich, sie müssten geradezu identisch sein und es trügen die Arten, Gattungen, Familien u. s. w. in der That, wie Cuvier gemeint, den Charakter von festen, unabänderlichen Einheiten an sich. Aber der Vererbungskraft steht eine andere, nicht minder starke Kraft entgegen, die Kraft der individuellen Variation. Die Nachkommen eines Elternpaares sind weder diesem noch auch unter einander absolut gleich, sondern weichen stets in mehr oder weniger bemerkbarem Grade davon ab. So bilden sich zahlreiche kleine individuelle Unterschiede, welche ihrerseits wiederum mehr oder weniger treu auf die Nachkommen vererbt und durch den Hinzutritt anderweitiger, neuer unbedeutender Abweichungen vergrößert werden, so dass sich Vererbungs- und Abänderungs-Tendenz fortwährend gegenseitig ergänzen, indem die letztere die individuellen Abweichungen von der Stammform hervorruft, die erstere dagegen sie immer von Neuem auf die Nachkommenschaft überträgt.

Wodurch diese Abänderungs-Tendenz (Variabilität) hervorgerufen werde, vermögen wir nicht zu entscheiden. Sie ist aber nichts Zufälliges, sondern eine allen Organismen in höherem oder niederem Grade innewohnende Eigenschaft und sie beruht ihrerseits so gut auf einem unabänderlichen Naturgesetze wie die ihr gegenüberstehende Vererbung, ist

eine allgemeine physiologische Grund-Eigenschaft aller Organismen. Wollen wir ihr Wesen und die ihr entsprechende Ungleichheit aller Lebe-Wesen in ein Bild kleiden, so können wir sagen: die Variations-Tendenz, die Unbeständigkeit und die Ungleichheit alles Lebens (überhaupt alles dessen, was auf der Erde und im Weltraum existirt) ist das Ur-Princip der Schöpfung, ist das Mittel, dessen sich die Vorsehung bedienen wollte, um ihre Werke sich in nie ruhender Fortentwicklung aus sich selbst heraus umgestalten und weiter bilden, sich in unablässigem Werden immer und immer neu verjüngen zu lassen. Nur dürfen wir dabei, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, nicht an das Eingreifen eines mit menschlichen Eigenschaften und Schwächen ausgestatteten persönlichen Schöpfers denken.

Wir könnten nun vielleicht meinen, dass jene Variabilität von den Einflüssen der äusseren, die Organismen umgebenden Bedingungen (Klima, Oertlichkeit, Nahrung etc.) direkt abhängig sei. Es scheint aber, sagt Darwin »dass wir jede unbedeutende Variation vielmehr eingeborenen Verschiedenheiten der Constitution, auf welche Weise dieselbe auch verursacht sein möge, zuzuschreiben haben als der bestimmten Wirkung der umgebenden Bedingungen.«

Andererseits muss doch aber auch zugegeben werden, dass die äussern Daseins-Bedingungen durchaus nicht einflusslos auf die Entwicklung der Organismen, dass vielmehr alle Pflanzen- und Thier-Arten (den Menschen nicht ausgeschlossen) von diesen Bedingungen abhängig, ja in ihrem ganzen äussern und innern Wesen ein getreues Spiegelbild derselben sind und dass ein Wechsel in diesen Bedingungen die Abänderungs-Neigung derselben wesentlich erhöht. Unter den äussern Daseins-Bedingungen haben wir aber die Summe aller Lebens-Medien, aller äusseren Einflüsse und Zustände zu verstehen, unter denen die Organismen überhaupt leben, also zunächst die Nahrung im engern wie im weitern und

weitesten Sinne (Speise und Trank, Luft, Licht, Temperatur und alle diejenigen meteorologischen Vorgänge, welche wir in dem Begriffe »Klima« zusammenfassen), sodann die Bodenbeschaffenheit der Heimath, die Art der umgebenden Freunde und Feinde, die Art der Thätigkeit (beim Menschen des Berufs), die Erziehung, Angewöhnung oder Abgewöhnung, Akklimatisation, Dressur (bei Hausthieren) etc. etc.

Alle diese Einflüsse und Lebens-Bedingungen machen sich bei der Ausprägung der organischen Typen geltend, von ihrem Zusammenwirken hängt die ganze äussere und innere Struktur der Thiere und Pflanzen ab. Es ist kein Zufall, dass dieselben unter den Tropen in allerhand bunten Färbungen, oft sogar in förmlichem Metallglanze erscheinen, während die gleichen Arten im Norden nur von matter Farbe, grau, braun, schwarz oder gar ohne alle Farbe, d. h. weiss sind, dass ebenso die Bewohner von Finsternissen und Höhlen, z. B. in den thierischen und menschlichen Eingeweiden, gleichfalls farblos erscheinen (denn der Grad der Färbung der Thiere hängt eben von der Fülle des Lichtes ab, das auf sie einwirkt) und dass der Europäer mit dunkler Hautfarbe, schwarzen Haaren und braunen Augen sich leichter in den Tropen akklimatisirt und viel weniger leicht den dort herrschenden Krankheiten erliegt als der Europäer mit heller Haut, blondem Haar und blauen Augen (Häckel). Es ist ferner kein Zufall, dass dieselben Thier-Arten, die in einem milderen Klima nur einen mässigen Haarwuchs zeigen, unter einem rauhen Himmel eines dichten, zottigen Pelzes sich erfreuen, ja dass periodischer Wechsel der Jahreszeit auch periodische Einflüsse auf die Bekleidung der Thiere (daher z. B. das Mausern bei den Vögeln) ausübt. Wir können weiter beobachten, dass der Standort und die Umgebung einer Pflanze oder eines Baumes vom grössten Einflusse auf ihr Wachsthum und ihre Form ist, dass die Ausschneidung der Geschlechts-Organe bei Thieren nothwendig

eine übermässige Fett-Entwicklung erzeugt, ja dieselbe Pro-cedur, am Menschen vorgenommen, geradezu alle Charaktere vernichtet, auf die sich unsere Unterscheidung zwischen Mann und Weib gründet, denn der Mann ist eben nach Leib und Seele nur Mann durch seine männliche und ebenso das Weib nur Weib durch ihre weibliche Geschlechtsdrüse (Virchow). Ein ebenso unzertrennlicher Zusammenhang besteht zwischen Quantität und Qualität unserer Nahrung, der Luft die wir athmen, dem Klima das uns umgibt und der Farbe des Himmels, der sich über uns wölbt einerseits und unserer Gemüthsstimmung, unserer Thatkraft, unserm Willen und ganzen leiblichen und geistigen Sein andererseits, und so unzerreissbar ist dieser Zusammenhang, dass wir sogar, genau wie die Pflanzen, andere werden, wenn wir unsere Heimath auf längere Zeit (es mag an die nach Amerika übersiedelnden Deutschen und Engländer erinnert werden) mit einer andern, von jener wesentlich verschiedenen vertauschen. »Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen«, sagt ein altes Sprichwort. Man wird ebenso wenig ungestraft die leichte Kleidung Italiens mit dem sibirischen Pelze vertauschen, kurz das Ovid'sche »*coelum non animum mutant qui trans mare currunt*« dürfte sehr *cum grano salis* zu verstehen und mehr poetisch-schön als wahr sein.

Je ungleicher, mannigfaltiger, komplizirter nun aber die Lebens-Bedingungen sind, unter denen die Thiere und Pflanzen existiren, desto grösser ist auch ihr innerer Trieb zu fortwährender Abänderung, und umgekehrt je einförmiger, sich gleich bleibender, konstanter sie sind, desto fester, prä-ciser gestalten sich auch die Thier- und Pflanzen-Typen, desto geringer ist ihre Variations-Tendenz, desto konstanter, desto »reiner«, wie wir sagen, erscheinen sie uns.

Wir sehen dieses deutlich bei einer Vergleichung unserer Hausthiere und Kulturpflanzen mit den im Naturzustande lebenden Arten des Thier- und Pflanzen-Reichs. Die letz-

teren variiren nämlich in viel unbedeutenderem Grade, weil sie seit undenklichen Zeiten unter viel gleichartigeren äussern Bedingungen gelebt haben als die Hausthiere und Kulturpflanzen, für welche mit der Ausbreitung des Menschengeschlechts über die ganze Erde und mit dessen Entwicklung von niederen zu immer höheren Kulturstufen die mannichfaltigsten Wechsel in Klima, Boden, Ernährung und Behandlung verbunden sein mussten. Immer von Neuem können wir die Beobachtung machen, dass selbst die ältesten Thierarten, welche, so lange sie unter ihren natürlichen Lebensbedingungen lebten, denselben Charakter durch zahllose Generationen hindurch beibehalten hatten, im Zustande der Domestikation schon nach wenigen Generationen in der verschiedenartigsten Weise zu variiren beginnen und dass diejenigen von ihnen die meiste Aussicht auf Erhaltung und fortgesetzte Fortpflanzung haben, welche diese Veränderungs-Fähigkeit im höchsten Maasse besitzen.

Kultur-Fähigkeit erscheint daher schliesslich als identisch mit der Fähigkeit, veränderten Lebens-Bedingungen sich unterzuordnen und anzupassen.

Diese Veränderungsfähigkeit der Organismen ist für den Beherrscher der Erde von der grössten Wichtigkeit gewesen. Mit ihrer Hilfe allein ist es ihm gelungen, zahlreiche Thierarten nicht nur zu zähmen und sich dienstbar zu machen, sondern auch durch fortgesetzte Paarung der für ihn nach verschiedenen Richtungen hin brauchbarsten Individuen allmählich jene fast zahllosen Rassen-Unterschiede hervorzurufen, welche unsere Hausthiere gegenwärtig aufweisen. In früheren Zeiten mag diese Züchtung von Rassen unbewusst vom Menschen geübt worden sein, indem man die weniger brauchbaren Individuen, welche geboren wurden, einfach vernachlässigte und nur diejenigen pflegte, ernährte und um sich duldete, welche irgend einen Vortheil im Hauswesen, in der Landwirthschaft, bei der Jagd etc. darboten. Heutz-

tage dagegen züchtet der Mensch absichtlich seine Rassen, er vernachlässigt nicht blos, sondern unterdrückt und vernichtet diejenigen Individuen, welche gegen seinen Züchtungs-Plan verstossen, benünstigt, erzieht und lässt zur Fortpflanzung zu aber diejenigen, welche die gewünschten Charaktere in relativ-grösster Vollkommenheit darbieten: heute ist die Thierzucht eine Kunst.

Wie nun aber hier der Mensch im Kleinen, innerhalb des Rahmens der verhältnissmässig nur sehr kleinen Zahl von ihm gezähmter [Hausthier-Arten beziehentlich Kulturpflanzen-Arten verfährt, gerade so verfährt nach Darwin, nur in viel grösserem Maassstabe, die Natur mit den Thieren und Pflanzen im Zustande der Freiheit. Es giebt eine natürliche Züchtung, welche sich bei den wildlebenden Thieren und Pflanzen ganz von selbst vollzieht, gerade so gut wie es eine künstliche von Seiten des Menschen giebt. Die Natur ist sogar die grösste Züchterin, welche wir uns denken können und sie verfügt über die gewaltigsten und mannichfaltigsten Mittel dazu.

In der Annahme und dem Nachweise nun einer solchen natürlichen Züchtung beruht der Schwerpunkt des ganzen Darwinismus, beruht seine unendliche Ueberlegenheit über die blose Transmutations-Theorie Lamarck's. Hätte eine solche natürliche Züchtung nicht stattgefunden, so würden nach Darwin so bedeutende Kontraste zwischen den einzelnen Thier- und Pflanzen-Arten, wie sie wirklich existiren (namentlich wenn wir die höheren Glieder des Cuvier'schen Systems in Betracht ziehen) nimmermehr haben entstehen können. »Wenn auch zugegeben werden muss, dass neue Lebens-Bedingungen zuweilen organische Wesen bestimmt affiziren, so lässt sich doch zweifeln, ob scharf markirte Rassen (Arten, Gattungen u. s. w.) oft durch die direkten Einwirkungen veränderter Bedingungen ohne die Hilfe einer

durch den Menschen oder durch die Natur ausgeübten Zuchtwahl produziert worden sind.«

Worin besteht nun aber diese natürliche Züchtung oder natürliche Zuchtwahl? Sie besteht, um mit dem verdeutlichenden Ausdrucke Herbert Spencer's zu reden, »in dem Ueberleben des Passendsten« und dem Untergange des weniger Passenden im Kampfe der Thiere und Pflanzen um ihre Existenz, im »Kampfe um's Dasein«, wie das Stichwort unserer Zeit lautet.

In einem solchen Kampfe befinden sich nämlich alle organischen Gebilde der Erde fortwährend. Sie alle stehen, wie schon früher Decandolle und Lyell hervorgehoben hatten, im Verhältnisse gegenseitiger Mitbewerbung um die nothwendigen Existenz-Bedürfnisse und kämpfen sowohl unter sich wie mit den Verhältnissen der Aussenwelt um ihre Erhaltung. Wie die Pflanze in stetem Kampfe gegen ungünstige klimatische und Boden-Verhältnisse sich befindet und andern Pflanzen die Nahrungs-Bestandtheile des Bodens wegsaugt, um nur selbst ihr Dasein aufrecht erhalten zu können, so vermögen wiederum die Thiere ihre Existenz nur dadurch zu behaupten, dass sie zur Befriedigung ihres Magens theils den Pflanzen, theils aber auch sich unter einander nachstellen, dass die Fleischfresser sich von den Pflanzenfressern ernähren. Kurz: überall, soweit unser Auge reicht, zeigt sich uns in dem »Neben einander« und in den Wechselbeziehungen des organischen Lebens das dichterische Bild vom »Hammer und Ambos«, die alte Geschichte vom »Fressen und gefressen werden«. Fände ein solcher Kampf nicht statt, wären die Organismen nicht in einem gewissen Grade der Zerstörung ausgesetzt, so würde jede Thier- und Pflanzenart sich in nicht zu langer Zeit so ausserordentlich vermehren, dass keine Gegend sie zu ernähren vermöchte. Denn alle Organismen sind zufolge der ihnen

innewohnenden Fruchtbarkeit bestrebt, an Zahl bis in's Unendliche zuzunehmen.

»Jede einzelne Art von Thieren und Pflanzen würde in kurzer Zeit die ganze Erdoberfläche dicht bevölkert haben, wenn sie nicht mit einer Menge von Feinden und feindlichen Einflüssen zu kämpfen hätte. Schon Linné berechnete, dass, wenn eine einjährige Pflanze nur 2 Samen hervorbrächte (und es gibt keine, die so wenig erzeugt), sie in 20 Jahren schon eine Million Individuen geliefert haben würde. Darwin berechnete vom Elephanten, der sich am langsamsten von allen Thieren zu vermehren scheint, dass in 500 Jahren die Nachkommenschaft eines einzigen Paares bereits 15 Millionen Individuen betragen würde, voransgesetzt dass jeder Elephant während der Zeit seiner Fruchtbarkeit (vom 30. bis 90. Jahre) nur 3 Paar Junge erzeugte«. Aber »von der ungeheuren Masse von Keimen, welche jede Art erzeugt, gelangen nur sehr wenige wirklich zur Entwicklung, und von diesen wenigen ist es wieder nur ein ganz kleiner Bruchtheil, welcher das Alter erreicht, in dem er sich fortpflanzen kann«. Und »aus diesem Missverhältniss (nun) zwischen der ungeheuren Ueberzahl der organischen Keime und der geringen Anzahl von auserwählten Individuen, die wirklich neben und mit einander fortbestehen können, folgt mit Nothwendigkeit jener allgemeine Kampf um's Dasein, jenes beständige Ringen um die Existenz, jener unaufhörliche Wettkampf um die Lebensbedürfnisse« (Haeckel), von welchem soeben die Rede war.

Aus dem Kampfe um's Dasein aber, der um so heftiger geführt wird, je näher sich die betreffenden Organismen stehen, und am heftigsten also unter den Individuen einer und derselben Art, weil diese auf gleiche Nahrung angewiesen und gleichen Gefahren unterworfen sind, aus diesem Kampfe also werden immer diejenigen Individuen siegreich hervorgehen, welche vermöge besonderer, körperlicher

oder geistiger, Vorzüge vor ihresgleichen am meisten befähigt sind, diese Nahrung sich zu verschaffen und diese Gefahren zu überwinden.

Solche besonders befähigte, den äusseren Bedingungen ihres Daseins am meisten angepasste Individuen aber gibt es und gab es zu allen Zeiten und in jeder Art des Thier- und Pflanzenreichs vermöge der eben geschilderten Variabilität oder Veränderungsfähigkeit der Organismen. Indem die einzelnen Abkömmlinge derselben Eltern oder überhaupt derselben Rasse, derselben Art u. s. f. durchaus nicht alle gleich sind, sondern die mannichfaltigsten körperlichen und geistigen Verschiedenheiten zeigen, so gibt es für alle die verschiedenen Lebensbedingungen und Aussenverhältnisse, unter denen Thiere und Pflanzen leben (für jedes besondere Klima, für jede besondere Bodenbeschaffenheit und besondere Nahrungsmittel etc.), jedesmal besser beanlagte und weniger beanlagte, also im Vortheil und im Nachtheil befindliche Individuen, und da behaupten nun die besser beanlagten, den äusseren Verhältnissen mehr angepassten in jenem Kampfe um's Dasein nicht nur ihre eigne Existenz viel leichter als die anderen, sondern sie haben auch jedenfalls die meiste Aussicht, die befähigsten Nachkommen zu erzeugen, indem sie ihre eigenen Vorzüge auf dieselben mittelst Vererbung übertragen.

Aber neben dieser Vererbungskraft wird sich nun auch hier wieder die Kraft der Veränderungsfähigkeit und Veränderungs-Tendenz geltend machen. Nicht alle diese Nachkommen werden gleich sein, vielmehr werden sich unter ihnen wieder solche hefinden, welche die Vorzüge ihrer Eltern in noch höherem Grade als diese besitzen, welche den äusseren Daseins-Bedingungen in noch höherem Maasse als jene angepasst sind. Auch hier wird sich nun wieder der vorige Prozess wiederholen, auch hier werden immer nur wieder die meist-befähigten Individuen im Kampfe um's

Dasein sich erhalten und fortpflanzen können, die weniger befähigten aber unterliegen und zu Grunde gehen, und so werden in der Aufeinanderfolge der Generationen nur solche Individuen übrig bleiben, welche in ihrer gesammten organischen Struktur den sie umgebenden Lebens-Bedingungen in denkbar vollkommenster Weise angepasst sind und nun diese bestimmte Struktur so lange unverändert behalten, bis eine Veränderung dieser Bedingungen (also z. B. wenn das Klima ein rauheres wird und die Thiere demzufolge einer dichtern Behaarung bedürfen) eine abermalige Veränderung und anderweite Anpassung der Organismen erfordert.

Wir sehen also, dass die Natur bei ihrer natürlichen Züchtung und bei ihrer natürlichen, sich von selbst vollziehenden Auswahl der Zucht-Thiere (*natural selection*) genau so verfährt wie der Mensch bei seiner künstlichen. Auch die Natur beginnt, wie der Mensch, mit der Vernachlässigung und Unterdrückung, mit dem Ausjäten (*weeding out*, wie es bei Darwin heisst) gewisser Individuen, auch sie wählt, wie jener, gewisse andere, bevorzugte Individuen zur Fortpflanzung aus, auch sie steigert allmählich, wie jener, durch fortwährendes Ausjäten und fortwährende Auswahl, die in's Auge gefassten, im Anfange vielleicht kaum bemerkbaren Vorzüge einzelner Individuen in den Nachkommen bis zur höchsten Potenz, bis zur Grenze der Möglichkeit.

Ein Unterschied in den Züchtungs-Mitteln und Maassregeln findet also nicht statt, wohl aber unterscheiden sich künstliche und natürliche Zucht bezüglich des Züchtungs-Zweckes. Während den Menschen bei seiner Auswahl der Zucht-Thiere sein eigener Nutzen, beziehentlich seine eigene persönliche Liebhaberei oder der Geschmack der Mode leitet, so entscheidet dagegen im freien Naturleben über Sein und Nichtsein der Individuen und über die Frage, ob sie zur

Fortpflanzung gelangen werden, lediglich und allein der Nutzen und das Lebens-Interesse, die bloße Existenz-Möglichkeit der Rasse selbst.

Keine Fähigkeit oder Eigenschaft der Thiere kann hier prinzipiell höher ausgebildet und potenziert werden ausser wenn sie der Zweckmässigkeit der organischen Struktur dient und dem Organismus im Kampfe um's Dasein Vortheile bietet. Blosser Launen des Züchters, wie sie bei der künstlichen Züchtung nur zu häufig massgebend sind, sind bei der natürlichen ein für alle Male undenkbar, eine *reformatio* des Organismus *in pejus* im Sinne geringerer Zweckmässigkeit und Anpassung gegenüber den äusseren Verhältnissen ist unmöglich. Mit Bezug auf das züchtende *agens* können wir den Unterschied auch so ausdrücken: in der Auswahl der Zucht-Thiere bei unseren Kultur-Rassen waltet als unumschränkter Herrscher der persönliche Wille des Menschen, in derjenigen aber bei den natürlichen Rassen die unbewusste, als unabweissbare Folge gegebener Ursachen rein mechanisch sich vollziehende Nothwendigkeit, woraus sich denn auch von selbst ergibt, dass überall, wo ich in Bezug auf die natürliche Züchtung von einem Ziele oder Zwecke derselben spreche, diese Ausdrücke nur bildlich zu verstehen sind. Ich will diese letzteren Bemerkungen durch ein Paar Beispiele zu erläutern suchen.

Betrachten wir z. B. einmal die Behaarung der Thiere oder ihre Farbe. Welcher gewaltige Unterschied zeigt sich uns da zwischen natürlicher und künstlicher Züchtung! Wenn der Mensch, um ein naheliegendes Beispiel zu wählen, irgend einer Hunde-Rasse eine längere Behaarung zu verschaffen wünscht als dieselbe bisher hatte, weil sich der Geschmack und die Liebhaberei des Hundehaltenden Publikums geändert hat, so ist ihm jener auf die Erzielung einer reicheren Behaarung gerichtete Wunsch bei der Auswahl seiner Zucht-Thiere maassgebend. Er züchtet auf eine längere Behaarung

seiner Hunde los, wählt daher von den jedesmal erzielten Nachkommen immer diejenigen zur Nachzucht aus, welche die längste Behaarung haben, und schliesst andernseits die weniger behaarten von der Fortpflanzung aus und gestaltet so die Rasse allmählich so um, wie sein Vortheil und seine persönliche Liebhaberei es erheischt, wie es die Mode mit sich bringt, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob die längere Behaarung der Hunde den äusseren Lebensbedingungen, z. B. dem Klima angemessener ist, ob seine Hunde dabei geschützter gegen die Kälte oder von den heissen Sonnenstrahlen gequälter sein mögen. Er will länger-behaarte Hunde, *ergo* erzüchtet er sie, und sollte sich später seine Liebhaberei ändern, sollte die Mode wiederum eine kürzere Behaarung für begehrenswerth halten, so wird er mit derselben Eigenmächtigkeit und Willkür die Rasse abermals umgestalten.

Ganz anders bei den wild lebenden Thieren. Die natürliche Züchtung kennt keine solche Willkür, sie richtet sich einzig und allein nach den äusseren Lebensbedingungen der Thiere, fragt lediglich darnach, ob die kürzere oder längere Behaarung denselben im Kampfe um's Dasein zum Vortheil gereicht, und nur nach diesem Vortheile hin züchtet sie. Wird also das Klima rauher, so werden die kürzer behaarten Individuen gefährdeter sein und leichter zu Grunde gehen, die reicher behaarten aber übrig bleiben und eine ähnlich beanlagte Nachkommenschaft erzeugen. Wird aber das Klima milder, so wird die bisher besessene reichere Behaarung der Rasse nicht bloß nichts mehr nützen, sie wird ihr sogar lästig, bei der Wettjagd nach Lebensmitteln, bei der Verfolgung der Beute in der Wildniss hinderlich und verderblich sein. Daher werden in diesem Falle die kürzer-behaarten Individuen im Vortheil sein und leben bleiben, die länger-behaarten dagegen unterliegen und zu Grunde gehen. In jedem Falle also sehen wir, dass bei

der natürlichen Züchtung lediglich und allein der eigene Nutzen und Vortheil der Thiere das Züchtungsziel bildet, dass kein anderer Faktor als die zweckmässigere Beanlagung im Kampfe um's Dasein über Leben und Tod der Individuen entscheidet.

In dem soeben angeführten Beispiele war es das Klima, welches bei der Abänderung und Gestaltung der wilden Rasse den Ausschlag gab. In einem zweiten Falle wollen wir einen zweiten jener Haupt-Faktoren in den äusseren Lebens-Bedingungen, die Boden-Beschaffenheit und insbesondere dessen Farbe in ihrer Einwirkung auf die Färbung der wild-lebenden Thiere, überhaupt alle jene Einflüsse, die die Wissenschaft als schützende Aehnlichkeiten (mimikry) zu bezeichnen pflegt, betrachten. Auch hier können wir, und zwar in der anschaulichsten, drastischsten Weise den Unterschied zwischen natürlicher und künstlicher Züchtung beobachten. Stellen wir zu diesem Zwecke beispielsweise den Wolf und irgend eine unserer zahmen Hunde-Rassen, etwa die sogen. Leonberger Hunde, einander gegenüber. Da sehen wir sehr bald, von welchem gewaltigen Einflusse das Züchtungs-Ziel auf die Farbe der Thiere ist, welcher bedeutende Unterschied es ist, ob die Auswahl der Zucht-Thiere lediglich im Interesse der Existenz der Rasse und zu ihrem Vortheil im Kampfe um's Dasein oder ob sie nach den Bedürfnissen, beziehentlich den blossen Launen des Menschen geübt wird.

Denn die schwäbischen Hunde sind in allen nur denkbaren Farben beliebt, eine jede Färbung findet ihre Abnehmer, und daher wird eine jede auch kultivirt und zur Nachzucht verwendet. Dagegen ist für die Wölfe die Färbung ihres Pelzes durchaus nichts so Gleichgiltiges, sondern sehr oft geradezu eine Lebensfrage. Denn wenn ein Rudel Wölfe von irgend einem stärkeren Feinde in der Wildniss verfolgt wird, so werden sich diejenigen Individuen am leichtesten

vor dem Verfolger zu verbergen, unsichtbar zu machen und zu retten vermögen, deren Farbe am wenigsten von der nächsten Umgebung absticht, am besten also diejenigen, welche mit dem Erdboden und seinem Haupt-Zubehör, wie Gräsern, Strauchwerk u. dergl., möglichst gleiche Färbung haben. Oder wenn umgekehrt eine Heerde von Wölfen auf Beute ausgeht, so werden wiederum diejenigen von der Färbung der nächsten Umgebung die meiste Aussicht haben, sich dem verfolgten Opfer unbemerkt zu nähern und es zu erwürgen. Beide Male zum Nachtheile aller andersfarbigen Individuen. Denken wir uns aber einen derartigen Prozess mit seiner unwandelbaren Alternative «Leben oder Tod», «Selbstfressen oder Gefressenwerden» in unendlicher Wiederholung, so ist leicht abzusehen, dass auf diese Weise allmählig alle Wölfe einer konkreten Gegend eine in der Hauptsache ganz übereinstimmende und zwar der nächsten Umgebung angepasste Farbe annehmen müssen, da jede andere Farbe einem ununterbrochenen Vernichtungs-Prozesse ausgesetzt ist. Was also dort, bei den Leonberger Hunden, ein Bedürfniss und desshalb ausgesprochenes Züchtungs-Ziel ist, nemlich die Verschiedenfarbigkeit der einzelnen Individuen, das ist hier im Naturzustande zum Verderben der Rasse und deshalb von der Züchtung ein für alle Male ausgeschlossen.

Diese Verschiedenheit der Züchtungs-Ziele ist vom höchsten praktischen und wissenschaftlichen Interesse und Einflüsse auf die Frage, welche Thiere zu einer natürlichen beziehentlich künstlichen »Rasse« zu rechnen und welche davon auszuschliessen seien, m. a. W. auf die Abgrenzung und Definition des ganzen Begriffes «Rasse».

Ich kann diese Frage an dieser Stelle allerdings nicht gründlich erörtern, das würde den Raum einer Monographie beanspruchen, die ich mir (insbesondere zur Widerlegung des oben Seite 63 erwähnten Gutachtens der Herren Prof.

Dr. Jäger, Dr. Vogel und Dr. Berlin in Stuttgart) für später vorbehalten. Um sie aber mit einigen kurzen Bemerkungen so hell wie möglich zu beleuchten, will ich auch hier an das nahe liegende Beispiel der grossen langhaarigen schwäbischen Hunde anknüpfen. Wenn ich wiederholt die Rasselossigkeit dieser Thiere betont habe und wenn an dieser Behauptung auch schlechterdings festgehalten werden muss, weil wir nicht früher eine befriedigende Hundezucht zu erwarten haben als bis wir die Dinge ansehen wie sie sind und sie beim wahren Namen nennen, so ist doch andererseits hier vor einer Einseitigkeit und allerhand Irrthümern zu warnen, in welche die Gegner der schwäbischen Hunde und überhaupt die Verfechter der sogen. «reinen» Rassen nur zu leicht und gewöhnlich verfallen.

Wenn man nämlich auch zugeben muss, dass die sogen. Leonberger Hunde keine wahre «Rasse» repräsentiren, sondern lediglich aus einer Menge der verschiedenartigsten Einzel-Thiere bestehen, von denen einzelne wenige gut und schön, ja theilweise sogar vorzüglich oder gar in jeder Beziehung unübertrefflich, die meisten dagegen werthlose, unberechenbare und gänzlich unzuverlässige Köter sind, so ist es doch auf der andern Seite ebenso entschieden falsch, heutzutage noch von einer besonderen Rasse von Neufundländern, (langhaarigen) Bernhardinern, St. Gotthards-Hunden, Berghunden etc. neben den sogen. Leonbergern zu sprechen, denn es gibt nirgends eine Züchtung solcher Hunde. Vielmehr sind alle grossen langhaarigen Hunde-Rassen, soweit solche überhaupt früher bei uns vorhanden gewesen, vor Allem aber die früher gewöhnlich mit dem Namen «Neufundländer» bezeichneten Hunde jetzt in dem einen grossen mixtum compositum «Leonberger» vollständig aufgegangen, und eine langhaarige Bernhardiner Rasse hat überhaupt niemals anderswo als in dem Kopfe von Schwärmern und in den phantasiereichen Abbildungen unserer Künstler existirt.

Die Züchtung der sogen. Leonberger Hunde aber wird in Süd - Deutschland und ganz besonders in Württemberg (schlechterdings nicht, nicht einmal theilweise, von dem p. p. Essig in Leonberg, wie bereits oben ausgeführt wurde), in so ausgedehntem Massstabe, wenn auch im Allgemeinen höchst unrationell und lüderlich, betrieben und der Export derselben nach allen Himmelsgegenden ist ein so bedeutender, dass man ohne Weiteres behaupten kann, alle grossen langhaarigen Hunde Deutschlands und in der Hauptsache des ganzen Continents seien auf diese schwäbische Quelle zurückzuführen.

Dieser Thatsache gegenüber ist es also gänzlich unberechtigt und kann nur allgemeine Begriffs - Verwirrungen stiften, wenn Viele (und darunter selbst Solche, die im Uebrigen in Hundezucht - Fragen sehr wohl orientirt sind), innerhalb jenes schwer definirbaren Conglomerats, das wir »Leonberger« nennen, noch einzelne besondere Rassen unterscheiden möchten, und vor allen Dingen ist es eine handgreifliche Ungerechtigkeit und Ungereimheit, deren sich die Gegner der sogen. Leonberger Hunde gewöhnlich schuldig machen, wenn sie die einzelnen wenigen vorzüglichen Thiere, welche unter jenen vorkommen, aus ihnen herauschälen und als besondere »Neufundländer« oder »Bernhardiner« etc. bezeichnen, während sie alle übrig bleibenden, nichtssagenden, das charakterlose Gros als »Leonberger« katexochen hinstellen und verdammen.

Solche haarsträubenden Eintheilungen sind schlechterdings zu verwerfen und gründen sich immer entweder auf reine Willkür oder aber auf allerhand Irrthümer und Missverständnisse.

Die Willkür anlangend, so mag daran erinnert werden, dass beispielsweise auf unseren deutschen Hunde - Ausstellungen der letzten Jahre nicht etwa eine Kommission von Sachverständigen darüber entschied, welcher Rasse dieser oder jener Hund zuzutheilen sei (das zu entscheiden würde

freilich auch in den meisten Fällen seine Schwierigkeiten gehabt haben), sondern lediglich die Erklärung des Ausstellers, dass sein Nero oder sein Sultan ein Neufundländer, ein Bernhardiner, ein Leonberger u. s. w. sei, infolgedessen man nun natürlich die schnurrigsten Sachen erleben konnte.

Da sind z. B. Hundehändler, die man als wahre Zauberer und Tausendkünstler der Metamorphose bewundern muss, denn sie bringen es ohne die geringsten Schwierigkeiten und Skrupel fertig, irgend einen zottigen, struppigen Gesellen, der vielleicht erst gestern noch die kleine Equipage mit jener blauweissen, »Milch« genannten Flüssigkeit durch die Strassen Spree-Athen's dahinhaspelte, flugs und ohne viel Federlesens zum »echten«, »importirten« Neufundländer umzuwandeln oder den sehr zweifelhaften schwäbischen Bauernhund, den ihnen ein befreundeter Kollege soeben aus der süddeutschen Heimath zugeführt, schleunigst zum »Berghunde« avanciren zu lassen. Oder da war u. a. in Dresden und Berlin ein grosser langhaariger brauner Hund aus Halberstadt mit ausgestellt, welcher an ersterem Orte (allerdings, wie ich glaube, ohne es verdient zu haben), den höchsten Ehrenpreis, den von Sr. Majestät dem Könige Albert von Sachsen gestifteten silbernen Pokal und in Berlin die bronzene Medaille davontrug. So oft nun sowohl in Berlin wie in Dresden an den Besitzer dieses Hundes die Frage nach des letzteren Herkunft und Rasse gestellt wurde, so oft konnte man die stolze Versicherung hören, dass der Hund ein »echter Bernhardiner« und »direkt vom Hospiz des St. Bernhard« bezogen sei. Die meisten Besucher der beiden Ausstellungen werden auf diesen Bescheid hin das Thier mit der so berühmten Abkunft sicherlich nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht und Liebe betrachtet und ihre Reminiscenzen an die berühmten Thaten des historischen Hundes vom St. Bernhard bei dieser Gelegenheit gern wieder einmal aufgefrischt haben, aber es war Einer unter ihnen, der in dieser

Beziehung weniger fromme, sondern sogar höchst ketzerische Ansichten hatte und in diesem Augenblicke sogar so boshaft ist ein bischen aus der Schule zu plaudern und zu verrathen, dass der fragliche Hund kein Bernhardiner, sondern ein einfacher sogen. Leonberger Hund mit allen gewöhnlichen Vorzügen und Fehlern derselben und dass er nicht auf dem romantischen Hospiz des St. Bernhard, sondern in dem ziemlich prosaischen, höchstens durch seine »Gose« und seine häufigen Schlachten zwischen Studenten und Bauerlümmeln berühmten Dorfe Eutritzsch bei Leipzig geboren und von ihm selbst gezüchtet ist.

Die von mir gerügte Willkür, mit welcher bei uns (anderwärts, z. B. in England, wäre so etwas wohl kaum denkbar), »Rasse« und Rassen-Unterscheidungen gemacht werden, lässt sich wohl durch nichts besser veranschaulichen, als durch dieses kleine Geschichten, zu welchem ich, wenn es der Raum gestattete, noch Dutzende anderer, ähnlicher hinzufügen könnte.

Was aber die hervorgehobenen Missverständnisse und Irrthümer anbelangt, so knüpfen sich dieselben gewöhnlich an die verschiedene Farbe der Hunde und an andere nebensächliche Charaktere an, deren Nichtbeachtung der aufgeklärte und zoologisch gebildete Züchter einfach mit dem Hinweise auf jenen Unterschied zwischen natürlicher und künstlicher Züchtung motiviren darf.

Wie oft habe ich z. B. die Erfahrung machen müssen, (und auch in dieser Beziehung waren unsere Ausstellungen ausserordentlich reich an Widersprüchen), dass von vier sogenannten Leonberger Hunden der schwarze und der weisse als »Neufundländer« bezeichnet, der gelbe wohl unter die »Bernhardiner« oder »Leonberger« gestellt und der graue vielleicht zum »Wolfshunde«, »St. Gotthards-Hunde«, »Berg-hunde« oder zu Gott weiss was sonst gestempelt wurde, obwohl alle vier offenbar nicht wesentlich von einander

verschieden, ja bisweilen sogar (wie ich im einzelnen Falle unschwer würde haben nachweisen können) Geschwister aus einem und demselben Wurfte waren, also lediglich deshalb, weil der diese Eintheilung Machende von falschen Voraussetzungen ausging, die gleiche Färbung der Thiere fälschlich für einen absolut exclusiven Rassecharakter hielt und über die wahren, entscheidenden und unterscheidenden Rasse-Charaktere keine klare Vorstellung besass.

Freilich was die Farbe anbelangt, so wird man sich auf jener Seite mit einem gewissen Scheine von Berechtigung gerade auf das Beispiel der natürlichen Rassen, d. h. darauf berufen, dass alle diejenigen Gesammtheiten von wild lebenden Thieren, denen wir den Namen »Rasse« oder »Varietät« beilegen, ja auch stets in der Hauptsache Gleichfarbigkeit zeigen, dass wir bei ihnen nie eine derartige oder auch nur annähernde regenbogenartige Buntheit wie z. B. bei den schwäbischen Hunden antreffen würden. Noch Niemand habe, um ein Paar grelle Beispiele zu wählen, einen rothgelben Elephanten, einen schwarzen Eisbär oder einen schwarz-weiss-gefleckten Löwen gesehen.

Die Thatsache ist nach dem oben (Seite 109 und 110) Ausgeführten richtig, aber die daraus gezogene Schlussfolgerung ist falsch. Eine solche würde logisch nur zu rechtfertigen sein, wenn zwischen ihr und jener Prämisse ein Mittelsatz stünde wie der: »bei den wild lebenden Thieren findet eine Züchtung zu ganz demselben Zwecke und nach denselben Zielen hin statt wie bei den Hausthieren des Menschen.« Dieser Satz widerspräche aber eben aller Wissenschaft und Erfahrung, das Züchtungsziel ist nicht dasselbe. (Vergl. S. 106 am Ende u. folg.)

Schon aus einfach logischen, wissenschaftlichen Gründen durchaus zurückzuweisen würde aber (selbst wenn wir keine direkten Gegenbeweise hätten) die Annahme sein, als würden bei den wild lebenden Thieren andersfarbige Individuen als

die Rasse im Ganzen zu sein pflegt gar nicht geboren. Vielmehr wird dies gewiss hin und wieder vorkommen, aber die Wahrscheinlichkeit dafür wird jedenfalls schon deshalb keine bedeutende sein können, weil die Geburt eines solchen ungewöhnlichen Individuums jedesmal eine regelwidrige Abweichung vom elterlichen Typus bedeuten, also ein exceptionelles Fehlschlagen des allgemeinen Vererbungs-Gesetzes einschliessen würde und solche Abweichungen um so seltener sein müssen, je konstanter der elterliche oder überhaupt Rassen-Typus, das will sagen je länger die Kette von Generationen ist, an welcher entlang Reinzucht geübt und alles dem Typus Widersprechende ausgemerzt worden ist. Und aus wie vielen Tausenden von Gliedern mag diese Kette bei den meisten wild lebenden Thier-Arten geschmiedet sein. Wenn aber doch Ausnahmen der gedachten Art vorkommen, so wird das betreffende Individuum eben durch seine andere, den Lebens-Bedingungen der Rasse nicht entsprechende Farbe benachtheiligt, also in hohem Grade gefährdet und mit Untergang bedroht sein. Vor allen Dingen wird es schwerlich jemals zur Fortpflanzung, also zu einer Möglichkeit der Uebertragung seiner Eigenthümlichkeit auf die Nachzucht gelangen. Ja, es scheint mir sogar die Vermuthung nahe zu liegen, dass hier zu den gewöhnlichen natürlichen Züchtungs-Faktoren (Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit etc.) leicht noch ein ganz besonderes, in's Gebiet der künstlichen Züchtung hinüberspielendes Moment hinzu treten und den Kampf um's Dasein ganz besonders erschweren werde. Wie nemlich überhaupt alle Instinkte (auch die sozialen, also alle physischen und geistigen Gewohnheiten, die sich an die Begriffe: Liebe, Freundschaft, Feindschaft, allgemeine Sitte, Vaterlandsliebe, Staatsbewusstsein u. s. w. anschliessen), nichts Ursprüngliches, etwa von einem persönlichen Schöpfer den organischen Wesen fix und fertig mit auf den Weg Gegebenes, sondern als ein ebenfalls und

lediglich, gerade so wie die leibliche Struktur, durch natürliche Züchtung im Kampfe um's Dasein allmählich Entwickeltes und Gewordenes anzusehen sind, so dürfte sich bei den wild lebenden Thieren (einfach durch die lange fortgesetzte Gewöhnung daran, ihre eigene Rasse immer nur in einer ganz bestimmten Farbe zu sehen) am Ende auch ein gewisser Farben-Sinn und an die spezifische Rassen-Färbung sich anlehrender Farben-Instinkt in der Weise und mit der Tendenz herausbilden, jedes andersfarbige Individuum, das gelegentlich geboren wird, als ein fremdes Thier und rechtlosen Eindringling zu betrachten, dem man auf alle mögliche Weise das Leben sauer macht und nachstellt, ja den vielleicht schon seine Mutter nicht als ihre Leibesfrucht anerkennt, dem sie deshalb die Mutterbrust versagt, den sie wohl gar auffrisst. Derartige Regungen eines Stammes-Bewusstseins und Staats-Gedankens treten für Denjenigen, der sich in die klaren Deduktionen der Entwicklungs-Theorie vertieft, aus ihrer scheinbaren, nebelhaften Unerklärlichkeit zu beinahe greifbarer Verständlichkeit hervor und sind unerklärlich und deshalb gewöhnlich gar nicht vorhanden nur für Diejenigen, welche noch an dem unheilvollen Gegensatze zwischen Menschen- und Thier-Seele, zwischen menschlichem Bewusstsein und sogenanntem thierischen Instinkt festhalten.

Dass nun aber trotzdem solche andersfarbige Individuen, um nunmehr auf den Ausgangspunkt unserer ganzen Frage zurückzukommen, sofern sie nur in allen übrigen Eigenschaften und Leistungen dem Typus ihrer Ahnen entsprechen und dem Kampfe um's Dasein gewachsen wären (was freilich eben meist nicht der Fall ist), sehr wohl im Prinzip zur Rasse zu rechnen sein würden, dass wenigstens keine logische Nöthigung vorliegen würde, sie davon auszuschliessen, das scheint mir ausser Zweifel zu sein. Dass sie thatsächlich nicht dazu gehören, das liegt so zu sagen am Eigensinn

des Kampfes um's Dasein, es liegt in dem exklusiven, nur auf den Vortheil und die bloße Existenz-Möglichkeit der einzelnen Thiere selbst und ihrer Rasse gerichteten Züchtungs-Ziele. Daraus folgt aber nicht, dass der Mensch bei seinen künstlichen Rassen ebenso eigensinnig verfahren, sich ein ebenso exklusives, enges Züchtungs-Ziel stecken müsse. Vielmehr ist er und sind seine künstlichen Rassen von jenen Züchtungs-Faktoren, welche der Kampf um's Dasein für die natürliche Züchtung geltend macht, mehr oder weniger gänzlich unabhängig. Wenn uns ein Thier geboren wird, das eine andere Farbe als die Rasse bisher hat, so pflegen wir es deshalb allein in der Regel noch nicht von der Rasse auszuschliessen. Wir fragen uns nicht: »wird das Thier mit seiner Farbe leben können?«, sondern wir vermuthen das ohne Weiteres und lassen es auf einen Versuch ankommen. Wir brauchen nicht zu erörtern, ob es bei dieser Farbe auch seine Nahrung aufzusuchen vermögen oder ob es dadurch empfindlicher gegen Kälte oder Hitze sein werde, denn wir wissen, dass wir selbst unter allen Umständen für seine Ernährung sorgen und dass wir nicht bloß über einen warmen Stall, sondern im gegebenen Falle auch über ein schattiges, kühles Plätzchen in unserem Garten oder Hause verfügen. Wir fürchten auch nicht, dass das Thier wegen seiner auffälligen Farbe von seines Gleichen verfolgt oder von der Rabenmutter werde zurückgestossen werden, denn wir selbst bilden das letztinstanzliche Austrägal- und Straf-Gericht bei allen etwaigen Streitigkeiten unserer Zöglinge und schützen, wenn es nöthig wird, auch den Säugling schon an der Mutterbrust. Kurz: wir fragen nicht, ob die neue Farbe dem Thiere selbst und der Rasse, sondern ob sie uns nütze, ob sie uns genehm sein, ob sie schön aussehen werde und dergleichen. Mit anderen Worten wir fragen nicht: »kann das Thier so leben?« sondern wir entscheiden kategorisch: »es soll leben«. Und haben wir so

entschieden, so wird eben das Thier nicht nur geduldet, sondern wir pflegen und hegen es vielleicht sogar mit ganz besonderer Sorgfalt, um es durch alle Gefahren glücklich hindurchzusteuern und am Leben zu erhalten. Gelingt uns auch der erste Versuch vielleicht nicht immer, so wagen wir wohl einen zweiten oder dritten, und begünstigt uns dann das Glück, so werden wir höchst wahrscheinlich die neue Farbe auch auf die Nachzucht geltend zu machen suchen, und so vergehen vielleicht nur wenige Jahre und siehe da! die Rasse ist, ohne irgend einen ihrer sonstigen wesentlichen Charaktere dabei eingebüsst zu haben, um eine neue Farbe reicher geworden.

Wenn wir also nur im Uebrigen an möchlichster Gleichheit der Thiere in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften und Leistungen festhalten und Alles, was diesen Anforderungen nicht entspricht, rücksichtslos ausmerzen, so sind wir sehr wohl im Stande, auch die beste und reinste (!) unserer Hausthier - Rassen in verschiedenen Farben zu züchten.

Auf das soeben gebrauchte »Wenn« möchte ich dabei freilich einigen Nachdruck gelegt wissen, denn von der Erfüllung dieser Bedingung hängt eben hier nicht mehr und nicht weniger als Alles ab und in sehr vielen Fällen wird die verschiedene Farbe allerdings gleichbedeutend mit »Rasselosigkeit« und auf weiter nichts als auf eine lüderliche, prinzipienlose Züchtung und Rassen-Mischmasch zurückzuführen sein, wie es denn beispielsweise bei den sogen. Leonberger Hunden namentlich unter denen von weisser und theilweise auch schwarzer Farbe eine Unmasse giebt, denen man das Metzgerhandwerk und den Milchwagenberuf ihrer Ahnen schon am Gesicht und buchstäblich an der Nase ansieht.

Soviel von der Farbe. Schon aus ihrer Besprechung dürfte zur Genüge erhellt haben, wie hinfällig in den meisten

Fällen unsere alltäglichen Rassen-Unterscheidungen bei den Hunden sind.

Ausser der Farbe giebt es nun aber noch eine Menge anderer untergeordneter Charaktere, welche dem einen Hunde fehlen und bei dem andern vorhanden sein dürfen, ohne dass wir desshalb genöthigt wären oder auch nur (im Allgemeinen wenigstens) das Recht hätten, sie auf 2 verschiedene Rassen zu vertheilen. Wenn trotzdem auch auf sie sehr oft eine Rassen-Unterscheidung begründet wird, so lässt sich in solchen Fällen die Haltlosigkeit derselben noch viel offener als bei der Farbe darlegen und die ganze gewöhnliche Eintheilungs-Methode noch leichter *ad absurdum* führen.

Da ist z. B. die sogenannte Bären-Klaue, d. i. eine fünfte Zehe an einem oder an beiden Hinterfüssen des Hundes. Sie kommt, während nur vier Zehen die Regel bilden, gelegentlich in jeder Hunde-Rasse an diesem oder jenem Individuum vor. Sie vererbt sich gelegentlich auf dessen Nachkommenschaft oder auch nicht und sie vererbt sich durchaus regellos: bald zeigt sie sich an allen, bald nur an einzelnen Nachkommen, bald nur an den männlichen, bald nur an den weiblichen. Bald springt sie von einem Geschlecht auf das andere über, bald sehen wir sie an den Nachkommen nur an einem Fusse, während die Vorfahren sie an beiden besaßen u. s. w.

Trotz der unregelmässigen, kometenartigen und vagabundenmässigen Existenz, welche diese fünfte Zehe sonach führt, fehlt es aber doch nicht an Hundeliebhabern und sogenannten Kennern, welche ihr einen ganz ungebührlichen Werth beilegen, freilich ohne wohl je selbst zu wissen, warum.

In den meisten Fällen entstehen solche verkehrten Ansichten durch blosen Zufall. Da hat Einer z. B. vielleicht einmal einen Hund besessen, der zufällig Bärenklauen hatte,

und der Verkäufer, den er für eine Autorität in dergleichen Sachen hielt, hatte ihm, sei es aus Schlaueit oder aus wirklicher Unkenntniss, deren Vorhandensein als ein spezifisches, den Werth des Thieres ganz besonders erhöhendes Rasse-Kennzeichen angepriesen. Ist es in solchem Falle nun nicht begreiflich, dass der gute Mann in Zukunft jeden Nebenbuhler seines Vierfüßlers zu allererst auf das Vorhandensein von Bärenklauen hin prüft und ihn, obgleich er seinem eigenen Zöglinge an wahrer Rasse vielleicht himmelhoch überlegen ist, weil er aber das vermeintlich untrügliche Adelsdiplom der Bärenklaue nicht mit sich herumträgt, verächtlich über die Achseln ansieht und in eine andere Rasse oder gar unter die Köter verweist? Und darf es uns, sobald wir bedenken, einerseits wie leicht sich solche Missverständnisse herumsprechen und ansteckend weiterverbreiten und andernseits dass den deutschen Hundebesitzern jede etwa von Vereinen für Hundezucht oder rationelle Hundeausstellungen ausgehende Aufklärung bis jetzt versagt geblieben ist, darf es uns Wunder nehmen, wenn die allgemeine Verwirrung und Unklarheit der Begriffe über das was »Rasse« sei eine geradezu chaotische ist? Gewiss nicht. Aber Jeder, der es noch nicht weiss, lasse es sich hiermit gesagt sein, dass in solchen nebensächlichen Eigenschaften wie Bärenklaue, schwarzer Rachen, ganz gleiche Färbung u. s. w. die »Rasse nicht liegt«.

Was ist denn z. B. die berühmte fünfte Zehe? Woher kommt sie? Nun, im Lichte der Entwicklungs-Theorie ist sie weiter nichts als ein gelegentliches Erbstück des zahmen Haushundes aus jener Zeit seiner wilden Ahnen, da diese noch 5 vollständig entwickelte Zehen am Hinterfusse besaßen, gebrauchen konnten, ja zur Fortbewegung bedurften. Für ihre Nachkommen aber wird im Laufe der Zeit dieses Bedürfniss weggefallen, die fünfte Zehe wird im Kampfe um's Dasein nicht mehr nöthig gewesen sein, ja sie konnte

unter Umständen dem damit behafteten Individuum sogar nachtheilig werden, wie wir denn z. B. oftmals an Hunden mit Bärenklaue beobachten können, dass sie sich mit derselben beim Laufen an dem gegenüberliegenden Fusse blutig stossen und dadurch lahm oder gänzlich marschunfähig werden. Hat diess nun zwar bei unseren Haushunden keine grossen Bedenken oder gar tödtliche Folgen, weil sie ja auch auf etwaigem Krankenlager ruhig und unbehelligt das von uns dargebotene *menu* absolviren können, so würde dagegen bei wild lebenden Thieren ein solches unnützes, beschwerliches Anhängsel unter Umständen einen sehr grossen Nachtheil des betreffenden Individuums einschliessen, es der Gefahr des Liegenbleibens und damit des Verhungerns oder Erwürgtwerdens aussetzen. Die Folge würde also sein, dass die damit behafteten Thiere leichter und häufiger zu Grunde gingen als die davon freien, dass die letzteren sich stärker vermehrten, kurz dass der oben geschilderte Variations-Trieb des thierischen Organismus zu einer allmählichen Verdrängung der fünften Zehe in den Nachkommen hinführte. Gleichzeitig würde aber die fünfte Zehe, weil entbehrlich und zwecklos, auch von denjenigen Individuen, die sie überhaupt noch besässen, jetzt nicht mehr benutzt, also durch keine Uebung und öfteren Gebrauch mehr gestärkt und in Spannkraft erhalten werden, sodass sie eine doppelte Tendenz der Unterdrückung gegen sich hätte. Unter diesen Umständen müsste das Organ allmählich nicht nur immer seltener an den Nachkommen werden, sondern auch verkümmern, und es ist immer seltener geworden und ist verkümmert, wie sein heutiges Auftreten und Aussehen bei unseren Hunden beweist, so selten geworden, dass es nicht einmal mehr einer regelmässigen Vererbung mehr theilhaftig ist und so sehr verkümmert, dass zwischen ihm und dem Hinterfusse des Thieres oft nur noch ein ganz loser Zusammenhang besteht und die ganze Zehe unter Umständen sogar abfällt.

Durch das von Darwin in die organische Wissenschaft eingeführte mechanische Erklärungs-Princip der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein und der natürlichen, successiven Entwicklung der Lebewesen aus einander, also u. A. der Abstammung unserer Hausthiere von ehemals wild lebenden Arten sind wir jetzt in den Stand gesetzt, solche scheinbare Geheimnisse der Natur, die uns früher absolute Räthsel waren, leicht aufzuklären. Die Bärenklau des Hundes ist demnach nichts als ein zufälliger partieller Atavismus, d. h. ein zufälliger und gelegentlicher partieller Vererbungs-Rückschlag einzelner Individuen auf die Struktur ihrer wilden Vorfahren, und solche Rückschläge stehen ihrerseits wieder im engsten Zusammenhange mit einem allgemeineren Gesetze, welches die Wissenschaft als das Gesetz der Rückbildung oder rückbildenden Vererbung bezeichnet und welches so viel sagen will, dass die natürliche Züchtung u. a. auch die Tendenz habe, nicht nur alle diejenigen Organe, welche den Thieren und Pflanzen im Kampfe um's Dasein nöthig sind, möglichst zu vereinfachen, sondern auch alle diejenigen allmählich zu verdrängen und an den Nachkommen immer verkümmert, beziehendlich seltener erscheinen zu lassen, welche ihnen nichts nützen und darum gewöhnlich sogar nachtheilig werden, denn »man kämpft leichter, wenn man unnützes Gepäck fortwirft« (Häckel).

Für dieses Gesetz und seine Wirksamkeit besitzen wir allerdings keine direkten, für unsere fünf Sinne wahrnehmbaren Beweise, denn es vollzieht sich nicht unter unseren Augen und sein Amt wird nicht bloss Dezennien oder Menschen-Alter, sondern Jahrtausende umfassen, aber die zwingendsten wissenschaftlichen, in der überwältigenden Beweiskraft der ganzen Darwin'schen Theorie wurzelnden Gründe nöthigen uns, dasselbe vorauszusetzen und mit der Autorität eines wissenschaftlichen Axioms zu umgeben. Nicht plötzlich, sondern nur Schritt vor Schritt wird seine Wirk-

samkeit sich in der Umbildung (in diesem Falle Vereinfachung) der Typen geltend machen. Nur ganz allmählich wird das überflüssige Organ an den Nachkommen kleiner und unbedeutender werden, Jahrtausende vielleicht wird es mitunter bedurft haben, ehe es so weit kam, dass es als allgemeiner Art- oder Rasse-Charakter eliminirt und auf jenen Aussterbe-Etat gesetzt wurde, der nur noch sein gelegentliches, periodisches und auf einzelne Individuen beschränktes Wiedererscheinen zulässt.

Ist die Thätigkeit der allgemeinen rückbildenden Vererbung bis zu diesem letzteren Grade und Erfolge bereits vorgeschritten (wie es z. B. bei der in Frage stehenden fünften Zehe der Fall ist), so sprechen wir von Atavismus oder Rückschlag, weil die Thiere oder Pflanzen dann eine Form zeigen, die ihrem jetzigen Typus als solchem nicht mehr eigen ist, sondern ein Zurückgreifen der Natur (des Vererbungs-Gesetzes) auf mehr oder weniger weit zurückliegende Generationen und deren Typus, wenn auch nur bruchstückweise, bedeutet.

Sowohl von diesen Rückschlägen im Besonderen aber wie von jener allgemeineren Wirksamkeit des Gesetzes der Rückbildung kennen wir Fälle genug und in den verschiedensten Pflanzen- und Thier-Arten, den Menschen keineswegs ausgeschlossen.

Ein Rückschlag ist es also z. B., wenn unter unseren zahmen Pferde-Rassen gelegentlich Thiere mit dunkeln Streifen am Rücken, an den Beinen u. s. w. geboren werden, ähnlich den Streifen des Zebra, des Quagga und anderer wilder Pferde-Arten Afrika's, mit denen unser Hauspferd einen gemeinsamen wilden, mit solchen Streifen versehenen Stammvater gehabt hat.

Ein Rückschlag ist es auch, wenn einzelne Menschen mit ungewöhnlicher, thierartiger Behaarung (wie z. B. die bekannte Miss Jul. Pastrana) oder wenn insbesondere männ-

liche Menschen mit bis zur Säugungsfähigkeit ausgebildeten Milchdrüsen vorkommen, während dagegen die dieser Ausnahme gegenüberstehende Regel, wonach der Menschenmann im Allgemeinen nur verkümmerte, säugungs-unfähige Milchdrüsen und nur das Weib die letzteren in entwickeltem Zustande besitzt, ein Beispiel des allgemeineren Gesetzes der Rückbildung ist. (Wir Männer brauchen keine Milchdrüsen.) Dasselbe gilt von den Augen der Maulwürfe und den Augen von höhlen-bewohnenden Thieren, welche vorhanden sind, aber nicht funktioniren, nicht sehen können, mit einer Haut bedeckt, also gewissermassen »Werkzeuge ausser Dienst« sind. Ebenso gehört hierher »das Rudiment des Schwanzes, welches der Mensch in seinen 3—5 Schwanzwirbeln besitzt und welches beim menschlichen Embryo während der beiden ersten Monate der Entwicklung noch frei hervorsteht. Späterhin verbirgt es sich vollständig im Fleische. Dieses verkümmerte Schwänzchen des Menschen ist ein unwiderleglicher Zeuge für die unleugbare Thatsache, dass er von geschwänzten Voreltern abstammt.« (Häckel).

Kurz, das Prinzip der natürlichen Züchtung der Organismen im Kampfe um's Dasein, das Prinzip der Entwicklung und Rassen- oder überhaupt Typen-Bildung bei den im wilden Zustande lebenden Thieren und Pflanzen ist unter allen Umständen der Fortschritt und die Vervollkommnung derselben, aber aller Fortschritt und alle Vervollkommnung sind nur relative, durch die dadurch herbeigeführte Begünstigung der Organismen selbst bedingte, sie können ebenso wohl in einer Verkümmernng und in dem endlichen Verlust wie in der Neuerwerbung und höheren Ausbildung von Organen und Eigenschaften, Instinkten u. s. w. bestehen, es handelt sich lediglich und allein darum, dass die Thiere und Pflanzen einen Nutzen und Vortheil für den Kampf um's Dasein dabei eintauschen.

Indem aber nun nach dieser Richtung hin die natürliche

Züchtung und Rassen-Bildung der in der Freiheit lebenden Organismen vor sich geht, entstehen allmählich Gruppen von Individuen, die eine mehr oder weniger genaue Uebereinstimmung in ihrem ganzen leiblichen und geistigen Gepräge zeigen, und diese Gruppen nennen wir eben Rassen beziehentlich Varietäten, Arten u. s. w.

In wie engen Grenzen sich solche natürlich begründete Rassen bewegen werden, welche Charaktere ihnen unentbehrlich, welche gleichgiltig, welche schädlich und darum einem beständigen Verdrängungs- und Vernichtungs-Prozesse unterworfen sein werden, das hängt von ihren allgemeinen Lebens-Bedingungen, hängt, um es bildlich auszudrücken, von dem Züchtungs-Ziele ab, das die Natur mit ihnen verfolgt.

Im Gegensatz dazu hängt die Grenze, innerhalb deren der Typus, die Charaktere, das ganze leibliche und geistige Wesen unserer künstlichen Rassen sich bewegen sollen und werden, m. a. W. hängt der ganze Begriff unserer künstlichen »Rasse« eben lediglich von unserem Züchtungs-Ziele, vom Menschen ab.

Hier liegt nun alle Verständigung und alles Missverständniss im Keime neben einander.

Ich für meinen Theil fasse z. B. den Begriff »Rasse« nicht so eng, dass ich 2 Hunde lediglich der verschiedenen Farbe wegen, wenn sie im Uebrigen ganz charakteristische, entscheidende Aehnlichkeit und gleiche Leistungen zeigen, auf zwei getrennte Rassen vertheilen oder die Zuerkennung des Prädikats »Reinblut« in einem andern Falle von dem Vorhandensein oder Fehlen einer Bärenklaue und ähnlicher Zufälligkeiten abhängig machen möchte, und niemand wird, wie unsere heutigen Hunde beschaffen sind, (zur Zeit wenigstens) so weit gehen dürfen, ohne absolut Unmögliches zu verlangen.

Aber auf der andern Seite muss doch ebenso entschieden

gegen eine allzu laxe Ausdehnung des Begriffes »Rasse« Protest erhoben und vor allen Dingen und in voller Rüstung gegen jenen unseligen Köhlerglauben zu Felde gezogen werden, als ob bloser Geburts-Akt und Heimaths-Schein ein absolutes Kriterium der Rasse-Zugehörigkeit abgeben oder ob jemals eine in dem gewöhnlichen Sinne »reine« Rasse existiren könnte, deren »Konstanz« über alle Ausartungs-Tendenzen, wie man sie so gern nur den sogen. »Misch-Rassen« in die Schuhe schiebt, erhaben wäre. Denn andernfalls gerathen wir, im Hinblick auf die natürlichen Rassen, nicht nur in Widerspruch mit der Logik, sondern leisten überhaupt auf den werthvollen Besitz von wirklichen Rassen Verzicht und öffnen der Willkür, dem Unverstand und Rassen-Mischmach Thür und Thor wie es thatsächlich bei den sogen. Leonberger Hunden der Fall ist. Wer durchaus keine Einsicht hat und durchaus kein Verständniss erlangen will für das wahre Wesen der Vererbung und der neben ihr als unzertrennliche Begleiterin einhergehenden Variations- und Degenerations-Tendenz aller thierischen Typen, wer die Pflichten nicht zu begreifen und einer gewissen Selbstbeschränkung und Resignation sich nicht zu unterwerfen vermag, wie solche nothwendig mit jeder rationalen Züchtung verbunden sein müssen, der bleibe uns mit seiner Züchtung hübsch zuhause. Er mag vielleicht zum Thier- (Hunde-) Händler sich ganz gut qualifiziren, ein Züchter kann er nie werden, und auch ihm werden wir immer ein »*ne sutor ultra crepidam*« zurufen müssen. Ich möchte sogar keinem Züchter das Recht bestreiten, seinerseits für seine eigenen Thiere den Begriff »Rasse« so eng zu fassen wie ihm beliebt und z. B. zu sagen: »ich züchte nur Hunde mit Bärenklau und tödte alle Geburten ohne dieselbe, und wenn jemand von mir Zucht-Thiere kauft und von diesen eine Nachkommenschaft ohne die fünfte Zehe erzieht, so erkenne ich diese Thiere nicht mehr

als zu meiner Rasse gehörig an«. Im Gegentheil, bis zu einem gewissen Grade wären uns solche eigensinnige Züchter nur zu wünschen. Indessen: »die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube«.

Beispiele von wirklich stattfindender *natural selection* lassen sich allerdings nicht leicht in grösserer Anzahl auffinden und nachweisen, schon deshalb nicht, weil die Abänderungen meist so langsam vor sich gehen, dass sie für unsere Beobachtung gar nicht wahrnehmbar sind. Denn die äusseren Lebens-Bedingungen, unter denen die wilden Thiere ihr Dasein führen, ändern sich nicht von heute auf morgen, sondern meist nur in sehr grossen Zeiträumen, im Verlaufe von Jahrhunderten oder selbst Jahrtausenden, und die grosse Mehrzahl der uns bekannten wilden Thier-Arten erscheint uns daher heutzutage gewiss noch in so ziemlich derselben Gestalt wie sie vor 1000 Jahren unseren Vorfahren erschienen ist.

Ein sehr veranschaulichendes, interessantes Beispiel von natürlicher Züchtung führt uns indessen Huxley (»Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur«, sechs Vorlesungen für Laien, übers. von Carl Voigt, Braunschweig 1865 S. 12) an: »In den Wäldern von Florida gibt es viele Schweine und sonderbarer Weise sind sie sammt und sonders schwarz. Professor Wymann war vor einigen Jahren dort, und da er nur diese schwarzen Thiere sah, fragte er jemand, wie es käme, dass sie keine weissen Schweine hätten. Er erhielt zur Antwort, es gäbe in den Wäldern von Florida eine Wurzel, die Färbewurzel genannt (*Lachnanthes tinktoria*), und wenn weisse Schweine davon frässen, so würden ihre Klauen bröckelig und sie stürben daran, während sie den schwarzen Schweinen nicht im Geringsten schade. In der That könnte, wie Settegast hierzu bemerkt, ein geschickter Züchter die Zucht schwarzer Schweine nicht sorgfältiger entwickeln und alle weissen

ausrotten als es hier diese Färbewurzel thut. Was lehrt uns aber auch dieses Beispiel wieder? Dass die natürliche Züchtung der Thiere nach ganz anderen Zielen gerichtet ist als diejenige unserer Hausthiere und Kulturpflanzen, dass dort für die Gestaltung der Typen (Rassen) manchmal Momente massgebend sind, an die wir bei unserer künstlichen Züchtung gar nicht denken, von denen wir ganz unabhängig sind, die wir sofort unwirksam machen und aus der Welt schaffen würden, wenn und soweit sie etwa doch sich auch auf unseren künstlichen Rassen-Bildungs-Prozess geltend zu machen suchen sollten.

Würden wir z. B. die Erfahrung machen, dass irgend ein Futterstoff auf unsere Schweine dieselben nachtheiligen Folgen äusserte wie dort die Färbewurzel auf die Schweine von Florida, würden wir dann etwa die Hände in den Schooss legen und uns etwa mit der philosophischen Simpelei in unser Schicksal ergeben, dass die Rasse nun einmal nicht in weisser Farbe existiren könne und dass der liebe Gott, der sie und ihre Daseins-Bedingungen, also auch ihre besonderen Todes-Ursachen geschaffen habe, das doch alles am besten wissen müsse? Gewiss würden wir das nicht thun, sondern wir würden einfach unseren Schweinen den giftigen Nahrungsstoff nicht mehr vorsetzen und damit ganz von selbst unsern Zweck, unser künstliches Züchtungsziel erreichen: die möglichst grösste absolute Lebensfähigkeit der unserer Ernährung dienenden Thiere ohne jede Rücksicht auf ihre Farbe. Denn wir würden uns sagen, dass jeder Todesfall unter ihnen eine wirthschaftliche Einbusse und jeder Todesfall insbesondere infolge Vorsetzens tödlicher Nahrungsstoffe unsererseits eine wirthschaftliche Sünde bedeute.

Sehr oft werden die im freien Naturleben der Lebewesen entscheidenden Züchtungs-Faktoren unserem Blicke nicht ohne Weiteres offen zu Tage liegen, aber nichts desto weniger sind wir genöthigt anzunehmen, dass Alles natür-

lich zugehe, dass alle Entwicklungs-Erscheinungen ohne Ausnahme als das Facit bestimmter Wechselwirkungen im Natur-Haushalte, als die nothwendige End-Wirkung einer kürzeren oder längeren Kette gewisser Ursachen anzusehen sei, so maschenreich auch das Netz und so verschlungen die Fäden sein mögen, hinter welchen sich der natürliche Zusammenhang unserem Auge verbirgt.

Wenn wir also z. B. der soeben gedachten Erscheinung, dass nur weisse Schweine am Genusse jener Färbewurzel sterben, gegenübertreten, so meinen wir wohl im ersten Augenblicke vor einem Räthsel zu stehen. Und schliesslich ist uns die Erscheinung in ihrem letzten Grunde ja auch noch ein Räthsel, aber bei der Zusammenstellung mit einigen anderen, analogen Erscheinungen wird sie uns wenigstens einigermassen verständlicher und relativ erklärlicher. Wir brauchen dabei nur an die sogen. Albinos oder Kakerlaken zu denken, also Thiere, die farblos, rein weiss sind, keine sogen. Pigmente (Farbstoff) besitzen und ab und zu bei sehr verschiedenen Thier-Arten (z. B. Elephanten, Mäusen) in und aus der Rasse selbst heraus geboren werden. An ihrem Beispiele können wir sehen, dass der Mangel des gewöhnlichen Farbstoffs immer gewisse Veränderungen in der Bildung anderer Theile des Körpers, z. B. des Muskel-Systems u. s. w. bedingt. Sehr häufig sind diese dann »schwächer entwickelt und daher der ganze Körperbau zarter und schwächer als bei den gefärbten Thieren derselben Art. Ebenso werden auch die Sinnesorgane und das Nervensystem durch diesen Pigmentmangel eigenthümlich affizirt«. (Häckel). So sind weisse Katzen mit blauen Augen fast immer taub. Unter den Pferden haben die Schimmel eine besondere Neigung zu sarkomatösen Geschwülsten. Dass die grössere oder geringere Disposition zu gewissen Krankheiten auch beim Menschen von seinen schwächeren oder stärkeren Pigmenten abhängt, dass also z. B. der Europäer mit dunkler

Haut, schwarzem Haar und dunklen Augen in den Tropenländern weniger gefährdet ist als derjenige mit heller Haut etc., wurde schon oben bemerkt.

Wie verwickelt oft die Wechselbeziehungen im Nebeneinanderleben der Organismen und demgemäss wie kompliziert dann der natürliche Züchtungs-Prozess ist, wie oft die Natur mit Hilfe der scheinbar kleinsten Ursachen doch schliesslich die grössten Wirkungen erzielt, indem sie Schritt vor Schritt aus der Ursache die Folge ableitet und die Folge wieder als neue Ursache benutzt, und endlich wie schliesslich doch nur eine aufmerksame Beobachtung und geübtes Schlussvermögen dazu gehören, um den Schleier zu lüften und das vermeintliche Wunder im Lichte der Aufklärung zu schauen, das hat uns Darwin namentlich durch ein Beispiel ausserordentlich hübsch dargethan und klar gemacht und Carl Vogt und Huxley haben es noch weiter ausgeführt. Darwin erinnert nämlich u. A. an die Beziehungen zwischen dem rothen Klee in England und den dortigen Katzen. Der rothe Klee bildet eins der Haupt-Nahrungsmittel des englischen Rindviehs und dieser Klee kann nur dann zur Saamenbildung gelangen, also sich fortpflanzen, wenn er von den Hummeln befliegen wird, denn nur diese vermitteln, indem sie den Honig aus der Blüthe saugen, eine Berührung von Narbe und Blütenstaub und damit die Befruchtung des Klee's. Nun ist aber der zahlreichere oder schwächere Zuflug der Hummeln davon abhängig, wie viele Feinde die letzteren haben. Zu ihren Haupt-Feinden aber gehören die Feldmäuse, während die Anzahl der Feldmäuse wiederum hauptsächlich von der Anzahl der ihnen nachstellenden Katzen bedingt ist. Je mehr also Katzen im Lande, desto mehr Klee und desto besseres Rindvieh. Da sehen wir also schon einen geheimen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, der uns nur dadurch klar wird, dass wir die zwei verborgenen Mittelglieder der Kette aufspüren, die Mitwirkung

der Hummeln und die der Feldmäuse. Die Kette ist aber damit noch lange nicht geschlossen. Denn nach oben zu setzt sich als weiteres Glied körperlicher und geistiger Wohlstand des englischen Volkes an, der jedenfalls mit seinem berühmten Rindvieh und den von diesem gewonnenen sprichwörtlich gewordenen englischen Beafsteaks, Roastbeafs etc. zusammenhängt, nach unten zu aber kann man mit Huxley auf die alten Jungfern als Haupt-Beschützerinnen und Züchterinnen der Katzen zurückgreifen. Damit wären wir denn nun schon bis zu dem Kausalzusammenhange zwischen alten Jungfern einerseits und National-Wohlstand und National-Intelligenz andererseits gekommen. Es braucht aber wohl kaum gesagt zu werden, dass man den Fäden des Zusammenhangs noch beliebig weiter nachspüren könnte.

Dass man mit solchen Aufklärungs-Versuchen keine leere Spielerei treibt, sondern eine rein logische Operation vollzieht, dass dürfte für überhaupt Urtheilsfähige wohl ohne Weiteres klar sein. Wenn man sie, wie es oft genug geschieht, in's Lächerliche zu ziehen sucht, wenn man es u. A. vor einiger Zeit, als gerade die obige Darwin-Huxley'sche Argumentation in unseren Tagesblättern vielfach erwähnt wurde, häufig genug erleben konnte, mit welch' blöder, läppischer Witzelei dieselben besprochen wurden, so ist das natürlich für die Wissenschaft höchst gleichgiltig. Es kann für jeden Denkreifen höchstens ein Zeugniß dafür sein, dass wir noch lange nicht genug rothen Klee bauen, und möchte (stünden nicht volkwirthschaftliche Bedenken anderer Art und sittliche dem entgegen) beinahe in jedem für Aufklärung und geistigen Fortschritt Begeisterten den Wunsch rege machen, dass das Institut der alten Jungfern nie eingehen, sondern in Zukunft noch mehr floriren möge, auf dass es uns an gutem Rindfleisch und Denkfähigkeit weniger mangle.

Mit Hilfe des nöthigen Nachdenkens können wir, wie uns Darwin gezeigt hat, auch die scheinbar räthselhaftesten

Erscheinungen des Naturlebens leicht auf die natürliche Wahlzucht zurückführen und lediglich durch den Kampf um's Dasein erklären.

Hierher gehört z. B. die Erscheinung und Entstehung des Schönen in der organischen Natur. In dieser Beziehung belehrt uns Darwin, dass z. B. die allmähliche Entwicklung eines schönen Gesanges oder schöner äusserer Erscheinung (namentlich bei Vögeln. Man denke an buntes Gefieder und Aehnliches) gerade so wie die Entwicklung aller anderen Charaktere der Thiere durch natürliche Züchtung und zwar dergestalt vor sich gehe, dass die Männchen mit besonders schönem, hellen Gesange und von grösserer äusserer Schönheit vor den übrigen von den Weibchen in der Paarungszeit bevorzugt werden, also auch ihre Schönheit oder bessere Stimme leichter und öfter auf die Nachkommenschaft übertragen können, während jene weniger schönen und weniger stimmbegabten nicht nur damit an sich schon seltener zur Begattung gelangen, sondern wohl auch oft genug von ihren glücklicheren Nebenbuhlern im Verein mit deren Schönen niedergemacht werden.

Dieses Beispiel beweist, dass sich auch bei der natürlichen Züchtung der wild lebenden Organismen einzelne solche Züchtungs-Faktoren geltend machen, die von der blossen Existenz-Frage derselben, zum Theil wenigstens, unabhängig zu sein scheinen und beinahe wie Rücksichten und Ziele der künstlichen Züchtung aussehen, dass also der Begriff jener «Lebens-Bedingungen», denen die Organismen im Kampfe um's Dasein entsprechen und angepasst sein müssen, um existiren und sich fortpflanzen zu können, im weitesten Sinne zu fassen und nicht etwa auf jene drei uns am offensten zu Tage tretenden Haupt-Faktoren: Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit zu beschränken ist.

Wenn ich diese letzteren und die blosse, absolute Existenz-Möglichkeit der Organismen als Züchtungs-Ziel der

natürlichen Züchtung bei meinen Erörterungen in den Vordergrund treten lasse, so geschieht es einmal der Einfachheit des Ausdrucks wegen und sodann weil auch in den so eben angedeuteten besonderen Fällen im Grunde genommen es doch immer nur wieder die Frage der blossen Existenz-Möglichkeit ist, nach welcher sich die natürliche Züchtung regelt. Denn wenn ein Vogel-Männchen wegen mangelhafter Schönheit oder schlechten Gesanges von dem anspruchsvollen Vogel-Weibchen lediglich verschmäht wird, so wird es für sich deshalb vielleicht zwar lebensfähig sein und ruhig fortexistieren, für die ganze Vogel-Art oder Rasse als solche aber sind die erwähnten Eigenschaften jedenfalls eine Lebensfrage insofern, als allezeit alle diejenigen Männchen, welche bezüglich derselben weniger begabt sind, jahraus jahrein von der Begattung, also von der Vererbung ihrer geringen Anlagen, ausgeschlossen zu werden pflegen, also die Nachzucht in der Regel und die Rasse im Ganzen nicht ohne schönes Aeussere und nicht ohne schönen Gesang sein wird. Wenn das qu. Männchen aber nicht nur verschmäht, sondern von dem bevorzugten Nebenbuhler und dem Weibchen niedergemacht wird, so ist schon für dieses Männchen an sich, nicht blos für die ganze Rasse als solche, die schöne Stimme und das schöne Aeussere eine Lebensfrage.

Wie verwickelt also auch die Beziehungen sein mögen, nach denen sich die natürliche Auswahl regelt, immer können wir sagen, dass die blosse Existenz-Möglichkeit der Individuen und der Rasse hier das ausschliessliche Züchtigungs-Ziel bilde.

Das Prinzip der natürlichen Züchtung oder des Ueberlebens des Passendsten im Kampfe um's Dasein enthält nun für uns zugleich den Schlüssel zu der Lösung der Frage nach der Entstehung der sogen. Arten.

Nach ihm ist keine einzige unter den Hunderttausenden der jetzt lebenden und der ausgestorbenen Spezies das Werk

eines selbständigen Schöpfungs-Aktes, wie man ehemals annahm, sondern sie alle sind das Produkt allmählicher Entwicklung, das Ergebniss ununterbrochener, seit unvordenklichen Zeiten wirksamer natürlicher Züchtung.

Diese Entwicklung begann zu irgend einem Zeitpunkte mit dem Auftreten einzelner bevorzugter, mit irgend einem Vortheile der Struktur begabter Individuen. Die anfangs vielleicht kaum bemerkbare Abänderung aber wurde durch den unaufhörlichen Prozess jener natural selection von Generation zu Generation grösser, vielleicht auch trug der häufigere Gebrauch, die Uebung gewisser neu erlangter Organe wie andererseits der Nichtgebrauch, die Nichtübung gewisser anderer, bisher besessener, aber nunmehr entbehrlich gewordener Organe dazu bei, die Umgestaltung der Art zu beschleunigen, bis die Abweichung in der gesammten organischen Struktur, ganz besonders aber in der Struktur der Fortpflanzungs-Organe allmählich einen solchen Grad erreichte, dass eine Begattung (Kreuzung) mit anderen Organismen, welche an dieser bestimmten Entwicklung nicht theilgenommen hatten, nicht mehr möglich war.

So entwickelte sich denn im Laufe der Zeit das Individuum zur Varietät, aus der Varietät wurde in noch späterer Zeit die Rasse. Die Rasse aber gestaltete sich durch jahrhundertelange Entwicklung zur Art, und wenn wir annehmen, dass dieser Entwicklungs-Prozess durch unermessliche, für unsere Sinne kaum fassbare Zeiträume hindurch gewaltet habe, so erscheint es uns nicht mehr als etwas Unmögliches, wie die Abweichungen selbst noch über die Unterschiede der Arten hinauszugehen und bis zu denjenigen der Gattungen und Familien des Systems, ja endlich selbst bis zu jenen gewaltigen Gegensätzen der Cuvier'schen Typen vorzudringen vermochten.

Hiernach erscheinen uns die Glieder des Cuvier'schen Systems, von der Varietät an bis hinauf zum Typus, nicht

mehr als feste, unabänderliche, selbstständig geschaffene Einheiten, sondern lediglich als besondere, jeweilige Entwicklungs-Phasen des Organismus überhaupt, als blosse vorübergehende Lebens- und Daseins-Formen des Thier- und Pflanzen-Reichs, welche nur so lange Bestand haben und unverändert bleiben können, als nicht veränderte äussere Bedingungen sie in eine anderweite, relativ zweckmässigere Entwicklungs- und Daseins-Form hinüberführen. So ist, was früher als blosse Varietät gelten musste, vielleicht heute bereits zur getrennten Art geworden. Nicht ein wesentlicher Unterschied ist es, der zwischen Varietäten und Arten, zwischen Arten und Gattungen u. s. w. stattfindet, sondern nur ein gradweiser, und es erscheinen die Arten nur als weiter aus einander gegangene Varietäten, die Varietäten ihrerseits nur als sich näher stehende oder als beginnende, als werdende Arten.

Man hat die Möglichkeit einer solchen Entwicklung von Individuen zu Varietäten, Rassen, Arten u. s. w. vornehmlich deshalb bezweifeln zu dürfen geglaubt, weil es noch nie gelungen sei, durch künstliche Zucht die besonderen Vorzüge oder überhaupt Eigenschaften einzelner Individuen bis zum Art-Charakter, d. h. so weit zu steigern, dass die betreffenden Thiere sich nicht mehr mit denen anderer Arten fruchtbar zu begatten vermögen, worin ja die Systematiker ein Haupt-Merkmal aller Arten erblickten. Carl Vogt und Andere haben aber mit Recht dagegen bemerkt, dass dies lediglich dem Mangel an Zeit zuzuschreiben sei. Und gleichwohl muss konstatiert werden, dass der Mensch trotzdem manche Hausthier-Rassen so tief modifiziert hat, «dass sie sicher, wenn sie wild gefunden würden, sogar unter distinkte Gattungen klassifiziert werden würden» und dass auch jetzt schon in einzelnen Fällen die Individuen der einen Züchtungs-Rasse entweder eine Begattung mit andern Rassen überhaupt verweigern oder doch keine Nachkommen,

oder wenigstens keine fruchtbaren Nachkommen, mit denselben erzeugen.

Es bedurfte also, damit sich die beiden grossen Gebäude des Thier- und Pflanzen-Reichs in darwinistischer Entwicklung aufbauen konnten, nur Zeit, «an welcher es bekanntlich in der Geschichte der Erde in keiner Weise gemangelt hat» (Volger berechnet allein die Zeit, welche das Schichtengebäude der Erde zu seiner Ablagerung bedurfte, auf 648 Millionen Jahre. Büchner: «Aus Natur und Wissenschaft»).

Wie wir aber die Entwicklung des Thier- und Pflanzen-Reichs bisher aufwärts verfolgt haben, so können wir dieselbe nun auch abwärts verfolgen, und hier kommen wir zunächst, unter einfacher Umkehr der oben ausgeführten Sätze, zu dem Ergebniss, dass alle Glieder derselben Klasse oder desselben Typus von einem Ur-Erzeuger abstammen. «Da aber die Glieder völlig verschiedener Klassen», sagt Darwin, «etwas Gemeinsames im Bau und vieles Gemeinsame in der Konstruktion haben, so führt die Analogie und die Einfachheit der ganzen Ansicht noch einen Schritt weiter und lässt es als wahrscheinlich erscheinen, dass alle lebenden Wesen von einem einzigen Prototyp abstammen», von einer einzigen organischen Zelle aus ihren Ursprung genommen haben, vergleichbar den unzähligen Blättern, Zweigen und Aesten des Baumes, welche in dem einen Stamme ihren gemeinsamen Ausgangspunkt haben.

Aus einer solchen gemeinsamen Abstammung und Blutsverwandtschaft erklärt sich denn auch leicht die grosse Uebereinstimmung so vieler Organismen in gewissen Grundzügen der Organisation, so verschieden sie auch sonst gestaltet sein mögen, erklärt es sich, «dass alle Gestalten so ähnlich sind und doch keine der andern gleicht», wie Göthe sagt. «Wie unerklärlich ist nach der Lehre unabhängiger Schöpfungs-Akte der ähnliche Bau der Hand des Menschen, des Fusses vom Hunde, des Flügels einer Fledermaus, des

Ruders einer Robbe, und wie einfach erklärbar dagegen nach dem Grundsatz der natürlichen Fortzucht kleiner aufeinander folgender Variationen an den auseinandergelassenen Nachkommen eines einzelnen Erzeugers.» «Es wird nicht lange dauern und die Zeit wird da sein, wo man sich darüber wundern wird, dass Naturforscher, welche mit dem Bau und der Entwicklung des Menschen und anderer Säugethiere infolge eingehender Vergleiche bekannt sind, haben glauben können, dass jedes derselben die Folge eines besonderen Schöpfungs-Aktes gewesen sei».

So führte also Darwin das rein mechanische Erklärungs-Prinzip an Stelle des früher allgemein festgehaltenen Schöpfungs-Dogma's in die organische Wissenschaft ein. An die Stelle eines persönlichen und nach vorgesteckten Zielen bewusst handelnden, menschlich gedachten, mit menschlichen Schwächen behafteten Schöpfers setzte er das unbewusste, ohne vorgesezte Zwecke, rein mechanisch, nach allgemeinen Weltgesetzen sich vollziehende Walten der natürlichen Zucht, das unerschütterliche, ewige, von allem persönlichen Willen und jeder Zweckbestimmung freie Kausal-Verhältniss zwischen Ursache und Wirkung, die natürliche, sich nach den in der Materie liegenden Gesetzen von selbst vollziehende, mit der Ur-Erzeugung d. h. mit dem zu irgend einer früheren Zeit stattgefundenen Hervorgange eines ersten Organismus aus der unorganischen Materie begonnene Entwicklung der verschiedenen Lebensformen auseinander.

Für die auf den Darwinismus sich gründende Natur-Auffassung giebt es keine durch besondere Erd-Revolutionen abgegrenzten Schöpfungs-Perioden und keinen persönlichen Schöpfer mehr, der die Werke, die er gestern schuf, heute wieder, einem Spielzeuge des Knaben gleich, zertrümmerte und sich neue machte, weil seine Wünsche, seine Absichten, seine Launen heute andere geworden, oder der gelegentlich den witzigen Einfall hätte, sich mit dem Hervorbringen von

Karikaturen zu amüsiren, als welche wir in diesem Falle jene vielen offenbaren Zwecklosigkeiten, Zweckwidrigkeiten und Missbildungen der Naturgeschichte ansehen müssten. Sie wendet sich gleich Spinoza, der mit «schärferer Lauge» als irgend ein Anderer »dieses unersättliche Zwecksuchen in der Natur übergossen,« gegen jene »von der menschlichen Handlungsweise abgeleitete Umkehr von Ursache und Wirkung,« deren Consequenzen schliesslich zu der Absurdität führen müssen, »die Güte Gottes zu bewundern, welche an den meisten grossen Städten auch einen Fluss vorbeigeführt habe und in den siamesischen Zwillingen den Nutzen zu erkennen, dass auch Menschenfressern dadurch die Möglichkeit gewährt werde, »einmal ein Vielliebchen zu essen«. (Carus Sterne).

Für sie giebt es nur eine schrittweise Entwicklung, einen ewigen, untrennbaren Zusammenhang aller Organismen von ihrem ersten Auftreten an bis heute, eine fortwährende Umgestaltung, ein ewig neues Werden und Vergehen nach blind waltenden Naturgesetzen, eine nie rastende natürliche Züchtung.

Die konkrete, besondere Gestaltung der Lebewesen erklärt sich die mechanische Auffassung demgemäss nicht durch den etwaigen Zweck, den ein persönlicher Schöpfer mit ihr verfolgt haben könnte, sondern mit Hilfe der Annahme, dass diese besondere Gestaltung gerade eine den konkreten Verhältnissen (den oben geschilderten Lebens-Bedingungen) entsprechende und deshalb durch natürliche Züchtung begünstigte ist oder war. Wenn der Darwinianer den langen Hals der Giraffe sieht, so argumentirt er nicht, dass der liebe Gott dieses Thier mit der qu. Eigenthümlichkeit geschaffen habe, damit es sich mit Hilfe desselben seine Nahrung besser verschaffen könne, sondern er schliesst: der lange Hals ist durch den Kampf um's Dasein den Giraffen allmählich angezüchtet worden, weil der längere Hals jedes-

mal den damit begabten Individuen Vorteile über die kürzer behalsten bei Aufsuchung der Nahrung sicherte, die letzteren also der Verdrängung, der längere Hals dagegen einer immer höheren Ausbildung entgegengeführt worden ist, bis er nach und nach seine gegenwärtige Länge erreichte. Oder wenn er die oben geschilderte Uebereinstimmung der wild lebenden Thiere mit der Farbe ihrer Umgebung sich erklären soll, so meint er nicht, dass ein persönlicher Schöpfer-Wille sie so gefärbt habe, damit sie ihren Feinden leichter entgehen und ihre eigene Beute leichter überfallen könnten, sondern er weiss, dass sie so aussehen, weil sie das mit der betreffenden Farbe leichter können und konnten und weil alle andersfarbigen von jeher durch die natürliche Züchtung ausgemerzt worden sind.

Am schlagendsten wird die frühere (teleologische, nach Zwecken und nach einem persönlichen Schöpfer suchende) Natur-Auffassung widerlegt und die mechanische der Neuzeit zur unwiderleglichen erhoben durch die sogen. Dys-teleologie, das will sagen: durch jene zahlreichen Fälle, wo wir (und zwar kommt diess bei den verschiedensten Arten vor) an Pflanzen und Thieren einschliesslich des Menschen (sei es nur an einzelnen Individuen oder an einer ganzen Rasse, Art etc.) gewisse Organe (meist in verkümmertem Zustande) beobachten, die offenbar gar keinen Zweck haben, ja manchmal sogar höchst schädlich oder gar todbringend für ihre Inhaber sind und die jeden persönlichen Schöpfer als ein sehr launenhaftes Wesen und seine von den Theologen so überaus gepriesene Weisheit in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen lassen müssten.

Auf die Einzelheiten dieser Frage kann ich hier allerdings unmöglich eingehen. Ich verweise meine geehrten Leser in dieser Beziehung auf Haeckel's berühmte »Schöpfungsgeschichte« (Prof. Dr. Ernst Haeckel: »Natürliche Schöpfungsgeschichte«, Berlin, Georg Reimer) oder auf die Werke

Darwins und bitte das oben Seite 122 und folgende und besonders das Seite 125 über die Augen der Maulwürfe Gesagte zu vergleichen.

Geradezu empirisch beweisen lässt sich allerdings die Richtigkeit der Darwin'schen Ansicht nicht, und auch sie ist also, gerade so wie früher die Lehre Lamarck's, streng genommen eine bloße Hypothese, aber »bei wissenschaftlichen Untersuchungen«, wendet Darwin mit Recht ein, »ist es erlaubt, irgend eine Hypothese zu erfinden, und wenn sie verschiedene grosse von einander unabhängige Thatsachen erklärt, so erhebt sich die Hypothese zum Werthe einer wohlbegründeten Theorie«. Und in der That erklärt die Darwin'sche Hypothese verschiedene sehr bedeutende und von einander unabhängige Thatsachen, welche ohne sie und auf andere Weise nicht erklärt werden können.

Dazu kommt noch, dass die ganze Darstellungs-Weise Darwins eine im hohem Grade überzeugende ist und dass nicht nur die vielen Beispiele, welche er zur Unterstützung seiner Hypothese mit unendlichem Fleisse und theilweise in den entlegensten Himmelsgegenden gesammelt hat, sondern auch die mannigfachen theils oben schon erwähnten theils noch unten zu erwähnenden Entdeckungen der neueren Zeit auf geologischem Gebiete ein nicht zu unterschätzendes Cewicht für seine Behauptungen in die Waagschale werfen. Freilich, das Beharrungs-Vermögen der Geister ist stark, in einem Tage stürzt der alte Glaube nicht, aber die bedeutendsten Naturforscher der Gegenwart, z. B. Häckel, Helmholtz, Dubois Reymond, Virchow, Büchner, Vogt, Wallace, Huxley, Lyell, Lubbock, Rolle u. s. w. haben sich bereits für die Darwin'sche Auffassung erklärt, und ihre Gegner bilden im Grunde nur noch die sogen. frommen Naturforscher, die Vertreter der starren spekulativen Philosophie und eine Menge von anderen Nicht-Naturforschern, welche ihre Berechtigung zur Verdammung der »Darwinisti-

schen Irrlehren« gewöhnlich nur aus dem Umstande herleiten, dass die Entwicklungs-Theorie im Widerspruche mit dem 1. Buche Mosis steht, von denen aber gewiss leidlich viele die Werke des grossen Briten nicht einmal gelesen haben.

Hätte sich die Anwendung der Darwin'schen Theorie auf die Pflanzen und auf die Thiere im engern Sinne beschränken lassen und hätte nicht die Konsequenz nothwendig dazu geführt, auch die Frage nach der Entstehung des Menschen-Geschlechts vom Standpunkte der Entwicklungs-Lehre aus zu beantworten, so würde freilich die Zahl dieser Gegner viel unbedeutender und die Aufregung, welche das Erscheinen von Darwin's »Entstehung der Arten« in allen wissenschaftlichen Kreisen hervorrief, von Hause aus eine viel weniger stürmische gewesen sein.

Darwin hatte auch allerdings diese Frage weder in der »Entstehung der Arten« noch in seinem zweiten grösseren Werke: »Das Variiren etc.« direkt berührt, jedenfalls deshalb nicht, weil er die Geister noch nicht für reif dazu hielt, und erst in seinem dritten Hauptwerke: »Die Abstammung des Menschen etc.« hat er diese Frage eingehend erörtert und beantwortet, und zwar zur grossen Enttäuschung Derjenigen, welche schon gehofft hatten, dass Darwin bei seiner neuen Lehre an den Menschen nicht denke. Aber Darwin hatte ja gesagt, dass nicht nur alle Glieder derselben Klasse von einem Urerzeuger, sondern dass sogar alle lebenden Wesen von einem einzigen Prototyp abstammen. War es da noch möglich, daran zu zweifeln, dass auch der Mensch in diese organische Entwicklung mit hereingezogen werden sollte, dass auch er nach der neuen Lehre nicht selbstständig und in seiner heutigen Gestalt erschaffen worden sei, sondern sich in allmählich fortschreitender Entwicklung aus einem viel tiefer stehenden Wesen zu immer höherer Vollkommenheit und bis zur heutigen Bedeutung des Beherrschers der Erde emporgeschwungen habe?

Vielen freilich, denen die neue Lehre im Uebrigen d. h. wenn der Mensch bei Seite bleibt, ganz annehmbar erscheint, mag ein solcher Zweifel möglich scheinen und eine Beruhigung sein, und ihnen gab einmal Dr. Reuschle den vortrefflichen Rath: es hier zu machen wie in einem ähnlichen Falle der grosse Astronom Tycho de Brahe, welcher den einen Satz des Kopernikanischen Welt-Systems, »dass die Planeten Trabanten der Sonne seien« annahm, dagegen den andern, mit Aufregungsstoff geladenen Satz, »dass auch die Erde einer dieser Planeten sei,« verwarf und so der Urheber eines eigenen zwar, aber todgeborenen Welt-Systems wurde.

Fast allgemein aber sah man doch bereits sofort nach dem Bekanntwerden der »Entstehung der Arten« die Nothwendigkeit ein, auch den Menschen unter dem Gesichtspunkte der Darwin'schen Theorie zu betrachten, und so entstand denn sehr bald die landläufige, freilich nicht ganz richtige Ansicht: der Darwinismus sei die Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen, nicht ganz richtig deshalb, weil die Konsequenzen der Darwin'schen Theorie nicht sowohl dahin führen, den Menschen vom Affen abzuleiten, sondern vielmehr nur dazu, für Mensch und Affe eine gemeinsame Stammform anzunehmen, welche vor sehr langer Zeit existirte, welche aber im Kampfe um's Dasein untergegangen ist und aus welcher sowohl die ersten menschenähnlichen wie die ersten affen-ähnlichen Wesen (die Menschen-Affen und die Affen-Menschen) sich entwickelt haben.

Es wurde schon oben bemerkt, dass es die Geologie ist, welche uns unter allen wissenschaftlichen Disciplinen die meisten Beweise für die Richtigkeit der Lamarck-Darwin'schen Descendenz-Theorie geliefert hat.

Auch hier nun, bei der Frage, ob der Mensch wirklich auf einer so niederen Stufe der Organisation zu existiren begonnen und erst allmählich zum Menschen der Jetzt-

zeit geworden sei, auch hier, sage ich, haben wiederum zuerst einige geologische Entdeckungen mit »ja« geantwortet. —

Unter anderen hierher gehörigen, meist erst in der neusten Zeit bekannt gewordenen Thatsachen möge hier nur an den berühmten Neanderthal-Schädel erinnert werden. Dieser Schädel wurde nebst einigen andern dazu gehörigen Skelett-Theilen im Jahre 1856 in der Höhle des Neanderthals zwischen Elberfeld und Düsseldorf gefunden und ist das älteste uns bekannte Denkmal der früheren Bewohner Europa's wie zugleich das merkwürdigste Ueberbleibsel des Menschengeschlechts aus der Vorzeit überhaupt. Diese Gebeine »enthalten nun aber den Beweis einer nicht in allen, aber in mehreren und wichtigen Merkmalen so tief stehenden menschlichen Bildung, wie sie heute auch nicht bei den rohesten Völkern angetroffen wird,« und wir ersehen daraus, dass der Mensch keineswegs immer so gestaltet gewesen ist wie heute, sondern ehemals ein viel unvollkommneres Wesen war, das, wie Caspari (»die Urgeschichte der Menschheit«) sich ausdrückt, mitten unter die Wölfe gestellt auch mit den Wölfen heulen musste und sicherlich sehr geheult hat. Die Geologie würde uns jedenfalls noch viel zahlreichere solche und ähnliche Thatsachen zur Unterstützung der Darwin'schen Hypothese liefern, wenn die Wahrscheinlichkeit, dass fossile Gebeine von der Zeit ihrer Verschüttung an bis auf unsere Tage in festem und sichtbarem Zustande erhalten werden konnten, nicht so unendlich gering wäre. Nach Moritz Wagner werden die zu einer solchen Erhaltung nöthigen Bedingungen unter mindestens 10,000 Fällen nur ein einziges Mal vorhanden sein, und von 10,000 Skeletten, welche in der Vorzeit in dem Schichtengebäude der Erde begraben wurden, werden also durchschnittlich immer 9999 verwest und nur ein einziges wohlerhalten geblieben sein.

Daher erscheint uns, um mit Darwin und Lyell zu reden

der natürliche Schöpfungsbericht, den uns die Paläontologie liefert, als »eine Geschichte der Erde, unvollständig erhalten und in wechselnden Dialekten geschrieben, wovon aber nur der letzte, bloß auf einige Theile der Erdoberfläche sich beziehende Band bis auf uns gekommen ist. Doch auch von diesem Bande ist nur hie und da ein kurzes Kapitel erhalten, und von jeder Seite sind nur da und dort einige Zeilen übrig. Jedes Wort der langsam wechselnden Sprache dieser Beschreibung, mehr oder weniger verschieden in der ununterbrochenen Reihenfolge der einzelnen Abschnitte, mag den anscheinend plötzlich wechselnden Lebensformen entsprechen, welche in den unmittelbar auf einander liegenden Schichten unserer weit von einander getrennten Formationen begraben liegen.« Die wenigsten Chancen, dass ihr knöchernes Körpergerüst der späten Nachwelt erhalten bleibe, werden immer diejenigen Thier-Formen gehabt haben, welche in der schwächsten Anzahl vorhanden und am wenigsten räumlich verbreitet waren. Dies betrifft aber vor allen Dingen alle Uebergangs- und Verbindungs-Glieder, also diejenigen Individuen, welche bei der jedesmaligen Abänderung der Arten den Anfang machten, welche zuerst irgend welche vortheilhaften Abweichungen von ihresgleichen zeigten, diese Abweichungen dann in noch entwickelterem Grade auf ihre Nachkommen übertrugen und so die Brücke zu einer neuen Lebensform bildeten. Sie selbst konnten an Zahl nicht sehr zunehmen, denn sie waren den äusseren Lebens-Bedingungen wohl etwas mehr als ihre Vorfahren, aber stets weniger als ihre Nachkommen angepasst. Sie alle also, diese vermittelnden, diese Uebergangs-Formen mussten am leichtesten im Kampfe um's Dasein zu Grunde gehen. Stärker vermehren und zahlreicher ausbreiten konnten sich erst diejenigen ihrer Nachkommen, welche die betreffende Abweichung in höchst-möglicher Potenz darstellten, welche den veränderten Lebens-Bedingungen am vollkommensten ange-

passt waren. Der Mangel an Uebergangsformen ist ausserdem auch noch darin mit zu suchen, dass der zwischen den einzelnen Arten ununterbrochen stattfindende Concurrenz-Kampf, wie oben ausgeführt wurde, um so heftiger waltet, je näher sich die Arten stehen, so dass die natürliche Züchtung gleichzeitig immer die Tendenz haben wird, die beiden Arten einander immer unähnlicher zu machen, sie zu differenziren, die Zwischenglieder zu beseitigen. Es ist daher leicht erklärlich und durchaus kein Beweismoment gegen die Möglichkeit der von Darwin angenommenen natürlichen Züchtung, dass unter allen fossilen Knochen gerade die wenigsten solchen Verbindungs-Gliedern des Thierreichs angehören.

Diese Thatsache ist denn auch für die Entscheidung der Frage sehr wichtig, ob es uns jemals gelingen werde, das Knochengerüst eines der ersten menschen-ähnlichen Wesen, des »affen-ähnlichen Ur-Erzeugers des Menschen« aufzufinden, und leider müssen wir diese Frage, in Erwägung, dass unser unheimlicher Ahnherr eben eine jener Uebergangsformen und »ganz sicher noch kein kosmopolitisches Wesen war, sondern vermuthlich einen sehr beschränkten Verbreitungs-Bezirk hatte« (Moritz Wagner), mit »nein« beantworten.

Durch diesen Mangel an fossilen Uebergangs-Formen wird aber nach dem oben Ausgeführten die Darwin'sche Hypothese im Gegentheil nur noch mehr unterstützt, und die Gegner des grossen Naturforschers sollten es in rechtzeitiger Erkenntniss dessen wohl vorziehen, zu resigniren, anstatt sich durch eine aussichtslose Opposition den Rückzug zu erschweren, den sie doch früher oder später werden antreten müssen. Denn die Wahrheit wird und muss auch hier endlich den Sieg davon tragen, wie sie zu allen Zeiten schliesslich gesiegt hat. So gut heute niemand mehr daran zweifelt, dass unsere Länder und Meere, Gebirge und Flüsse,

Minerale und Quellen natürlichen Bildungs-Vorgängen ihr Dasein verdanken und so gewiss man selbst dahin gelangt ist, die Entwicklung eines Sonnen-Systems aus einem Nebel-Chaos auf rein natürlichem Wege zu begreifen, so gewiss wird die Zeit kommen, wo man auch für die organische Welt (wie dort für die anorganische) diese natürliche Entwicklung allseitig anerkennt und wo den Darwinismus zu bekämpfen ungefähr gleichbedeutend sein wird mit jenem berühmten Feldzuge des Pastor Knaak gegen das Kopernikanische Sonnen-System.

Dass man die Darwin'sche Hypothese zur Zeit noch so gern gefährlich, irreligiös, frivol findet und dergleichen, dieses Schicksal theilt sie mit jedem kühnen Gedanken und mit jeder grossen Entdeckung, z. B. mit der des Columbus, mit der des Kopernikus. Die Glaubens-Eiferer vergessen eben nur zu leicht, dass es keine Wahrheit gibt, durch welche der Mensch je Schaden nehmen könnte an seiner Seele, und dass keine Erkenntniss, kein Fortschritt der Wissenschaft denkbar ist, durch welche nicht die wahre Gottes-Verehrung vertieft, nicht die Auffassung Gottes geläutert und erhabener würde. Und vor allen Dingen vergessen Diejenigen, welche in der Ableitung des Menschen von einem niederen, affen-ähnlichen Wesen eine »Herabwürdigung des Abbildes Gottes« erblicken, sie vergessen, dass die Darwin'sche Auffassung dem Menschengeschlecht auch zugleich eine immer höhere Vervollkommnung verheisst.

Ohne diese Bildungs- und Vervollkommnungs-Fähigkeit würde der Mensch vielleicht noch heute auf dem Standpunkte jenes rohen, fast thierischen Wesens stehen, welches uns in dem erwähnten Neanderthal - Schädel einen Theil seines Körpers hinterlassen hat, zum Mindesten würden auch heute noch alle Menschen ohne Ausnahme so roh und unentwickelt sein, wie es gottlob nur noch ein Theil davon ist, z. B. die Bewohner der Küsten des Feuerlandes oder

die Neger von Australien. »Ich hätte nicht geglaubt,« sagt Darwin mit Bezug auf diese Menschen, »dass der Unterschied zwischen wilden und civilisirten Menschen so gross sei. Er ist grösser als zwischen einem wilden und einem gezähmten Thiere, da der Mensch grössere Fähigkeit besitzt, sich zu vervollkommen. Es kam ein Canot mit sechs Feuerländern, die elendesten Jammergeschöpfe, welche ich je gesehen. Wenn man solche Menschen sieht, glaubt man kaum, dass sie Mitmenschen und Bewohner derselben Erde sind,« und an einer andern Stelle: »Von einzelnen Gegenständen versetzt den Reisenden vielleicht nichts so sehr in Erstaunen wie der erste Anblick eines Barbaren in seinem niedrigsten und wildesten Zustande. Unser Geist durchläuft die Vergangenheit und fragt sich dann, ob unsere Vorfahren so wie diese waren, Menschen, deren Zeichen und Ausdrücke weniger verständlich für uns sind als unsere Hausthiere, Menschen, die nicht einmal den Instinkt dieser Thiere besitzen noch sich menschlicher Vernunft rühmen können oder wenigstens nicht solcher Künste, welche Folgen dieser Vernunft sind«. »Ein Theil des Interesses beim Anblick eines Wilden ist dasselbe, mit welchem wir einen Löwen in seiner Wüste erblicken, einen Tiger wie er seine Beute zerreisst, das Nilpferd wie es sich im Schlamme des afrikanischen Stromes wälzt.«

Es gibt aber keinen Stillstand, weder in der unorganischen noch in der organischen Welt. Auch heute noch hat die Menschheit voraussichtlich ihren Höhepunkt nicht erreicht, noch immer wachsen die Bäume himmelwärts. Dieselben Faktoren, welche die Bewohner Europa's aus dem Zustande des Neanderthal-Menschen in allmählicher Entwicklung zu den jetzt lebenden Kultur-Völkern unseres Welttheils sich emporschwingen liessen, sie sind auch heute noch und in derselben Weise wirksam. Auch heute noch besitzt der menschliche Organismus die Tendenz, sich in

immer gesteigertem Verhältnisse zu vermehren und auszubreiten, auch heute noch findet daher unter uns allen eine fortwährende gleichzeitige Mitbewerbung um die nothwendigen Existenz-Bedürfnisse, findet unausgesetzt jener Kampf um's Dasein und eine ununterbrochen-wirkende natürliche Züchtung statt. Sie findet statt im engern Kreise einzelner, neben einander wohnender Individuen wie innerhalb der Staaten, ja wie innerhalb der gesammten Menschheit. Alle stehen wir in Mitbewerbung um gleiche Interessen und im Kampfe gegen gleiche Gefahren: der Einzelne gegen den Einzelnen, Volk gegen Volk, Rasse gegen Rasse. Ueberall wird der körperlich und geistig weniger Tüchtige und für die Lebens-Aufgaben und höheren Ziele seiner Zeit minder Brauchbare gegen den körperlich-Tüchtigeren, den geistig-Befähigteren und überhaupt Besseren unterliegen, überall wird, um es mit einem einzigen Worte auszudrücken, der Mächtigere den Sieg davon tragen, denn auch geistige Befähigung und sittliche Bildung bedeuten Macht so gut wie physische Stärke, ja sie bedeuten Macht in noch viel höherem Grade, und die Geschichte lehrt uns, dass im Wettkampfe der Nationen nur immer den Besten, nicht etwa der bloßen physischen Stärke und rohen Gewalt, dass dem Verstande und der Moral, nicht dem Revolver der dauernde Sieg beschieden ist. »Ein Attila und Dschingiskhan«, sagte einmal treffend Professor A. Kirchhoff in Halle, »vermochte furchtbares Elend über die Länder daherzuwälzen, der Kultur des Menschengeschlechts aber weder ein Ende zu bereiten noch sie in's Tyrannen-Joch zu zwingen. Ausgebreitet über unermessliche Räume, haben diese mongolischen Raubstämme nirgends die Volks-Art umzuwandeln vermocht. Selbst den Römern gelang das nur in den von höherer Gesittung am wenigsten berührten Ländern des Mittelmeer-Kreises, in Gallien, Hispanien, nicht aber in

Afrika, wo phönikische und ägyptische Kultur, oder im Osten, wo die griechische Kultur der ihrigen überlegen war.

Im Leben der einzelnen Individuen aber und in ihrem gegenseitigen Konkurrenz-Verhältnisse walten und entscheiden dieselben Faktoren. Immer und überall wird unter sonst gleichen Verhältnissen der Begabtere, Brauchbarere und sittlich-Tüchtigere früher in den Stand gesetzt sein, einen eigenen Heerd sich zu gründen und eine auch ihrerseits tüchtige Nachkommenschaft zu erzeugen als der geistig- oder sittlich-Schwächere und körperlich im Nachtheile Befindliche. Ueberall also, in der Familie wie im Staate, unter den Gliedern einer einzelnen Gesellschaft wie zwischen Völkern und Völkern, finden unausgesetzt jene natürliche Auswahl und natürliche Züchtung statt: Ueberleben des Passendsten im Kampfe um's Dasein und Untergang (weeding out, wie Darwin sagt) des weniger Passenden, und es unterliegt daher keinem Zweifel, dass auf diese Weise der Durchschnitt der geistigen und körperlichen Befähigung des Menschengeschlechts noch fortwährend im Steigen sich befindet.

Vielfach freilich und oft genug wird der natürliche Züchtungs-Prozess gerade beim Menschen-Geschlechte durch eine gewisse sich nicht abweisen lassende künstliche Züchtung getrübt und gehemmt werden. Es werden sich oft genug krankhafte Einflüsse, besondere vorübergehende Geistes-Strömungen oder Geistes-Verirrungen etc. der absoluten Züchtung der Intelligenz, der Moral, der Gesundheit, der Schönheit u. s. w. hemmend in den Weg stellen und werden für die gesunde Fortentwicklung der Menschheit dann eine ähnliche Rolle spielen, wie sie in unserem obigen Beispiele von der Züchtung des rothen englischen Klee's etwa eine hohe Katzen-Steuer für die Kultur des englischen Rindes spielen würde.

Wer dünkte hier nicht an den unfähigen Sohn reicher

oder hochgestellter Eltern, der protegirt wird und Karriere macht, während das Genie vielleicht am Fluche seines niederen Ursprungs zu Grunde geht!?! Wer könnte den Gedanken an die Thatsache unterdrücken, dass die Prüfung des Mannes, der »sich ewig bindet« nur zu oft nicht im Geringsten auf Herz, Sittlichkeit, wahre Bildung und edle Weiblichkeit, wohl aber desto mehr auf Mammon und hohle Scheinbildung (z. B. musikalische Stümperei, polyglotte Radebrecherei u. dergl.) des Weibes sich erstreckt!?! Wer könnte die Gefahren und Schäden verkennen, welche dem Wohle und der Zukunft der Menschheit aus einer vielleicht nicht selten zu weit getriebenen, falschen Humanität und Sentimentalität erwachsen oder die lebensgefährlichen Wunden, welche dem Heile einer Nation unter Umständen durch häufige, »männermordende«, leichtsinnig heraufbeschworene Kriege geschlagen werden können? (Man denke nur an die Konscriptionen des ersten Napoleon und dessen Kriege, die entschieden eine künstliche Züchtung der zum Kriegsdienste untauglichen Männer-Welt, also eine Hinwegzüchtung und Ausmerzung der kräftigeren, gesünderen Elemente der Nation bedeuten.) Und was insbesondere die Entwicklung (Züchtung) des Schönen in Bezug auf die menschliche Gestalt, das menschliche Antlitz u. s. w. anlangt, wem fiel da die Macht jener künstlichen Schönheits-Mittel (Schmucksachen, Putz, künstliche Haare und Zähne, Schminke etc.) nicht ein, welche gewiss gar nicht selten den Heiraths-Vermittler in Fällen spielen, wo ohne sie höchst wahrscheinlich die Wahl des Mannes auf ein Wesen von natürlicheren Reizen gefallen sein würde, wo also offenbar der blosser Schein siegt und die natürliche Schönheit (und das bedeutet zugleich gewöhnlich Gesundheit) von der Züchtung, von der Vererbung auf die Nachkommenschaft des betr. Mannes ausgeschlossen wird?

Wehe derjenigen Nation, wo solche ungesunde künst-

liche Züchtungs-Tendenzen wie alle die hier erwähnten über die natürlichen dauernd die Oberhand gewinnen, wo solche nach abwärts anstatt nach aufwärts deutende Fortschritts- und Entwicklungs-Faktoren auf längere Zeit in den Vordergrund treten und mit solchen Waffen der Kampf um's Dasein gekämpft wird. Sittlicher und physischer Verfall, geistige und politische Unselbstständigkeit, wirthschaftlicher Ruin und endliches Verschwinden, d. h. Hinweg-Züchtung durch kräftigere, tüchtigere, intelligentere Nationen werden ihr Loos, werden ihr unbewusst verfolgtes, aber mit unaufhalt-samen Schritten sich näherndes Züchtungs-Ziel sein.

Die Geschichte enthüllt uns traurige Bilder eines derartigen Niederganges im Nebeneinanderleben der Völker genug, aber jedes einzelne solche Bild erscheint uns doch nur als ein kleiner dunkler Punkt, wenn wir das in hellem Lichtglanze strahlende Gesamt-Gemälde in's Auge fassen, nur als eine vorübergehende Scene, die der »auf höherer Warte« als »auf der Zinne der Partei« kleinlicher Moral-philosophen stehende Beobachter beinahe vergessen hat, wenn ihn die Erhabenheit des Drama's auf der Höhe seiner Entwicklung mit Bewunderung erfüllt, jenes Drama's, das wir die Weltgeschichte nennen.

Im grossen Ganzen also wird sich auch im Werde-Prozesse der Menschheit die Wirksamkeit der natürlichen Züchtung durch künstliche Einflüsse wohl vorübergehend und stellenweise hemmen, aber nimmermehr ganz und für die Dauer abweisen lassen, und wenn wir uns die Wirkung der verschiedenen Züchtungs-Faktoren, welche allezeit auf die Vorwärtsbewegung der Menschheit Einfluss zu gewinnen und sie in ihre respektiven Bahnen zu ziehen suchen werden, unter dem Bilde des Parallelogramms der Kräfte vorstellen wollen, so dürfen wir die Hoffnung und die Ueberzeugung nicht aufgeben, dass die diagonale Richtung der Resultirenden mit der Richtung des Fortschritts und der

Vervollkommnung des Menschengeschlechts allenthalben zusammenfallen werde.

So erscheint uns denn bei näherem Zusehen der vermeintlich grausame Kampf um's Dasein als der mächtigste Verbesserer der Welt. Sollen wir ihn nun beklagen? Sollen wir auf Mittel und Wege sinnen, jene natürliche Auswahl und Züchtung, jenes allerdings unerbittliche Ausjäten unwirksam zu machen? Wir könnten es eben nicht, auch wenn es zu unserem Nutzen sein würde, aber wir dürften es auch nicht, selbst wenn wir die Macht dazu besäßen. Denn das Gesetz der natürlichen Auswahl bedeutet für uns Vervollkommnung, Erhaltung und Fortbestand. Ohne das segensreiche Walten dieses Naturgesetzes würde der Mensch weder überhaupt jemals entstanden sein (wie es denn in der That viele Millionen von Jahren keine menschlichen Wesen auf der Erde gegeben hat), noch würde die bestehende Menschheit, falls jene natürliche Züchtung aufgehört, eine Zukunft haben können. Krankheit und Laster, Dummheit und Unfruchtbarkeit würden mehr und mehr überhandnehmen, der Mensch müsste tiefer und tiefer sinken und endlich von der Erde verschwinden.

Bemühen wir uns daher lieber, dieses Naturgesetz zu verstehen, uns ihm mit würdevoller Resignation unterzuordnen und unser Leben und Streben damit in Einklang zu setzen, denn hierin liegt für uns die beste Gewähr dafür, dass seine Härten uns weniger fühlbar sein werden, ja es liegt darin auch ein gutes Theil Bürgschaft für eine richtige (ja vielleicht für die einzig heilsame, weil einzig mögliche) Lösung der sogenannten sozialen Frage. Nie werden wir sie befriedigend lösen können, ohne diesem Naturgesetze der natürlichen Auswahl und natürlichen Züchtung Rechnung zu tragen, denn nie werden wir dasselbe zu beseitigen vermögen. In Ewigkeit wird die Ungleichheit alles Lebendigen und alles Seins überhaupt fort dauern, denn Ungleichheit und Kampf bedeuten Leben und Fortschritt, Gleichheit aber

würde Stillstand und Tod bedeuten und widerspricht darum dem Schöpfungs-Plane. Ewig also, solange wenigstens als es überhaupt lebende Wesen auf der Erde geben wird, wird auch unter ihnen der Kampf um's Dasein währen, immer werden grössere Befähigung, Anpassung, Macht über Sein und Nichtsein der Individuen entscheiden: **Macht geht nicht vor Recht, Macht ist Recht.**

Die Lamarck-Darwin'sche Transmutations- und Selektions-Theorie ist, soviel unsern Gegenstand anbelangt, zunächst wegen der Antwort von der höchsten Bedeutung, welche sie uns auf die Frage nach dem muthmasslichen Ursprunge unserer Hunde gibt.

Ueber diese Frage hat von jeher unter den Naturforschern eine grosse Meinungs-Verschiedenheit geherrscht.

So lange man mit Linné an der Ansicht festhielt, dass die Art oder Species eine selbstständig-geschaffene und für alle Zeit unabänderliche Einheit sei, solange musste man folgerichtig auch die der Herrschaft des Menschen unterworfenen Hausthiere als besondere Arten ansehen, die in derselben Weise fertig und unabänderlich aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen seien wie die Thiere der Wildniss und wie der Mensch selbst, zu dessen Dienste sie Gott, wie man annahm, bestimmt hatte, und wie man beispielsweise in der Katzen-Gattung den Löwen, den Panther, den Jaguar, den Tiger, die wilde Katze und die Haus-Katze als besondere Arten unterschied, so stellte man in der Hunde-Gattung neben die Wölfe, Füchse und Hiänen als besondere, vierte Art den *canis familiaris* oder Haus-Hund. Aber wie, hatte man denn die Art nicht definirt als eine Summe von Individuen, welche alle einander (wenigstens in den wesentlichsten Eigenschaften) gleichen? Und hatte man nicht verlangt, dass jene körperlichen und geistigen Verschiedenheiten, welche zur Unterscheidung von sogen. Rassen (innerhalb einer und derselben

Art) nöthigten, sich höchstens auf unwesentliche Modifikationen zurückführen lassen sollten? Und waren es nun wirklich nur solche unwesentliche Modifikationen, durch welche sich die einzelnen Hunde-Rassen von einander unterschieden? Scheiterte nicht vielmehr an der unübersehbaren Vielgestaltigkeit unserer Hunde in ihrem äusseren und inneren Bau, in Schädel und Schweif, in Zähnen, Eingeweiden und Geschlechtstheilen, in Nerven und Muskeln, in allen körperlichen und geistigen Eigenschaften, scheiterte an ihr nicht jeder Versuch, alle unsere Hunde-Rassen in den Rahmen der einen Art jenes *canis familiaris* hineinzuzwängen? Durfte man im Ernst annehmen, dass das Löwenhündchen so gut wie die tibetanische Dogge, dass das Möpschen wie der Neufundländer als die abgeänderten Nachkommen eines und desselben Ur-Haushundes anzusehen seien?

Ein grosser Theil der Naturforscher antwortete und antwortet noch heute auf diese Frage mit »nein« und nimmt an, dass jede besondere Hunde-Rasse ihren eigenen Stammvater gehabt habe, theilt also die Haus-Hunde in ebenso viele verschiedene Arten ein als es ursprüngliche Rassen gegeben habe. Der Hund habe nicht blos ein einziges Vaterland, sagt z. B. Giebel, vielmehr habe jedes Land ursprünglich seine besonderen Hunde gehabt, aber die Unterschiede seien bei der Ausbreitung des Menschen-Geschlechts über die ganze Erde vielfach verwischt worden, »so dass es nunmehr nicht leicht ist, jedem Gebiete seine ursprünglichen Hunde, jeder Rasse ihre ursprüngliche Heimath nachzuweisen,« aber »das Suchen nach einem Ur-Hunde, aus welchem sich alle übrigen herleiten liessen, oder nach wilden Arten, welche sie durch Kreuzung erzeugten, muss unter allen Umständen ergebnisslos bleiben und wird immer nur eine nutzlose Zeitverschwendung sein«.

Zu ganz andern Schlüssen als Giebel und alle Diejenigen, welche den Haus-Hund als das Produkt eines selbständigen

Schöpfungs-Aktes ansehen, gelangen wir, wenn wir die Frage nach dem Ursprunge des Hundes im Sinne der Darwin'schen Descendenz- und Selektions-Theorie beantworten.

Wie nach Darwin die Glieder des Cuvier'schen Systems von der Varietät an bis hinauf zum Typus, wie also speciell die Arten nicht als unabänderliche, selbstständig-geschaffene Einheiten, sondern lediglich als besondere, jeweilige Entwicklungs-Erscheinungen des Organismus überhaupt, als bloße Lebens- und Daseins-Formen des Thier- und Pflanzen-Reichs anzusehen sind, so auch die Arten unserer Hausthiere. Auch sie sind so wenig wie die wildlebenden Arten fertig aus der Hand des Schöpfers (gleichsam wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter) hervorgegangen, auch sie sind eine bloße Entwicklungsform, und was sie heute sind, das sind sie erst geworden in jahrtausendelangem Umgange mit dem Beherrscher der Erde, im Dienste und unter der Herrschaft des Menschen, der sie zähmte, sie zu den verschiedenartigsten Zwecken verwendete und sie in einem gewissen Grade durch Züchtung, wenn auch mehr unbewusst als absichtlich, im Laufe der Zeit so bedeutend abänderte, dass es für die meisten von ihnen rein unmöglich sein würde, in ihrem jetzigen Zustande noch in der Freiheit zu existiren, und dass es uns jetzt schwerfällt, in ihnen die entsprechenden wilden Stämme wieder zu erkennen.

Und doch ist es für mehrere unserer Hausthiere nicht etwa mehr eine bloße Hypothese, sondern entschieden erwiesen, dass sie die gezähmten und abgeänderten Nachkommen wilder Arten sind. Wir wissen z. B., dass alle unsere verschiedenen Hausschwein-Rassen aus Wildschweinen hervorgegangen sind: die europäischen aus dem Wildschweine Europa's (Dr. L. Rüttimeyer: »die Fauna der Pfahlbauten der Schweiz«), das Hausschwein Central-Afrika's aus einem afrikanischen Wildschweine, das Torfschwein der Pfahlbauten-Bewohner aus dem wilden Stamme des *sus*

sennariensis (Dr. J. W. Schütz: »Zur Kenntniss des Torfschweins«. Berlin 1868). Nicht minder sicher ist es, dass alle Rassen des zahmen Esels von dem wilden abessinischen *asinus taeniopus* abstammen (Darwin: »Das Variiren u. s. w.«), dass unsere zahmen Rennthiere als die modifizirten Nachkommen der wilden anzusehen sind und »dass gewisse Formen des Rindes, dass das Lama von wilden, jetzt recht wohl bekannten Stammformen herrühren. Wir vermuthen es mit grosser Wahrscheinlichkeit von der Hauskatze, vom Meerschweinchen, vom Haushuhn, der Hausente, der Haus-Taube, wir kennen die Umwandlung des wilden Truthahns, des Kanarienvogels in völlig zahmes Geflügel u. s. w. Wir wissen ferner von Zähmbarkeit vieler wilder Thiere, die weniger desshalb nicht zu völligen Hausthieren geworden, weil es ihnen etwa an der dazu nöthigen Beanlagung gefehlt, als vielmehr weil menschliche Indolenz es an konsequenter Durchführung der oft nur beiläufig angestellten Versuche hat fehlen lassen«.

Im Lichte dieser unserer heutigen Anschauung und Erkenntniss nehmen sich denn freilich die früheren Vorstellungen über den Ursprung unserer Hausthiere sehr humoristisch aus. »Früher«, sagt Herr C. E. R. Hartmann (Darwinismus und Thier-Produktion), »begnügte man sich gern mit der naiven Vorstellung, der liebe Gott habe uns jene Geschöpfe für unsern Bedarf von Olym's Zeiten her zurecht gemacht. Daher findet man denn auch in den älteren bildlichen Darstellungen des Paradieses das Schwein von rheinländischer (!) Zucht in trauter Gemeinschaft mit dem spanischen Hühnerhunde, der Karthäuser Katze, der holländer Kuh und dem andalusischen Rosse. Daneben dann den Adam vom Aeussern eines vierschrötigen vlamländer Schifferknechtes und die Eva so schlank und blond wie ein frisch aus dem Bade gestiegenes Töchterlein biederer norddeutscher Eltern.«

Was wir aber vom Schweine und vom Rinde wissen und was für den Esel, die Katze, das Lama u. s. f. als erwiesen anzusehen ist, dürfen wir das analog nicht auch für alle unsere übrigen Hausthiere als zum Mindesten höchst wahrscheinlich annehmen? Oder sind wir vielmehr nicht gezwungen, in gleicher Weise auch sie auf solche wilde Arten zurückzuführen, auch in ihnen nichts Anderes zu erblicken als ursprünglich wilde Stammformen, gezähmt, civilisirt und abgeändert unter der Herrschaft und nach den Bedürfnissen des Menschen?

Verschliessen wir uns nicht absichtlich der Nothwendigkeit einer solchen Annahme, so ergiebt sich uns denn nun auch sofort eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Ursprunge unserer Hunde.

Freilich, das muss im Voraus zugestanden werden, gerade bei ihnen stossen wir auf eine Schwierigkeit, welche uns bei allen unseren übrigen Hausthieren nicht oder doch in ungleich geringerem Grade entgegentritt: ihre schon besprochene Vielgestaltigkeit. Während es uns leicht wird, unsere verhältnissmässig wenigen Hauskatzen-Rassen als von einer und derselben wilden Art ausgegangen zu denken oder unsere zahmen Schaf-Rassen auf eine einzige wilde Stammform zurückzuführen, der Verschiedenheit unserer Hundearassen gegenüber erscheint ein solcher Versuch aussichtslos. Oder welche von den noch existirenden wilden Hundearten schiene fähig oder wie überhaupt hätte diejenige wilde Stammform beschaffen sein müssen, dass aus ihr allein sich eine so grosse Vielgestaltigkeit und so bedeutende Kontraste wie Wolfshund und Mops oder Kingcharles und Windhund entwickeln konnten?

Zunächst freilich denken wir hierbei wohl an den Wolf, der unter den wilden Hundearten unseren Haushunden noch am nächsten kommt, aber selbst wenn wir die möglichst grösste Abänderungs-Fähigkeit der Kaniden voraus-

setzen, dürfen wir wirklich annehmen, dass der Mensch im Stande gewesen sein sollte, aus den Nachkommen der einen Art »Wolf« hier die Dogge, den Neufundländer und Bärenhund, dort den Bologneser, den Mops und Dachshund zu machen? Man darf es vielleicht dahingestellt sein lassen, ob dies möglich gewesen sein werde, natürlicher aber und einfacher erscheint es, das Suchen nach einem Ur-Hunde in diesem Sinne aufzugeben und mit Darwin anzunehmen, dass unsere Hunde nicht bloß von einer, sondern von mehreren wilden Hunde-Arten, also vielleicht von den verschiedenen Formen des europäischen, indischen und nordamerikanischen Wolfes, von einer oder 2 Arten kleinerer Wölfe (sogenannter Schakale) und endlich vielleicht von einer oder mehreren ausgestorbenen wilden Arten abstammen und dass ihre grosse Verschiedenheit (abgesehen von den Einflüssen der Domestikation und Züchtung von Seiten des Menschen) nicht durch ihre Abkunft von so verschiedenen wilden Stämmen allein, sondern zum Theil auch durch die Vermischung sowohl dieser selbst als ihrer Nachkommen unter einander zu erklären sei.

Was zunächst die Möglichkeit solcher Kreuzungen anlangt, so ist schon oben der fruchtbaren Barstarde zwischen Wolf und Hund und Hund und Schakal gedacht und gezeigt worden, dass der Einwand, die aus der Vermischung distinkter Arten hervorgegangenen Bastarde müssten stets auf eine der beiden elterlichen Formen zurückschlagen, als widerlegt angesehen werden muss.

Ueberhaupt ist die Unfruchtbarkeit zwischen gewissen Hunde-Arten und Wölfen und anderen Kaniden eine viel geringere als zwischen anderen distinkten Arten von Thieren. Viele wilde Völkerschaften, z. B. die Indianer von Nord-Amerika kreuzen noch heute ihre halbwilden Hunde mit Wölfen, wenn sie ihnen nicht kühn genug sind. Die Wilden von Guyana pflegen die Jungen von zwei wilden Hunde-

Arten einzufangen, zu zähmen und zur Fortpflanzung zu benutzen. Der wilde Dingo Australiens pflanzt sich in seiner Heimath ohne Weiteres mit aus Europa importirten Haushunden fort (Darwin).

Nach Pallas sollen bei den Russen sogar Bastarde von Hund und Fuchs für eine ausgemachte Sache gelten, sodass wir vielleicht zu der Annahme berechtigt sind, dass auch der Fuchs zu der Vielgestaltigkeit unserer Haushunde mit beigetragen habe.

Ob die gedachten Vermischungen der verschiedenen Kaniden schon stattgefunden hatten, ehe der Mensch an ihre Zähmung ging, also im Zustande der Freiheit, oder ob die Bastardbildungen erst während der Domestikation und absichtlich, durch den Willen des Menschen herbeigeführt wurden, wird sich zwar wohl nie feststellen lassen, Pallas hat uns aber gezeigt, dass, wenn auch allen Bastarden von zwei distinkten Arten ohne Ausnahme ein gewisser Grad von Unfruchtbarkeit ursprünglich anhafte, diese Unfruchtbarkeit doch während der Domestikation nach und nach immer geringer werde, und wir dürfen hiernach wohl jene zweite Alternative als die wahrscheinlichere annehmen. Mögen auch einzelne Bastard-Bildungen zwischen Wolf und Schakal oder anderen Kaniden hin und wieder im Zustande der Freiheit vorgekommen sein, so fehlte ihnen doch wahrscheinlich derjenige Grad von Fruchtbarkeit, welcher erforderlich gewesen wäre, sie zu bleibenden, selbstständigen Mittelgliedern herauszubilden. Ganz anders, wenn wir uns denken, dass zunächst jede einzelne der wilden Hunde-Arten, also z. B. in Nord-Amerika der nordamerikanische, in Europa der europäische, in Indien der indische Wolf, in Südamerika der südamerikanische Schakal u. s. w. vom Menschen gezähmt worden sei und dass erst später, nachdem die Nachkommen derselben im Laufe der Zeit (vielleicht von Jahrtausenden) längst alle etwa früher gezeigte Neigung zur

Unfruchtbarkeit verloren hatten, unter diesen Nachkommen verschiedenen Ursprungs eine Vermischung Platz gegriffen habe, begünstigt durch die vielfachen Wanderungen der wilden Völkerstämme und deren Verkehr unter einander.

Dass die nurgedachte Neigung zur Unfruchtbarkeit in der Gefangenschaft gerade bei verschiedenen wilden Hunde-Arten eine viel geringere ist als bei anderen wilden Species von Thieren, das hat gewiss nicht wenig dazu beigetragen, den ursprünglich wilden Hund schon in der frühesten Zeit zum unzertrennlichen Gefährten des Menschen zu machen und ihn zum häuslichsten aller Hausthiere heranzubilden. Denn in der Unfähigkeit oder dem Widerwillen, sich in der Gefangenschaft fortzupflanzen, liegt eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten für die Domestikation. Nur wenn irgend eine wilde Thierart sich leicht und regelmässig in der Gefangenschaft fortpflanzt, haben wir Aussicht, sie von Generation zu Generation zahmer und civilisirter und für unsere Kulturzwecke brauchbarer zu machen. Der Elephant würde in Anbetracht seiner eminenten Kraft und Klugheit schon längst unserem Hausthier-Stande eingereiht worden sein, wenn es gelingen wollte, ihn zur regelmässigen Fortpflanzung in der Gefangenschaft zu bewegen. Seit Jahrtausenden hat sich der Mensch seiner bedient, aber noch heute müssen die Jungen immer wieder von Neuem eingefangen werden, und wenn es in Indien auch vorkommt, dass der dortige weibliche Elephant seine Jungen in der Gefangenschaft gebiert, gezeugt sind sie in der Freiheit der indischen Wälder, denn nur dort paaren sich die eigensinnigen Thiere, nachdem ihnen die Eingeborenen bei Beginn der Brunstzeit ihre Freiheit geschenkt haben, die sie nach vollzogener Begattung freiwillig wieder mit der Knechtschaft vertauschen.

So gross aber die Leichtigkeit ist, verschiedene wilde Hunde-Arten in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu

bringen und sie auf diese Weise von Generation zu Generation zahmer zu machen, so gross ist auch ihre Zähmbarkeit an sich schon von vornherein. Werden Wölfe von Jugend auf verständig und ebenso erzogen wie junge Hunde, so zeigen sie sich später auch ebenso zahm und anhänglich an ihren Herrn wie diese. So erwähnt z. B. Cuvier eines auf diese Weise gezähmten Wolfes, welchen sein Herr an den Pflanzengarten (in Paris) verschenkte. »Hier zeigte er sich einige Wochen ganz trostlos, frass äusserst wenig und benahm sich ganz gleichgiltig gegen seinen Wärter. Endlich aber fasste er Zuneigung zu Denen die um ihn waren und sich mit ihm beschäftigten, ja es schien, als habe er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von 18 Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz des geräuschvollen Gedränges mitten in den Gärten der Menagerie und überliess sich, da man ihn in Freiheit gesetzt, den Ausbrüchen der ungestümsten Freude«.

»Ein Präriewolf, welcher im Zimmer aufgezogen worden ist,« sagt Brehm (Thierleben), »erweist sich ebenso artig wie ein gutmüthiger Hund, obgleich nur gegen Bekannte. Er hat ganz das Wesen des Haushundes. Bei dem Anblick seiner Freunde springt er vor Freuden hoch auf, wedelt mit dem Schwanze und kommt dann an das Gitter heran, um sich liebkosen zu lassen.« Von dem wilden australischen Hunde, dem Dingo, erzählt Darwin einen Fall, wo ein solches junges Thier abgerichtet wurde, Rindvieh zu treiben und sich für diesen Zweck sehr brauchbar erwies, und es kann hinzugefügt werden, dass es bei den Wilden von Australien selbst überhaupt Sitte ist, junge Dingo's einzufangen, so weit als möglich und nöthig zu zähmen und in ihrem Dienste zu verwenden.

Gegenüber dieser grossen Zähmbarkeit wilder Hundarten in Verbindung mit der Leichtigkeit, mit welcher sich

dieselben in der Gefangenschaft fortpflanzen, verliert der Einwurf, der wilde Wolf oder irgend welcher andere Wildhund könne durch keine Züchtung je zum zahmen Haushunde gemacht worden sein, zum Mindesten sehr viel an Gewicht. Denn wenn auch nicht jeder Wildhund, den man jung einfing und zähmte, dadurch allein schon zu einem Haushunde in unserem Sinne gemacht wurde, sondern gewiss immer eine leidlich wilde Bestie blieb, die gelegentlich ihren Unterjocher empfindlich genug an ihren Ursprung erinnert haben mag, so pflanzte sich das Thier doch vielleicht in der Gefangenschaft fort. Sein wilder Besitzer wurde auf diese Weise der Nothwendigkeit überhoben, bei fernerm Bedarfe abermals junge Wildhunde einfangen zu müssen, denn er erzog nun lieber jene in seinen vier Pfählen geborene Nachkommenschaft, und wenn sich unter ihr gelegentlich ein Individuum vorfand, das sich weniger wild und seinem Herrn anhänglicher und aufmerksamer erwies als die übrigen, so wurde es gewiss in jeder Beziehung bevorzugt, wurde reichlicher genährt, vor äusseren Gefahren sorgfältiger behütet u. s. f. und erhielt dadurch (und das ist die Hauptsache) auch einen besonderen Einfluss auf die folgenden Generationen. Denn selbst angenommen, der Wilde hätte dieses zahmere Thier nicht absichtlich zur Nachzucht verwendet, sondern hätte die Fortpflanzung seiner Vierfüssler lediglich diesen selbst und dem Zufall überlassen, mit a. W. selbst wenn jede methodische Züchtung dabei ausgeschlossen blieb, schon jene bessere Haltung und Ernährung und grössere Sicherheit vor äusseren Gefahren werden das Thier nicht nur zur Begattung physisch tauglicher und geneigter gemacht, sondern ihm auch eine längere Lebensdauer und damit viel öftere Begattungs-Gelegenheit gesichert haben als seinen weniger geschätzten Genossen beschieden war, die vielleicht schon längst, noch ehe sich ihnen nur ein einziges Mal die Gelegenheit zur Fortpflanzung

geboten hatte, durch Hunger oder Kälte zu Grunde gegangen oder im Kampfe gegen einen überlegenen Konkurrenten der Wildniss erlegen waren.

Denken wir uns aber, dass unter seinen Nachkommen wenigstens auf einige sich die grössere Zähmheit ihres Erzeugers vererbte, ja dass vielleicht auch unter ihnen wieder ein ganz besonders zahmes Thier sich befand, und denken wir uns weiter den soeben geschilderten Process nun nicht nur mit diesem zweiten Individuum, sondern noch viele, viele Male im Laufe unendlicher Zeiten wiederholt, so kann es uns wohl kaum mehr unbegreiflich erscheinen, wie aus jener wilden Bestie, welche noch heute das Pferd des sibirischen Schlittens zerreisst und das wehrlose Lamm aus dem Stalle raubt, unser so friedliebender Haushund geworden sein könne, der vor Freuden an dem Pferde hinaufspringt und bellt, das vor den Wagen seines Herrn gespannt ist oder in unermüdlichem Eifer die Heerde umkreist, damit kein Glied derselben seinem Herrn verloren gehe, ja noch mehr: der sogar der Todfeind seines wilden Stammvaters ist.

Denn auch die Entstehung dieser Todfeindschaft des Haushundes gegen den Wolf und andere Wildhunde können wir uns sehr wohl erklären, wenn wir uns die wahrhaft leidenschaftliche Anhänglichkeit der Hunde-Natur an ihren Herrn vergegenwärtigen, wie sie sich an gezähmten Kaniden, z. B. an jenem von Cuvier beschriebenen Wolfe des Pflanzgartens zeigt, selbst wenn wir darin weiter nichts als den Ausfluss eines krassen Egoismus sehen wollten. Nothwendig musste sich ja in demselben Maasse, in welchem der Mensch den Wolf oder irgend welchen anderen Wildhund zahmer machen und mehr an seine Behausung fesseln wollte, auch seine Sorge für den Lebensunterhalt desselben erhöhen, denn nur dann durfte er hoffen, das Thier zu jeder Zeit zu seinem Dienste bereit zu finden; wenn es der Hunger

nicht mehr hinaustrieb in die Wildniss; nur dann, wenn seine verbrauchte Arbeitskraft sich regelmässig durch neue Nahrungs-Zufuhr ergänzen konnte, war es im Stande, immer von neuem die Bürde zu tragen, welche ihm sein Herr auferlegte oder die Last zu ziehen, vor die es gespannt wurde. Wenn aber einerseits seine Wildheit und Blutgier dadurch abnahm, dass es nicht mehr nöthig hatte von Raub und Mord zu leben, so entwickelte sich gewiss andernseits in ihm das Bewusstsein (der Instinkt) der Zugehörigkeit zu der Behausung seines Herrn, die Vorstellung, dass er es sei, von dem es fortan seine Nahrung zu erwarten habe, die Erwägung, dass seine Person und alles zu ihm Gehörige geschützt und vertheidigt werden müsse. Bezeichnen wir eine derartige Gehirnthatigkeit des Thieres als wirkliches Denken oder nennen wir sie Instinkt, einerlei: für Denjenigen, der das Leben der Thiere nicht blos von der Studirstube her kennt, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass unser Hund in dieser Weise wirklich reflektirt und dass die Entstehung jener Todfeindschaft zwischen ihm und seinen wilden Brüdern hierauf zurückzuführen sein werde. Das Lamm, das der Wolf seinem Herrn entführte, war ja auch sein Eigenthum, der Einbruch, den der Schakal machte, erschien ihm ja als ein Eingriff auch in seine Rechte.

Freilich auch hier muss es wieder gesagt werden: über Nacht wird diese Feindschaft nicht entstanden sein. Vielmehr ist sie etwas Gewordenes, etwas successive Entwickeltes gerade so gut wie die geistigen Eigenschaften und Charaktere organischer Wesen überhaupt und wie unser Hund selbst. In demselben Maasse, wie die Fürsorge des Menschen für den Hund zu — und dessen Neigung, auf Beute auszugehen, abnahm, in demselben Maasse musste sich auch seine Anhänglichkeit und sein Pflichtgefühl für Leben und Eigenthum seines Herrn und damit jener Hass gegen den wilden Störenfried erhöhen. Zu keiner Zeit viel-

leicht wird der Mensch beabsichtigt haben, die Feindschaft zwischen Haushund und Wildhund zu vergrössern, aber indem er das zahmere und anhänglichere Thier in jeder Beziehung bevorzugte und, wie wir oben gesehen haben, dadurch ganz von selbst den Hund mit der Zeit abänderte, so trug er damit dennoch und ganz von selbst zu ihrer successiven Vergrösserung bei, und so erscheint uns heutigen Tages die Abneigung des Haushundes gegen die wilden Kaniden gerade so unzertrennbar mit seiner Natur verbunden und gerade so instinktiv, wie seine Anhänglichkeit und Liebe zu dem Menschen.

Wenn nach dem bisher Ausgeführten die im Allgemeinen so grosse Zahmheit unserer Haushunde keinen stichhaltigen Grund für uns abgeben kann, an der Abstammung derselben von wilden Kaniden zu zweifeln, so sprechen auf der anderen Seite ebenso für diese Abstammung die vereinzelt Ausnahmen, wo sich ein Haushund, obgleich von ganz zahmen Eltern abstammend, dennoch nichts weniger als zahm, sondern beinahe wolfsartig wild zeigt.

Ich selbst habe einmal einen solchen Hund besessen, ein wahrhaft bildschönes Thier, aber so böseartig und gefährlich, dass ich nie zu voller, ungetrübter Freude an ihm kommen konnte, sondern im Gegentheil immer in Angst lebte, dass das Thier Unglück anrichten werde. Gegen Personen, die er seit längerer Zeit kannte, war er zwar stets gut und freundlich, und gegen mich, der ich ihn selbst aufgezogen hatte, war er so aufmerksam und liebenswürdig, dass ich mich seiner ungestümen, leidenschaftlichen Liebkosungen oft nur durch die barschesten Verbote und Drohungen erwehren konnte. Ich durfte ihn auch züchtigen so stark ich wollte, und leider gab er mir dazu nur zu oft Veranlassung, aber wehe demjenigen Unbekannten, der das Unglück gehabt hätte, ihm irgendwie misslieblich zu werden: er würde ihm im Augenblick und noch ehe der Angegriffene

auch nur das Geringste zu seiner Vertheidigung hätte thun können, ja so schnell, dass er kaum das Anspringen des Thieres bemerkt hätte, an der Kehle gesessen und ihn zerfleischt haben. Anderen Hunden, welche mit ihm gemeinsam erzogen worden waren oder an die er sich sonst allmählich gewöhnt hatte, that er zwar in der Regel nichts, lag aber einmal irgend eine Veranlassung zum Streite vor oder kam durch Unvorsichtigkeit ein fremder Hund in den Hof, so kannte seine Wuth keine Grenzen. Mit wild rollenden, aus ihren Höhlen förmlich hervorquellenden Augen und die Luft mit seinem mächtigen, buschigen Schweife peitschend, stürzte er sich über seinen Gegner her, und nicht eher liess er von seinem Opfer ab, bis dasselbe verendet am Boden lag. Von fremden Hunden waren es besonders die kleineren, die er hasste. Sowie er eines solchen ansichtig wurde, duckte er sich etwas, wie die Katze, wenn sie zum Sprunge ausholt, dann aber ein Satz und dem armen Kläffer war, vielleicht durch einen einzigen Biss, der Garaus gemacht, wenn anders der Wütherich nicht seinen eigens für ihn konstruirten Maulkorb anliegen hatte oder es mir nicht noch zur rechten Zeit gelang, ihm sein Opfer zu entreissen. Die gewöhnlichen Mittel, welche man sonst wohl mit Erfolg anwendet, um in Streit gerathene Hunde auseinanderzubringen, z. B. das Ueberschütten mit kaltem Wasser u. dergl., waren freilich bei ihm vollständig wirkungslos, ja machten das Thier höchstens noch wüthender. Das einzige Rettungs-Mittel lag in der Anwendung eines eisernen Instruments, das ich ihm zwischen die Kinladen schob und womit ich ihm den Rachen soweit aufbrach, dass das Opfer entschlüpfen konnte. Im Laufe der Zeit hatte ich mir hierin eine ziemliche Praxis angeeignet, sodass seine mörderische Absicht, an Hunden wenigstens, regelmässig vereitelt wurde. Ohnehin ereigneten sich die Paar Fälle, wo er einen fremden Hund geradezu todt biss, zu einer Zeit, wo er erst ungefähr 1½ Jahr alt

war und ich seine Mordgier noch nicht so genau kannte. Späterhin kam er aus seinem verschlossenen Hofe nicht mehr heraus, mit fremden Hunden also gar nicht, mit meinen eigenen übrigen aber nur dann zusammen, wenn ich selbst dabei und mit meinem Brecheisen bewaffnet war. Von meinen eigenen Hunden hat er daher nie einen getödtet, wohl aber genügte die furchtbare Art und Weise, wie er zu wiederholten Malen den Versuch dazu machte, mich zu überzeugen, dass ihm auch nicht einer gewachsen war. Der Bösewicht war bedeutend kleiner als die meisten seiner Gegner, denn er mass am Widerrist nur ca. 70 Centimeter und sein Gliederbau war nichts weniger als robust, aber seine Behendigkeit und sein furchtbares Gebiss sicherten ihm eine Ueberlegenheit, der gegenüber selbst der kolossalste Gegner vollkommen wehrlos war. Was insbesondere dieses Gebiss anlangt, so ist mir ein derartiges oder auch nur ähnliches weder vorher noch nachher jemals wieder an einem Hunde vorgekommen. Wer ihn nicht gesehen hat, wenn er am Boden lag und die stärksten Knochenröhren von einem Pferdeschenkel ohne irgend welche Anstrengung, als wären es Schwefelhölzer, zerknickte, dass es nur so prasselte, der kann sich unmöglich eine rechte Vorstellung von seinen Zähnen machen. Dabei war der Hund nichts weniger als gefrässig, im Gegentheil viel leichter satt zu machen als fast alle andern grossen Exemplare. Die Gier, mit welcher er die Knochen zermalmte, entsprang daher keineswegs dem Hunger, sondern lediglich seiner Leidenschaftlichkeit und Wildheit. Mit derselben Leidenschaftlichkeit und demselben Ungestüm setzte er über die Barriere und apportirte und zerbiss den Stock, den ich in die Luft geworfen. Was aber seine Wildheit und Wuth am besten charakterisirt, das ist die Thatsache, dass er bei seinen Angriffen auf andere Hunde durchaus keinen Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern machte. Während andere

rauflustige Hunde doch wenigstens mit Weibchen keine Händel suchen und gegen diese in jeder Beziehung galant sind: ihm war das gleich. Ueber eine fremde Hündin, die ich ihm zum Zwecke des Belegens zuführen wollte, stürzte er sich mit derselben Wuth her, um sie zu zerreißen, wie er es bei männlichen Individuen gethan hatte. Eine meiner eigenen Hündinnen, die viel grösser und stärker war als er, hatte er einmal in wenigen Sekunden, ehe ich zuspringen konnte, dermassen zugerichtet, dass sie mit klaffenden Wunden am Halse und eine geraume Zeit besinnungslos dalag, und zwar war das dieselbe Hündin, gegen die er sonst artiger als gegen alle übrigen, ja sogar zudringlich lebenswürdig sich benahm. Nicht minder feindselig und blutdürstig als gegen seinesgleichen zeigte er sich gegenüber anderen Hausthieren. Was z. B. Brehm von einem im Zimmer aufgezogenen Präriewolfe erzählt, dass ihn lebende Thiere, die an seinem Käfig vorübergehen, stets in grosse Aufregung versetzen und dass er namentlich Hühnern mit der grössten Begierde folge, solange er sie sehen könne, das war ganz genau so auch bei meinem Hunde. Jedes leichtsinnige Huhn, das sich erkühnte, über seinem Hofe hinwegfliegen zu wollen, aber die Kraft verlor und zu tief flatterte, hat er kalt gemacht. Nicht besser erging es den Katzen. Selbst wenn sie mit aller nur denkbaren Geschwindigkeit ihm entfliehen wollten, seine Gewandtheit und Schnelligkeit war doch grösser, und dass je eine ihm hätte Widerstand leisten können, wie wir diess ja sonst ziemlich oft bei Angriffen von Hunden auf eine Katze sehen können, dass war gar nicht denkbar. Ein Biss in's Genick, und die Katze war todt. Einen ganz besonderen Hass hatte der Hund auch gegen Schweine. Auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung, wo solche seine Nachbarschaft bildeten, musste ich ihn an zwei Ketten legen, weil er sich wie rasend gebardete, und als ihm einst ein Schuppen zum Aufenthalte

angewiesen wurde, neben welchem sich ein Schweinestall befand, da hatte er gleich in der ersten Nacht nichts Eiligeres zu thun, als in das nicht allzufeste Gemäuer der Wände ein Loch zu graben, gross genug, dass er wenigstens den Schwanz seines grunzenden Gegners erfassen und ohne Federlesen abbeissen konnte.

Kurz der Hund erschien in allen diesen Beziehungen nicht als ein zahmes Hausthier, sondern wie ein halb-zahmer Wolf oder anderer Wildhund. Den traurigsten Punkt aber, in welchem er sich als vollständiger Wildhund erwies, habe ich noch zu erwähnen. Man sagt dem wilden Hunde von Australien, dem Dingo, nach, dass er gern Kinder anfalle. Ich musste nun leider auch diese Erfahrung an meinem Hunde machen, und zwar in einer Weise, die mir die Haut schaudern macht so oft ich daran denke. Trotzdem, dass ich alle möglichen Vorsichtsmassregeln getroffen hatte, um mögliches Unheil zu verhüten und insbesondere den Zutritt zu dem gänzlich abgeschlossenen Hofe des Hundes unmöglich zu machen, so war doch eines Tages ein fünfjähriger Knabe, den der Hund nicht kannte, infolge Unvorsichtigkeit Erwachsener mit hereingebracht worden. Aber die Thür hatte sich noch nicht hinter ihm geschlossen, so hatte es der Hund auch schon gepackt. Im Zimmer mich aufhaltend, höre ich plötzlich ein gellendes Geschrei. Ich stürze heraus und komme gerade noch zur rechten Zeit, um das Kind dem sonst sicheren Tode zu entreissen. Grässlich zerfleischt im ganzen Gesicht, das eine Auge halb herausgerissen und das Antlitz durch dicke Blutströme übergossen, lag es da, unrettbar verloren, wenn ich nicht selbst anwesend war. Glücklicherweise hatte es die Bestie nicht am Halse erfasst, sondern hatte die volle Gesichtfläche des Kindes in den Rachen zu nehmen versucht. Dadurch war die Wucht seiner Kinnladen etwas abgeschwächt worden, aber vielleicht

noch einen Griff mit den furchtbaren Zähnen, und das arme Geschöpf wäre eine Leiche gewesen.

Ohne Zweifel kommen solche Fälle bestialischer Wildheit bei Haushunden öfter vor, und ich selbst könnte noch einige, wenn auch nicht ganz so schlimmer Art, anführen. Wenn sie uns nicht besonders auffallen, so kommt das einfach daher, dass dergleichen böartige Hunde entweder zu lebenslänglicher Kette verurtheilt zu werden pflegen oder dass sie bei einem der ersten Versuche, ihr wildes Naturel zu zeigen, von ihrem Herrn niedergeschossen oder wohl auch, als »der Tollwuth dringend verdächtig«, von der aufgeregten Menge todtgeschlagen werden. Dass aber solche Fälle überhaupt möglich sind, scheint mir zur Genüge zu beweisen, dass die Kluft, welche nach der Ansicht Vieler zwischen dem wilden, blutgierigen Wesen des Wolfes oder eines anderen Wildhundes und dem sanften Charakter des Haushundes liegen soll, ich will nicht sagen eine eingebildete, jedenfalls aber keine ursprüngliche, sondern eine gewordene, eine unter der Herrschaft des Menschen entstandene und durch den Menschen hervorgerufene, von ihm so zu sagen gezüchtete ist. Denken wir uns alle die wilden und böartigen Hunde, welche der Mensch als für seine friedlichen Zwecke unbrauchbar beseitigte, noch vorhanden, so verschwindet die Kluft und wir vermögen eine absolute Grenze zwischen Wildhund und Haushund ebenso wenig aufzufinden als die Wissenschaft eine solche zwischen Wärme und Kälte kennt. Auch auf der Skala der thierischen Wildheit ist der Nullpunkt, wo der Wildhund aufhört und der Haushund beginnt, nur ein vom Menschen willkürlich festgesetzter, und seine Stelle hat von jeher gewechselt und wechselt noch heute nach den verschiedenen Kultur-Zuständen und Kultur-Bedürfnissen des Menschen. Ist ein Volk noch roh, wild und grausam, so sind es auch seine Hunde, wird es friedlicher und gebildeter, so wird das

Zahmerwerden und die Civilisation seiner Hunde damit gleichen Schritt halten: wie der Mensch, so der Hund.

Könnten wir aber noch einen Zweifel hegen, dass dem wirklich so sei, dass der Haushund nur als der weniger wilde Nachkomme des Wildhundes, der Wildhund andernseits nur als der weniger zahme Stammvater des Haushundes angesehen werden müsse, so müsste bei einer Vergleichung unserer Haushunde mit denen, welche wir noch heutigen Tages bei wilden Völkerschaften vorfinden, auch dieser letzte Zweifel schwinden. Oder sind diese Hunde wilder Völker vielleicht etwas Anderes als halbgezähmte Wildhunde? Was ich oben von meinem Hunde erzählt habe und was bei uns eine seltene Ausnahme bildet, dort ist es die Regel. Nach Allem, was wir z. B. über die Hunde der Eskimo's wissen, sind diese weiter nichts als verbesserte Wölfe. »Der Eskimo-Hund,« sagt Brehm, »bekundet durch seine ganz aufrechtstehenden Ohren die grössere Freiheit, in welcher er lebt.« »Es ist etwas vom wölfischen Wesen in ihm, in leiblicher Hinsicht sowohl wie in geistiger. Dem arktischen Wolfe gleicht er so sehr durch seine dichte Behaarung, die aufrechtstehenden Ohren, die Breite des Oberkopfes und die spitzige Gestalt der Schnauze, dass beide, aus einiger Entfernung gesehen, gar nicht unterschieden werden können.« Dr. Kane hat nach Darwin »in den Gespannen seiner Schlittenhunde öfter das schräge Auge (ein Merkmal, auf das einige Zoologen ein grosses Gewicht legen), den herabhängenden Schwanz und den scheuen Blick des Wolfes gesehen. In ihren Anlagen weichen die Eskimo-Hunde wenig von den Wölfen ab, sind nach Hayes keiner Anhänglichkeit an den Menschen fähig und so wild, dass sie, wenn hungrig, selbst ihre Herren anfallen.« Ganz dasselbe gilt von den Hunden der wilden Bewohner von Nordamerika und Nordwest-Asien, z. B. der Tungusen, Jakuten, Korjaken, Tschuktschen, Kamtschadalen u. s. w., und zwar ist dieses so wenig etwas

Zufälliges, dass diese Völkerschaften andere, zahmere Hunde gar nicht würden gebrauchen können und dass sie daher, wie schon oben bemerkt wurde, gar nicht selten ihre halb-wilden Hunde mit Wölfen kreuzen, um sie kühner und ausdauernder zu machen. Denn einmal vernachlässigen sie ihre Vierfüssler so sehr und überlassen sie so sehr sich selbst, und andernseits stellen sie so gewaltige Anforderungen an dieselben, dass unser verwöhnter, verweichlichter Haushund in ihrem Dienste ganz undenkbar wäre. Die Eskimos z. B. kümmern sich während der Zeit, wo sie ihre Hunde nicht zum Schlittenziehen brauchen, d. h. während der Sommer-Monate, um diese gar nicht. Mehr einem Gerippe ähnlich als einem lebenden Wesen streifen dann die armen Thiere umher und fristen kümmerlich ihr Leben bei der spärlichen Nahrung, welche aufzufinden ihnen überlassen und möglich ist. Das gleiche Schicksal, um noch ein zweites Beispiel anzuführen, ist den kamtschatkischen Hunden beschieden. Auch sie müssen sich vom Frühjahr bis zum Spätherbste ihre Nahrung selbst suchen. Sie laufen daher während jener Zeit frei herum und lauern den ganzen Tag an den Ufern der Flüsse, um Fische zu fangen.

Einer solch' harten, mit allerhand Gefahren verbundenen Lebensweise würden unsere zahmen Haushunde entweder ohne Weiteres erliegen oder aber sie müssten sich erst allmählich an dieselbe gewöhnen, m. a. W. sie würden allmählich ebenfalls wilder und wolfsähnlicher werden. Und in der That hat man denn oft genug eine solche Erfahrung an ursprünglich zahmen Haushunden gemacht, sodass beispielsweise noch neuerdings, wie Bolle berichtet (Brehm, Thierleben) auf den Kanaren einzelne Hunde verwilderten und unter den Schafheerden bedeutenden Schaden anrichteten.

Aber nicht genug, dass diese Aehnlichkeit zwischen den Hunden unzivilisirter Völkerstämme und Wildhunden schon

an sich ein sehr wichtiges Argument für die Abstammung des Haushundes vom Wildhunde bildet, diese Aehnlichkeit gewinnt noch eine ganz besondere Bedeutung durch die Thatsache, dass solche halb wilde Hunde überall gerade derjenigen wilden Hunde-Art am ähnlichsten sich erweisen, welche in den betreffenden Gegenden ausschliesslich oder doch wenigstens vorherrschend anzutreffen ist. So sind die halb wilden Hunde in Nordamerika gerade dem nordamerikanischen Wolfe am ähnlichsten. Der schon erwähnte Eskimo-Hund gleicht dem grauen Wolfe des Polarkreises. Der Hund der Hasen-Indianer kommt dem Präriewolfe am nächsten. Der schwarze Wolfs-Hund der Indianer in Florida unterscheidet sich von den Wölfen dieses Landes durch nichts als durch das Bellen. Ebenso sind die Hunde vieler Indianer-Stämme in Südamerika dem einheimischen Schakal am meisten verwandt. Die Haushunde in Nubien gleichen dem dortigen *canis sabbar*, einer besonderen Form des Schakals. Der Schaf-Hund der ungarischen Ebenen besitzt eine täuschende Aehnlichkeit mit dem ungarischen Wolfe. In Gallien entspricht der Hund dem Wolfe der Pyrenäen. Und der Schäferhund in Italien muss seinerseits dem dortigen Wolfe früher so ähnlich gewesen sein, dass die Hirten sich nur weisse Hunde zu halten pflegten, um nicht in Gefahr zu kommen, ihren Hund anstatt eines Wolfes zu erschlagen.

Diese absolute und relative Aehnlichkeit zusammengenommen sprechen daher nicht blos für die Abstammung unserer Haushunde vom Wildhunde überhaupt, sondern zugleich für ihre Abstammung nicht von blos einer, sondern von mehreren Arten von Wildhunden, wie ich schon oben sagte.

Die grosse Verschiedenheit unserer Hunde-Rassen findet also schon hierin theilweise ihre Erklärung, grössere Gegensätze aber, welche durch diesen mehrfachen Ursprung allein noch nicht hinreichend erklärt scheinen, also z. B.

zwischen dem Mopse und der grossen tibetanischen Dogge, haben wir wahrscheinlich nur als Resultate der vom Menschen ausgeübten Züchtung anzusehen.

Von welchem entscheidenden Einflusse dieselbe zu allen Zeiten auf die Abänderung bestehender und auf die Bildung neuer Rassen gewesen, das gedenke ich im 2. Theile dieser Arbeit auszuführen. Hier möge nur zunächst daran erinnert werden, seit wie unendlich-langer Zeit der Hund vermuthlich unter dem Einflusse des Menschen steht und welche grosse Sorgfalt zu allen Zeiten, selbst von den wildesten Menschen-Stämmen, seiner Erhaltung und Züchtung gewidmet worden ist. So können wir das Vorhandensein mehrerer unserer jetzigen Hunde-Rassen bis in das graueste Alterthum zurück verfolgen. Es findet sich z. B. auf einem assyrischen Monumente von ungefähr 640 v. Chr. eine ungeheure Dogge abgebildet, welche nach Vieler Ansicht mit der heutigen tibetanischen Dogge identisch ist. Die Jagdhunde der spartanischen Landschaft Therä waren nach Curtius (Peloponnes) allgemein berühmt. Aus der klassischen römischen Periode haben wir Zeugnisse über die Existenz von verschiedenen Hunden, ähnlich unseren Parforce-Hunden, Haus-Hunden, Schooss-Hunden u. s. w. Ferner mag erwähnt werden, dass auch die neue Welt zum Mindesten zur Zeit ihrer Entdeckung bereits Haushunde hatte und dass die Spanier z. B. in Mexiko stumme Hunde fanden. Ja, wir wissen sogar, dass schon vor 4—5000 Jahren verschiedene Hunde-Rassen existirten, welche unseren heutigen Rassen mehr oder weniger ähnlich waren: Doggen, Parforce-Hunde, Paria-Hunde, Windspiele, Schoosshunde, Dachshunde u. s. w.

Beiläufig bemerkt, war diese Thatsache, solange man das Alter des Menschengeschlechts auf nur 6000 Jahre schätzte, ein schwerwiegender Beweis dafür, dass der Hund von mehreren wilden Quellen ausgehe, weil man sich

nicht wohl denken konnte, wie sich sonst so verschiedene Rassen im Verlanfe von nur etwa 1000 Jahren hätten bilden können. »Seitdem wir aber durch die Entdeckung von Flinthgeräthschaften mit Ueberbleibseln ausgestorbener Thiere in denselben Distrikten, welche inzwischen grosse Veränderungen erlitten haben, wissen, dass der Mensch eine unvergleichlich längere Zeit existirt hat, so verliert der von der unzureichenden Zeit hergenommene Beweis sehr viel an Gewicht».

Um uns diese grosse Verschiedenheit der Haushunde in so früher Zeit, selbst wenn sie von einer einzigen oder von nur ganz wenigen wilden Arten ausgegangen waren, zu erklären, brauchen wir eben nur anzunehmen, dass der Hund schon längst vor der Periode irgend welcher historischen Urkunden domestizirt war, und zu dieser Annahme sind wir vollkommen berechtigt durch die Paläontologie oder Versteinerungs-Kunde. Ihr zufolge existirten Haushunde in Dänemark bereits in der neueren Stein-Zeit, eine grössere, mehrfache Verschiedenheiten an sich tragende Art folgte ihnen ebendasselbst in der Bronze-Zeit, und die letztere wurde wiederum von einer noch grösseren Art in der Eisen-Zeit abgelöst, während in der Schweiz in der neueren Stein-Zeit ein mittelgrosser domestizirter Hund, »der in seinem Schädel ziemlich gleich weit vom Wolf und Schakal entfernt war und gewisse Charaktere unserer Jagd- und Wachtelhunde hatte« und in der Bronze-Zeit ein grosser Hund existirte, welcher in seinen Kinnladen einem Hunde von demselben Alter in Dänemark glich (Darwin, das Variiren u. s. w.).

Aber selbst wenn diese sichtbaren Beweise uns fehlten, wenn uns gar keine Knochenüberreste von Haushunden aus so ferner Zeit erhalten worden wären, wir würden ihr damaliges Vorhandensein vermuthen müssen. Denn, wie wir aus den dänischen sogen. Küchenhaufen, den

Pfahlbauten der Schweiz und einzelnen Höhlen-Funden wissen, war der Mensch in jener Zeit schon von allerhand Hausthieren umgeben, und es würde gewiss mehr als unwahrscheinlich sein, dass der Mensch damals schon alle möglichen anderen Hausthiere, aber noch keinen Hund besessen haben sollte. Das wäre so unwahrscheinlich, dass es wohl viel weniger gewagt sein möchte, im Gegentheil zu behaupten: ehe der Mensch daran denken konnte, das wilde Rind seinem Willen zu unterwerfen oder das wilde Schaf an die Nähe seiner Hütte zu fesseln und den Eber aus dem Dickicht der Wälder hervorzuholen, lange vorher hatte er sich gewiss den Hund gezähmt. Ehe er ein zahmes Heerden-Vieh besass, besass er gewiss ein zahmes Individual-Vieh, den Hund. Nur mit seiner Hilfe wird es ihm gelungen sein, jenes zusammenzuhalten, nur er besass die nöthige Intelligenz und Anhänglichkeit an seinen Herrn, um nicht nur selbst die Herrschaft des Menschen freudig zu ertragen, sondern ihm auch noch bei der Bezähmung anderer Thiere behilflich zu sein, ja nur er vermochte so wie kein anderes Thier dem Menschen überallhin zu folgen und ihm selbst unter Verhältnissen und in Gegenden zu nützen, wo vielleicht an das Halten anderer Hausthiere gar nicht zu denken war.

Noch heute können wir ja bei wilden Völkerstämmen uns überzeugen, von welchem hohen Werthe für sie, ja wie beinahe unzertrennlich von ihrer Existenz oft der Hund ist und dass sie unter Umständen Alles, selbst Weib und Kind, lieber verlieren als ihre Hunde.

»Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd
Sind mehr als zwanzig Weiber werth«

sagt z. B. der Araber. In Kamtschatka hat ein guter Schlittenhund nebst Geschirr einen Werth von 60—80 Rubel, und in Zeiten grossen Nahrungs-Mangels geben die Eingeborenen Alles eher hin als ihre Hunde, denn nur mit deren

Hilfe vermögen sie dann auf Schlitten sich nach anderen Ansiedelungen zu retten. Erliegen auch die Hunde dem Hunger, so müssen die nächsten Nomaden-Stämme mit ihren Rennthieren aushelfen. Andernfalls müsste die Bevölkerung von Kamtschatka, die nur von Fischfang lebt, längst ausgestorben sein (Ausland 1871 No. 13).

»Als im Jahre 1821 in Sibirien eine Seuche unter den Thieren wüthete und eine jugagirische Familie Alles verlor mit Ausnahme von zwei kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, so theilte die Hausfrau ihre eigene Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem eigenen Kinde und hatte die Freude, dass diese beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden.« (Brehm, Thierleben).

In Australien soll es gar nicht selten vorkommen, dass der Vater sogar sein eigenes Kind tödtet, damit die Mutter einen besonders geschätzten Hund säugen könne, und der Fäuerländer soll in Zeiten grosser Hungersnoth lieber sein altes Weib tödten und verzehren als seinen Hund, denn »die alten Weiber haben keinen Nutzen und die Hunde fangen Ottern.«

Ebenso erzählt uns Bush (Weserzeitung vom 19. Jan. 1872) von einer Hungersnoth in jenen Gegenden. Ein alter Mann kam und bat die Fremdlinge um Rath: »Der Winter beginnt erst und ich habe nur etwas Fisch und Fleisch, das nur kurze Zeit für meine Frau und 7 Kinder reicht. Nun habe ich aber noch 7 Hunde. Ohne diese kann ich meine Vorräthe nicht ergänzen, denn gegen sie allein kann ich hoffen später von den Wander-Tschuktschen Rennthierfleisch einzutauschen. Wen soll ich nun tödten, die Hunde oder die Kinder?«

Nachdem ich so im Vorhergehenden das Wesen der Variabilität des thierischen Organismus selbst erläutert und im Anschlusse daran den wahrscheinlichen Ursprung unserer Hunde besprochen habe, komme ich nunmehr auf meinen Ausgangspunkt zurück: auf den Einfluss, welchen diese Veränderungs-Tendenz auf die Gestaltung beziehentlich Verschlechterung unserer heutigen Hunde-Rassen habe und welche Aufgaben sich daraus für uns ergeben, wenn wir einer solchen Verschlechterung vorbeugen und unsere Hunde möglichst vervollkommen, wenn wir überhaupt noch Rassen im wahren Sinne des Wortes besitzen wollen.

Wir haben die Variabilität als eine allen Organismen inhärente, von ihnen unzertrennliche Eigenschaft kennen gelernt. Dasselbe Vermögen und dieselbe Neigung zu fortwährender Abänderung, mit deren Hilfe es dem Menschen möglich wurde die Bestien der Wildniss allmählich zu friedlichen Hausthieren zu machen, dieses Vermögen und diese Neigung verliessen auch die thierische Natur in der Gefangenschaft nicht. Auch heute noch gehen bei der Fortpflanzung, genau so wie von Anfang an, jene zwei Kräfte der Vererbung und Abänderung Hand in Hand. Auch heute noch giebt es so wenig zwei vollkommen identische Individuen als es irgend eine für alle Zeiten typirte und unveränderliche Rasse giebt. Was oben von den Arten gesagt wurde, dass sie lediglich als jeweilige Entwicklungs-Erscheinungen des Organismus, als vorübergehende Daseins-Formen im Thier- und Pflanzen-Reiche anzusehen seien, das gilt auch von allen denjenigen Gesammtheiten unserer Hausthiere, welche wir als »Rasse« zu bezeichnen pflegen. Ja, es gilt von ihnen in noch viel höherem Maasse, sie sind noch viel weniger konstant als die Arten. Denn einmal: wenn der Abänderung der letzteren schon dadurch eine bedeutende Schranke gesetzt ist, dass sie mit wenigen Ausnahmen unter einander unfruchtbar sind, so fällt diese Schranke bei den

Rassen weg, zum Andern aber leben unsere Kultur-Rassen unter den verschiedenartigsten äusseren Lebens-Bedingungen, und wir haben schon oben gesehen, dass die Variabilität der Thiere mit der grösseren Verschiedenartigkeit der letzteren zunimmt.

Vorhanden also ist die Neigung, sich fortwährend mehr oder weniger vom elterlichen Typus zu entfernen, bei den Abkömmlingen unserer Hausthiere mindestens in demselben Grade wie bei allen im Naturzustande lebenden Wesen, führt sie aber hier auch zu demselben Resultate wie dort?

Um diese Frage zu beantworten, wollen wir uns noch ein Mal die Rolle vergegenwärtigen, welche die Variabilität bei den im Naturzustande lebenden Thier-Gruppen spielt. Es tritt also zu irgend einer Zeit innerhalb einer solchen Gruppe ein Individuum auf, welches sich von seinen Eltern und seinen Vorfahren überhaupt durch irgend eine neue körperliche oder geistige Eigenschaft unterscheidet.

Ist diese Eigenschaft dem Individuum im Kampfe um's Dasein nachtheilig, erschwert sie ihm die Aufsuchung der Nahrung oder macht sie es weniger widerstandsfähig gegen die Unbilden der Witterung, (denken wir uns z. B. den Fall, die betreffende Art oder Rasse bedürfe, um das rauhe Klima ihrer Heimath ertragen zu können, eines dichten, zottigen Pelzes und das neugeartete Individuum besitze eine weniger mächtige, ja vielleicht gar dünne Behaarung), welches wird hier die Folge sein? Das betreffende Individuum wird mit seinen besser beanlagten Genossen der Wildniss auf die Dauer nicht zu konkurriren vermögen. Im günstigsten Falle (im obigen Beispiele: solange das Klima etwas milder ist und kein Mangel an Nahrungsmitteln herrscht) wird es kärglich und mühsam sein Leben fristen. Werden aber die Bedingungen ungünstiger, so wird es ihnen erliegen, wird an Hunger und Kälte zu Grunde gehen. Das gleiche Schicksal werden natürlich auch alle übrigen Individuen theilen, welche

vor oder nach ihm mit denselben Eigenschaften geboren werden, und es werden nur alle diejenigen Nachkommen leben bleiben, welche von dem Typus der Vorfahren nicht abweichen, kurz: in diesem Falle führt die Variabilität zu keiner bleibenden Metamorphose, sie bewirkt keine Variation, die Art oder Rasse bleibt was sie bisher gewesen. Alle wild-lebenden Arten haben daher, soweit unsere Wissenschaft über ihr Vorhandensein zurückreicht, trotzdem dass sie zu allen Zeiten variabel waren, eine Veränderung nicht erlitten. Noch heute sind der Löwe oder der Bär gewiss (wenigstens im grossen Ganzen) dieselben, welche sie vor Jahrtausenden waren, denn die Daseins-Bedingungen, unter denen sie damals lebten, sind im Ganzen unverändert geblieben, neue Charaktere der Thiere haben sich nicht zu behaupten vermocht.

Nehmen wir ferner an, es tauche ein neues Individuum auf, welches zwar gewisse der Art fremde, von ihr bisher nicht besessene, aber gänzlich gleichgiltige, irrelevante, dem Individuum im Kampfe um's Dasein weder nützende noch schadende Eigenschaften an sich trage. In diesem Falle wird das abweichend geartete Individuum im Allgemeinen dieselbe Aussicht wie seine Genossen haben, leben zu bleiben, sich fortzupflanzen und nach dem Grundsätze der Vererbung die Summe seiner physischen und geistigen Merkmale auf seine Nachkommen zu übertragen. Es ist also anzunehmen, dass jene neuen Eigenschaften auch wenigstens auf diesen oder jenen Nachkommen übergehen werden, und wenn wir uns diesen Prozess während der ganzen Daseins-Dauer von wilden Arten beziehentlich Rassen unausgesetzt wirksam denken, so ist leicht einzusehen, dass dieselben zu allen Zeiten aus einer Summe von Individuen bestehen werden, von denen die einen die neu hinzugekommene Eigenschaft besitzen, die anderen aber nicht besitzen. Es ist daher der Entwicklung individueller Verschiedenheiten selbst bei

den wild-lebenden Thieren noch mancher Spielraum gelassen, und hieraus ist es zu erklären, wesshalb es auch dort keine gleichen oder gar identischen Wesen gibt.

Uebrigens wird die Tendenz solcher irrelevanten Charaktere, sich unter den Nachkommen zu vermehren, beziehentlich sich sogar zu potenziren, selten eine grosse sein, am allerwenigsten dann, wenn sie solche sind, welche durch häufigeren Gebrauch gestärkt, durch selteneren geschwächt zu werden pflegen wie z. B. die Bewegungs-Organe. Er-litten z. B. diese letzteren durch irgend eine Neubildung einen Zuwachs, der dem damit behafteten Individuum im Kampfe um's Dasein weder nützte noch schadete, so würde weder das betreffende Thier selbst noch seine etwa mit demselben Zuwachse ausgestatteten Nachkommen Ursache haben, von dem neuen Organe Gebrauch zu machen, dasselbe würde daher nicht durch Uebung gestärkt, ja es würde eher durch Nicht-Uebung geschwächt werden und verkümmern, wovon uns ja die oben besprochenen sogen. Rudimente beredtes Zeugniß ablegen.

Wir kommen endlich zu dem dritten möglichen Falle: die Abweichung vom elterlichen Typus sichert dem damit ausgestatteten Individuum im Kampfe um's Dasein irgend einen Vortheil. Hier wird die Variabilität von ungleich entscheidenderem Einflusse sein als in den beiden vorhergehenden Fällen, sie wird hier den Anstoss zu einer wirklichen Abänderung der ganzen Art oder Rasse geben, denn dem besser beanlagten Individuum wird es bald gelingen, eine dominirende Stellung unter seines Gleichen einzunehmen, seinen Rivalen die Beute der Jagd oder den Gegenstand gemeinschaftlicher Liebe, das brünstige Weibchen, zu entreissen, den Unbilden der Witterung oder dem Klima besser zu widerstehen u. s. w. Sehr bald wird sichin folge dessen auch auf die Nachkommenschaft sein Einfluss geltend machen, öfter und öfter wird der neue Charakter in Zukunft zum

Vorschein kommen, mehr und mehr wird der frühere Typus verdrängt werden: hier überall Sieg, neue Gestaltung und frisches Leben, dort aber Niederlage, Rückschritt, Tod.

So der ewige, nie abgeschlossene Prozess, durch welchen sich nach Darwin im Verlaufe unendlicher, kaum fassbarer Zeiträume alle die unzähligen Typen des Thier- und Pflanzen-Reichs Schritt vor Schritt auseinander, von einem einzigen ersten Prototyp, von einer einfachen organischen Zelle aus, entwickelten. So auch jener für uns wichtigste und folgenreichste aller Vorgänge auf unserem Planeten, welchen die naive Sprache der Bibel in die trockenen Worte zusammenfasst: »Und Gott schuf den Menschen«. Denn als — nach Moritz Wagner's geistvoller Darstellung — in Europa noch ein sehr warmes Klima herrschte, ähnlich dem des heutigen äquatorialen Afrika, und eine üppige Flora mit Brodfruchtbäumen, Wallnüssen, Mandeln, Feigen, Datteln u. s. w. den auf Bäumen lebenden Vierhändlern eine behagliche Existenz sicherte, da war unser affenartiger Ur-Ahn noch weit davon entfernt, sich in ein wirklich denkendes, artikulierter Laute fähiges Wesen, den Ur-Menschen zu verwandeln. Als aber die grosse Eisperiode herankam, als sich gegen Ende der sogen. Pleiocen-Periode jene unheimlichen Gäste: Winter, Kälte und Schnee einstellten und an die Stelle der früheren, so fruchtereichen Flora die Rothtanne, die Ulme, der Haselnussstrauch und andere fruchtarne Bäume traten, da trieb ihn die Noth vorwärts auf der Bahn seiner Entwicklung, zwangen ihn Hunger und Kälte alle seine Geisteskräfte anzuspannen, neue Nahrungsmittel aufzusuchen, Schutzmittel gegen die Kälte zu erfinden. Mit Hilfe der Variabilität gewöhnte sich seine Nachkommenschaft an gemischte Nahrung und erlernte die Fähigkeit auf dem Boden zu gehen. Aus den zerschlagenen und geschärften Steinen, mit denen ihre Vorfahren nur harte Nüsse geknackt hatten, formte sie mörderische Waffen, um sich Fleisch-

nahrung zu verschaffen und erlangte endlich die Fähigkeit des artikulirten Mittheilungs-Vermögens, der Sprache. Kurz: es konnte auf diese Weise sehr wohl aus dem Abkömmlinge des ehemaligen Früchte essenden Quadrumanen allmählich ein zweibeiniges intellektuelles Raubthier werden, ähnlich dem heutigen Austral-Neger, dem Papua Neu-Guinea's oder dem wilden Feuerländer.

Ganz ähnliche Vorgänge führten wahrscheinlich auch in Nordasien zur Entstehung menschenähnlicher Wesen, sodass wir hier und in Europa die Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben würden.

Ueberblicken wir also die drei möglichen Fälle, wo neue Charaktere an einzelnen Individuen wild lebender Arten oder Rassen zum Vorschein kommen, m. a. W. wo überhaupt die Variabilität sich äussert, wo das Kind anders gestaltet ist als seine Eltern und Voreltern, wo also die Abänderungstendenz stärker ist als die Vererbungskraft, so finden wir, dass die Variabilität zu einer Degeneration der Typen in keinem Falle, zu einer wirklichen, wesentlichen Abänderung derselben aber (und zwar stets zu ihrem Vortheile) nur in dem dritten führt, wenn nämlich und soweit die neuen Eigenschaften den jeweiligen Lebens-Bedingungen (Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit u. s. w.) besser angepasst sind, wenn sie ihren Inhaber und damit die zukünftige Rasse (Art) für den Kampf um's Dasein geschickter machen.

Die Variabilität des thierischen und pflanzlichen Organismus erscheint daher im Haushalte der Natur lediglich als die Vermittlerin, nicht als die eigentliche Ursache oder als das treibende agens bei der Umbildung der Lebewesen. Sie bietet nur die Möglichkeit, nur die Mittel und Wege zur Abänderung, ob aber von diesen werde Gebrauch gemacht, ob es zu einer Abänderung der Typen wirklich kommen werde, darüber entscheiden einzig und allein die wiederholt besprochenen Lebens-Bedingungen, die durch die konkrete Art

des Kampfes um's Dasein gegebenen natürlichen Züchtungs-Faktoren. Jeder Fall der Abweichung eines Individuums vom Typus seiner Art ist daher gewissermassen eine Frage an das Schicksal oder an den natürlichen Züchtungs-Prozess, an die Lebens-Bedingungen, ob es zu einer Abänderung der Rasse (Art) Zeit sei oder nicht. Antworten die letzteren mit »ja«, so wird der neue Charakter erhalten werden und zur Vervielfältigung beziehentlich höheren Ausbildung gelangen, im verneinenden Falle aber werden sie denselben ablehnen und unmöglich machen.

In dem ewigen Prozesse, den Darwin als die natürliche Auslese bezeichnet, findet daher die Variabilität ihr stetes, unzertrennliches Korrektiv. Das »Ueberleben des Passendsten« im Kampfe um's Dasein ist (bildlich gesprochen) das Mittel, dessen sich die Vorsehung bedienen wollte, alles Leben auf Erden zu erhalten und für die wechselnden Bedingungen des Daseins geschickter, vollkommener zu machen.

Nie, sagte ich daher schon oben, kann also die Variabilität bei wild lebenden Thieren (Pflanzen) zu einer reformatio des Organismus in pejus im Sinne geringerer Zweckmässigkeit und Anpassung gegenüber den natürlichen Daseins-Bedingungen führen. Solange diese keine besser angepassten Formen verlangen, kann keine Abänderung der Typen erfolgen. Aendern sich aber die Bedingungen, so wird und muss zwar nun auch eine Umbildung der unter ihnen lebenden Thiere (Pflanzen) stattfinden, sie wird aber immer nur eine fortschrittliche, eine Vervollkommnung sein können, eine Vervollkommnung wenigstens in dem relativen, bereits oben Seite 125 erörterten Sinne. Die Entwicklung dummer, affenartiger Vierhänder zu menschenähnlichen Wesen musste erfolgen, als die niedere körperliche und geistige Organisation unserer Ur-Ahnen jenen furchtbaren Feinden der herannahenden Eisperiode: Hunger und Kälte nicht

mehr gewachsen war, aber sie wäre höchst wahrscheinlich unterblieben und es würde noch heute keine Menschen auf der Erde geben, wenn das Klima Europa's und Nordasiens geblieben wäre wie es vor der Eiszeit war. In dem warmen Afrika haben wir daher nach Moritz Wagner die Entstehung des Menschen nicht zu suchen, und, »wenn die orographischen Verhältnisse dem Anthropoiden Europa's und Nordasiens am Ende der Pleiocen-Periode den Rückzug nach dem (wärmeren) Süden noch gestattet hätten (Europa war aber mittlerweile durch das Meer von Afrika getrennt worden und zwischen dem Norden und dem Süden Asiens lagen die Gletscher des Kaukasus, am Himalaya u. s. w.), so hätte sich die Natur recht wohl noch viele Millionen Jahre ohne den Menschen und ohne jede Kultur begnügen können, ja die Erde hätte vielleicht ihren ganzen planetarischen Entwicklungsgang durchgemacht, ohne dass es je zur Existenz intellektueller Wesen gekommen wäre, welche heute die Naturkräfte bändigen und die Erde beherrschen«.

Ob die kosmischen (physikalischen, klimatischen etc.) Verhältnisse unseres Planeten auch einmal solche Lebensbedingungen für das winzige Geschöpf, das wir Mensch nennen, herbeiführen können und werden, welche seine Entwicklung ebenso nach abwärts wie bisher nach aufwärts leiten oder gar sein allmähliches Wiederverschwinden von der Erde zur Folge haben würden, ob es also dereinst, wie es wohl einmal einer unserer bedeutendsten Naturforscher scherzweise ausgedrückt hat, dahin kommen könne, dass der letzte Mensch mit seinem Hunde am Nordpol erfrieren müsse, das kann füglich dahingestellt bleiben. Für den wahrhaft gebildeten und in wahrer Ehrfurcht, Demuth und Selbsterkenntniss vor der Erhabenheit Gottes sich beugenden Erdensohn könnte auch die Gewissheit, dass es so kommen müsse, keine Beunruhigung oder gar Verzweiflung erzeugen. Er wird es als sein höchstes Ziel ansehen und seine höchste

Zufriedenheit und Beruhigung darin suchen und finden, allenthalben seine aus den Idealen und Aufgaben seiner Zeit wie aus seiner Vernunft sich von selbst ergebende Pflicht zu thun und mit heiligem Ernste die Stelle ausfüllen zu helfen, an die eine höhere Macht sein Geschlecht gesetzt hat, und wird sich bescheiden bei dem Gedanken, dass alles Werden und Vergehen des Menschengeschlechts nur im Dienste einer höheren Idee stehe und dass vor uns wie hinter uns die Ewigkeit liege.

Während so die Abänderungs-Tendenz (die Variabilität) bei den im Naturzustande lebenden Thieren niemals zu einer Verschlechterung der Typen führen kann, erscheint uns dieselbe dagegen in einem ganz anderen Lichte bei unseren Haustier-Rassen. Zwar bietet sie auch hier die Gelegenheit und die Mittel zu fortwährender Umgestaltung, zwar wird auch hier jene Frage, ob es zu einer Aenderung der Rasse Zeit sei, fortwährend gestellt, aber die Frage richtet sich hier nicht wie dort an die natürliche Züchtung, sondern an den Menschen. Es fehlen hier die entscheidenden Momente des natürlichen Kampfes um's Dasein, welche Verfall verhüten und Verbesserung bedeuten, es fehlt die ganze natürliche Auswahl. Mit dem Augenblicke, da der Mensch dem Thiere die Freiheit nahm, gab er ihm andernseits eine grössere Unabhängigkeit von äussern Feinden und allerhand Lebens-Sorgen.

Durch die Nahrung, welche er ihm reichte, machte er es frei von den Gefahren bei deren Aufsuchung, durch künstlich geschaffenes Obdach schützte er ihm Leben und Gesundheit vor den Härten des Klima's. Ueber die Existenz der Individuen und ihre Chancen, eine Nachkommenschaft zu erzeugen, entschied daher von jetzt an nicht mehr ausschliesslich ihre grössere Befähigung für den Kampf um's Dasein und ihre grössere Widerstandsfähigkeit gegen die

äusseren Lebens-Bedingungen in der Wildniss, sondern weit mehr der Zufall und die Willkür des Menschen.

Schon in dem ersten jener drei Fälle, wo die Variabilität sich geltend macht, wird daher bei Hausthieren das Resultat derselben leicht ein ganz anderes sein können als im Reiche der thierischen Freiheit. Denn die degenerirten Individuen, vor Mangel geschützt und von Klima und Boden unabhängiger, werden hier weit mehr Aussicht haben leben zu bleiben und sich fortzupflanzen. Ihre fehlerhaften Eigenschaften werden aber damit nicht blos auf die Nachkommenchaft einfach übertragen, sondern durch die Zusammenpaarung von Individuen mit gleichen Fehlern in den folgenden Generationen potenziert. So werden sie das frühere Uebergewicht der besseren Thiere durch fortwährende, ungehinderte geschlechtliche Vermischung mit diesen nach und nach paralysiren und schliesslich wird, wenn diesem Degenerations-Prozesse nicht von Seiten des Menschen Einhalt gethan wird, die ganze Rasse dem Verfall entgegenneilen.

Nicht viel günstigere Aussichten wird die Rasse in dem zweiten Falle haben: das Ueberhandnehmen irrelevanter Charaktere wird zum Mindesten die Einheit des Typus zerstören. Es wird die Rasse in eine bunte, heterogene Menge charakterloser Einzel-Thiere auflösen, kurz es muss die Rasse als solche aufheben.

In dem dritten Falle endlich wird zwar die Existenz und Fortpflanzung des von Natur begabteren Individuums im Allgemeinen mindestens ebenso gesichert sein wie diejenige seiner nicht abgeänderten Genossen, denn der Mensch wird nicht geradezu das bessere Thier unterdrücken und die weniger guten bevorzugen, da aber doch dem Fortleben auch des bisherigen Typus noch sehr viel Chancen bleiben, so wird die Ausbreitung des neuen Charakters unter Umständen eine sehr langsame, ja vielleicht gleich Null sein, die Variabilität wird also auch hier leicht nur dazu führen,

das Aussehen beziehentlich die Leistungsfähigkeit der Rasse vager, vielseitiger zu machen, also die Rassen-Totalität zu beeinträchtigen.

Sobald also die thierischen Typen dem natürlichen Kampfe um's Dasein entrückt werden, so wird die ihnen inhärente, von ihrer Natur in alle Wege unzertrennliche Abänderungs-Neigung ihnen leicht eher zum Schaden als zum Vortheil gereichen. Soll dann die »Rasse« noch vor sicherem Verfall bewahrt und mit nur einigermaßen zuverlässiger Vererbungs-kraft erhalten werden, so giebt es nur Ein Mittel: die künstliche, methodische Züchtung durch den Menschen. An die Stelle jener natürlichen Auswahl der Individuen und namentlich der Zucht-Thiere, welche sich im Zustande der Freiheit von selbst vollzieht und das unzertrennliche und unfehlbare Korrektiv aller Variabilität bildet, muss hier diejenige des Menschen, des künstlichen Züchters treten. Er muss dass brauchbarere, bessere, gesündere, seinem Züchtungs-Ziele mehr entsprechende Individuum zu erhalten und auf die Nachzucht geltend zu machen suchen, das weniger entsprechende und fehlerhafte aber beseitigen oder zum Mindesten von der Fortpflanzung ausschliessen.

Je mehr die Thiere dem natürlichen Kampfe um's Dasein entzogen sind, in je höherem Grade der Mensch für ihre Nahrung und alle ihre sonstigen Bedürfnisse sorgt und je weniger er sie sich selbst überlässt, desto sorgfältiger wird natürlich diese künstliche Züchtung, desto gewissenhafter und rigoroser wird die künstliche Auswahl sein müssen, und sie werden daher (je nach der Kulturstufe und nach den örtlichen und klimatischen Verhältnissen, unter denen der Mensch mit seinen Hausthieren lebt und lebte) sehr verschieden und zu allen Zeiten verschieden gewesen sein. Gänzlich entrathen aber konnte ihrer der Beherrscher der Erde gewiss zu keiner Zeit, solange er überhaupt von Haus-

thieren umgeben ist, denn nur zu bald würden diese sonst gänzlich unbrauchbar für ihn geworden sein.

Uebrigens musste sich ja eine solche künstliche Züchtung bis zu einem gewissen Grade jederzeit von selbst finden. Zu allen Zeiten wird man das bessere Individuum, von dem man sich irgend einen Vortheil versprach, in der Ernährung und Pflege bevorzugt und das weniger gute hintangesetzt beziehendlich früher dem Messer geopfert haben.

Aber freilich eine geradezu methodische, wissenschaftliche, bestimmte Ziele verfolgende Züchtung fand in früheren oder gar frühesten Zeiten noch nicht statt. Um nicht förmlich Verfall einreissen zu lassen, beschränkte man sich gewiss darauf, nur die ganz unbrauchbaren Individuen zu beseitigen. Im Uebrigen liess man wohl leben was immer geboren wurde und nicht von selbst zu Grunde ging. Den Einfluss des höher beanlagten Vaterthiers auf die Nachkommenschaft durch eine absichtliche Vermehrung der Mutterthiere zu steigern oder eine grössere Anzahl junger Thiere als der gewöhnliche Bedarf erforderte blos desshalb aufzuziehen, um unter ihnen dereinst vielleicht ein besonders werthvolles Zuchtthier herausfinden zu können, daran dachte man gewiss noch nicht.

So that man also damals auf negativem Wege lange nicht genug und auf positivem viel zu wenig, als dass die Hausthier-Rassen eine wesentliche Vervollkommnung hätten erfahren können, und in sehr früher Zeit, soweit unsere geschichtliche Kenntniss reicht, haben dieselben daher, des vervollkommnenden Einflusses einer natürlichen Züchtung nicht mehr theilhaftig und einer künstlichen nur in sehr primitivem Grade unterworfen, eine wesentliche Veränderung nicht erlitten. Ja, sie sind in Gegenden, wo die Kulturstufe des Menschen keine höhere geworden ist, noch heutigen Tages dieselben. »Das Pferd des heutigen russisch-litthauischen Bauern wird sich in nichts von dem Rösslein unter-

scheiden, welches das Daino, das alte Volkslied des Litthauers feiert und über dessen Gestalt die in alten Gräbern aufgefundenen Skeletüberreste uns Aufschluss geben. Der maurusische Pony stellt sich heute wohl noch so dar wie in grauer Vorzeit. Die Schaafe, die zu den Zeiten der Erzväter die Weiden des Morgenlandes belebten, und die egyptischen Rinder zu den Zeiten der Pharaonen werden nicht anders gestaltet oder mit anderen Eigenschaften ausgestattet gewesen sein als die Thiere, welche heutigen Tages in jenen Gegenden auftreten.« (Settegast l. c.) »Jener Stier, welchem Dirke der Sage nach angefesselt wurde, um durch ihn (zur Strafe für die unwürdige Knechtung der Antiope) zu Tode geschleift zu werden, findet sich in seiner durch die antike Bildwerkgruppe des sogen. farnesischen Stiers verherrlichten Körpergestalt noch heute vertreten in jenen kurzhörnigen Nachkommen des Ur, die von Algarbiens Küsten an bis zu den Ufern des Euphrat und Tigris sich verbreitet zeigen.« (C. E. R. Hartmann l. c.)

Wollen wir jene früheste Zeit der ersten Anfänge einer künstlichen Züchtung durch den Menschen mit Settegast als die Periode der »primitiven Rassen« bezeichnen, so mussten mit dem Fortschreiten der Völker auf allen wirthschaftlichen Gebieten in einer zweiten Periode, derjenigen der »Uebergangs-Rassen«, wenigstens die bedeutenderen Nutzthiere auch ihrerseits eine grössere Aufmerksamkeit und Züchtung erfahren.

Von ungleich grösserem Einflusse aber auf die Gestaltung und Vervollkommnung derselben zeigt sich uns die Thierzucht seit etwa 100 Jahren und ganz besonders seit den letzten Jahrzehnten. Weit energischer als früher hat seitdem der Mensch in den Prozess der Rassen-Bildung und Rassen-Erhaltung eingegriffen, viel rücksichtsloser und planmässiger hat er das Unkraut gejätet und den Weizen gepflegt. Indem er das mangelnde Korrektiv einer natürlichen

Zuchtwahl durch seine eigene eigenmächtige Entscheidung über Leben und Tod und Fortpflanzung der Individuen ersetzte, sah er in der Variabilität der Thiere nicht mehr bloß das unbequeme Prinzip beständig untergrabener und verneinter Rassen-Konstanz, sondern und noch weit mehr die Vermittlerin ununterbrochen möglicher Verbesserung und Anpassung seiner Hausthier-Rassen an seine wechselnden wirtschaftlichen Bedürfnisse, die Aufforderung zu eigener, nie rastender thierzüchterischer Thätigkeit. Fortan verwarf er nicht mehr bloß das absolut unbrauchbare Individuum, er beseitigte auch oder schloss wenigstens von der Nachzucht aus schon das weniger gute, zwar nicht Rückschritt, aber doch auch nicht Fortschritt bedeutende Thier. Versprach er sich von einem neu auftretenden Charakter irgend eine höhere Leistungsfähigkeit, so suchte er ihn durch zweckmässige und häufige Paarung auf mehr und mehr Nachkommen zu übertragen und allmählich zum Gemeingut der ganzen Rasse zu machen. Glaubte er die Rasse nicht fähig, irgend eine Abänderung, von der er wirtschaftliche Vortheile erwartete, aus sich selbst heraus entwickeln zu können, so suchte er durch eine Beimischung fremden Blutes die gewünschte Modifikation hervorzurufen und, gelang es ihm, auch diese dann nach und nach zum Rassen-Typus emporzuheben.

Kurz: aus der mehr unbewussten, auf das äusserste Maass zwingender Nothwendigkeit beschränkten und fast nur negativen Züchtungsthätigkeit des Menschen in früheren Jahrhunderten ist seitdem eine sehr lebendige negative und positive zugleich geworden, und wenn die Rassen der Vorzeit je früher desto mehr nur »Kinder der natürlichen Verhältnisse«, wenigstens noch in sehr hohem Grade von Klima, Boden, Nahrung u. s. w. ihrer Heimath abhängig waren, so sind die Rassen der Jetztzeit dagegen »Produkte bewussten Strebens nach vorgesteckten Zielen, für bestimmte

Zwecke berechnet«, mit deren beständigem Wechsel auch ihre fortwährende Umgestaltung auf's Engste verflochten ist und stets verflochten sein wird.

Deshalb und weil der Mensch bei dieser seiner künstlichen Züchtung weit energischer und schneller arbeiten konnte als die Natur bei ihrer nur in sehr langen Zwischenräumen wirksamen Auswahl, deshalb musste in unserer Zeit das Gesamtbild der Hausthier-Rassen ein wesentlich anderes, musste die Zahl der Rassen, Unter-Rassen, Spielarten u. s. w., von denen jede einem andern Zwecke dient, jede ein anderes wirthschaftliches Bedürfniss befriedigt, eine so grosse werden. Das Aussehen, welches uns die verschiedenen Rassen und Unter-Rassen des Schaafes heute darbieten, ist das bunteste, welches wir uns nur denken können, und Wolle- und Fleisch-Gewinnung waren die beiden Pole, um welche hier die verschiedenen Tendenzen der Züchtungskunst kreisten. Weit vielseitigeren Zwecken dienen die verschiedenen Rassen des Rindes. Ja selbst das Schwein, der Nachkomme gewiss nur sehr weniger Formen des ehemaligen Wildschweins und im Grunde doch nur dem einen Zwecke, der Befriedigung des menschlichen Magens dienend, hat seine Rassen erhalten, und um das edelste aller landwirthschaftlichen Nutzthiere, das Pferd, möglichst zu vervollkommen und seine Rassen den denkbar verschiedensten Zug- und Gang-Arten anzupassen, ist der Staat selbst, nicht nur indirekt fördernd, sondern direkt sogar, als grösster Züchter, eingetreten. Ebenso haben es die Liebhaber von allerhand Geflügel und Singvögeln nicht an einem eifrigen Rassen-Kultus fehlen lassen. Man hat ferner die Bienenzucht gepflegt, man hat die Zucht der französischen Kaninchen volkwirthschaftlich auszubeuten, man hat sogar auf die Bewohner des Wassers und auf die Bestien des zoologischen Gartens die menschliche Züchtungs-Mission auszudehnen gesucht, kurz: überall sehen wir rationelle, systematische

Züchtung der Thiere nach bestimmten Merkmalen und Leistungen, nach bestimmten Zwecken.

So die Resultate und Versuche der menschlichen Züchtungskunst im Allgemeinen und an den der Landwirthschaft dienenden Hausthieren im Besonderen. Wie steht es nun aber mit jenem muthmasslich ersten aller Gefährten des Menschen, der ihm in grauer Vorzeit bei der Zähmung der übrigen Wesen so wackere Dienste leistete? Hat auch der Hund an den Segnungen der Züchtungskunst gleichen Antheil erfahren?

Wir müssen diese Frage verneinen, trotzdem dass uns die Erfahrung alle Tage von neuem lehrt, wie gross gerade für die Rassen des Hundes mit seiner grossen Verschiedenartigkeit und Fruchtbarkeit die Gefahr der Ausartung heutigen Tages ist, wie wenig man eigentlich überhaupt jetzt noch von einer Existenz wirklicher Hunde-Rassen reden kann und so nahe uns deshalb die Aufforderung liegen sollte, der Hundezucht eine grössere Aufmerksamkeit als bisher zu widmen.

In früherer Zeit lagen die Verhältnisse anders. Solange der Mensch noch auf sehr niederer Kulturstufe lebte, war für das unveränderte Fortbestehen einer Hunde-Rasse noch hinlänglich gesorgt. Denn einmal hatte der betreffende Menschenstamm wohl meist nur eine einzige Rasse, wie noch heute alle wilden Völkerstämme, und lebte von anderen wilden Völkerschaften so abgeschlossen, dass Kreuzungen seiner Hunde mit denen anderer Stämme unmöglich waren. Zum Andern waren die gesammten Lebensverhältnisse, das Lebens-Medium, worin die Rasse existirte, so sehr sich gleich bleibende, stereotype, dass die Abänderungs-Tendenz (die Variabilität) bei jeder einzelnen nur eine sehr geringe gewesen sein wird. Drittens aber, und das ist die Hauptsache, der Hund war damals noch in so hohem Grade der natürlichen Züchtung unterworfen, dass es einer absichtlichen

von Seiten des Menschen so gut wie gar nicht bedurfte. Der Kampf um's Dasein regierte noch mit so eiserner Faust über Leben und Tod der Individuen, dass der Mensch nur in den seltensten Fällen in die Entscheidung darüber eingegriffen haben wird. Was im Stande sein sollte unter den gegebenen äusseren Lebens-Bedingungen: Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit, Luft, Licht etc. zu existiren, das musste eben gewisse körperliche und geistige, jenen Bedingungen entsprechende Eigenschaften, m. a. W. es musste »Rasse« haben, sonst ging es einfach an Kälte oder Hitze, an Hunger oder Durst, an Unzulänglichkeit seiner Bewegungs-Organen, seiner Athmungs-Werkzeuge, an schwächlicher Konstitution u. s. w. zu Grunde. Was aber existiren konnte und leben blieb, das war eben unter einander konform, war »Rasse.«

Dass die Züchtung des Hundes auf niederer Kulturstufe des Menschen in der That eine solche natürliche, von der Wahlzucht noch nicht beeinflusste gewesen sein wird, das beweisen uns ja noch heute die Hunde der Eskimo's, der Kamtschadalen und anderer wilder Menschenstämme, von denen oben die Rede war. Nur während eines Theils des Jahres sorgen sie für den Unterhalt und vielleicht auch einigermassen für ein Obdach ihrer Hunde. Während der übrigen Monate aber müssen die Thiere zum grossen Theil von Raub und Mord leben und sind allen Härten des Klima's bedingungslos preisgegeben. Alle Individuen daher, welche diesem kategorischen »Hilf Dir selbst« nicht Folge zu leisten vermögen, welche den verschiedenen Feinden nicht gewachsen oder welche nicht gesund und kräftig genug sind, um dem ziemlich anstrengenden Dienste ihrer Herren zu genügen, und die deshalb ein für alle Male sich selbst überlassen bleiben, sie werden früher oder später und ohne Gnade in's Gras beißen, so dass schliesslich die überlebenden einen bestimmten Typus und eine gewisse Rassen-Konstanz annehmen müssen.

Auf höherer Kulturstufe nahm zwar die Variabilität der Hunde-Rassen mit dem grösseren Wechsel der Lebens-Bedingungen zu. Ebenso musste die Gefahr möglicher Kreuzung bei dem nunmehr wohl unzweifelhaften Nebeneinander bestehen verschiedener Rassen und infolge lebhafteren Verkehrs der Völker unter einander eine grössere werden, und endlich war der Hund vom Kampfe um's Dasein jetzt beinahe schon gänzlich unabhängig geworden, allein alle diese Gefahren wurden zu jener Zeit schon hinlänglich paralysirt durch thätiges Eingreifen des Menschen. Schon zu einer Zeit, wo die Züchtung der übrigen Hausthiere noch sehr im Argen lag, hatte sich der Hund einer erhöhten Aufmerksamkeit von Seiten des Beherrschers der Erde zu erfreuen. Die Zahl der Rassen und Unter-Rassen des Hundes, welche schon vor 4—5000 Jahren existirten, steht in sehr vortheilhaftem Gegensatze zu jenen nur wenigen und unentwickelten Formen, welche uns die oben als »primitive« bezeichneten Rassen der landwirthschaftlichen Hausthiere aufweisen.

Zum Theil war diese verhältnissmässig frühzeitige Züchtung der Hunde wohl ein Resultat blosser Liebhaberei, wofür das Vorkommen z. B. schon von Windspielen und Schoosshunden spricht, zum grösseren Theile aber wurde sie gewiss von einem wirklichen Bedürfnisse diktirt. Lange bevor das Emporblühen der Landwirthschaft und Industrie den Menschen auf eine grössere Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Nutzthiere hinwies, waren ja alle Völker leidenschaftliche und geborene Jäger, denen der Hund nicht bloss überhaupt unentbehrlich war, sondern denen auch rasselose, nicht nach einer bestimmten, konkreten Richtung Bedeutendes leistende Köter bei Weitem nicht genügt haben würden. Die verschiedenen Hatz- und Pürsch-Weisen erforderten die mannigfachsten und präzisesten Leistungen der Hunde, und indem man diese Leistungsfähigkeit durch beständige Wahlzucht in den Nachkommen potenzirte, selbst

wenn es nur dadurch geschah, dass Jeder die befähigsten behielt und die weniger befähigten abschaffte, schuf man sich allmählich seine Parforce-Hunde, Hatz-Hunde, Schweiss-Hunde, Fuchs-Hunde, Bären-Hunde und wie sonst alle die mit der Jagd zusammenhängenden Rassen heissen mochten und die schon in früher Zeit in verhältnissmässig hohem Preise standen.

Wie aber diese hervorragenden Züchtungs-Bestrebungen ein Kind des einst so bedeutenden Waidmannslebens waren, so mussten sie auch in demselben Maasse wieder an Intensität verlieren, in welchem die Bedeutung der Jagd allmählich gegen die Fortschritte der Landwirthschaft und Industrie in den Hintergrund trat, und wenn heutzutage jene einst so geschätzten Jagdhund-Rassen auch noch nicht geradezu ausgestorben sind, so ist ihre Erhaltung und Pflege doch auf wesentlich kleinere Distrikte und kleinere Kreise von Liebhabern und Fachleuten des Waidwerks beschränkt. Weitaus die grössere Mehrzahl unserer heutigen Hunde dient solchen speciellen und berufsmässigen Zwecken nicht mehr. Heute ist uns der Hund in erster Linie Haushund im engsten Sinne des Wortes. Er soll Haus und Hof bewachen und im Nothfalle uns auch Eigenthum und Leben vertheidigen. Im Uebrigen aber wollen wir ihn doch mehr oder weniger zu unserem blossen Vergnügen, zu unserer Freude, Erheiterung und Gesellschaft. Wir sehen in ihm das intellektuellste, treueste und anhänglichste Hausthier als solches, wir erheitern uns an seinen Kunststücken und freuen uns, wenn edle Figur und schönes Aeussere ihn auszeichnen. Wir wollen, dass er uns ein aufmerksamer Begleiter auf unseren Spaziergängen, ein anregender Lückenbüsser in unseren Mussestunden und ein munterer Gespieler unserer Kinder sei.

Dass auch diese mehr familiäre, ich möchte sagen mehr philisterhafte Stellung unserer heutigen Hunde sehr wohl

noch die Existenz distinkter, einseitig ausgeprägter Rassen nicht nur möglich, sondern sogar höchst wünschenswerth und, wenn wir überhaupt in Zukunft noch Hunde halten wollen, sogar unbedingt nothwendig erscheinen lasse, wer könnte es leugnen, wer anders als höchstens die Hundefeinde partout, deren falsche Voraussetzungen ich schon in der Einleitung nachgewiesen zu haben glaube. Es wird nie und nimmermehr eine Rasse oder auch nur einen einzelnen Hund geben, welcher selbst den einfacheren Ansprüchen unserer Zeit in allen Stücken und in gleich hohem Grade genügen könnte. Immer und immer wieder muss es gesagt werden und muss es das *Ceterum censeo* der Hundezucht bleiben: ein Hund für alles ist ein unbrauchbarer Hund.

Schon in den Grössenverhältnissen liegt ja das Unmögliche. Von dem kleinen Schoosshunde, der uns als Wächter vielleicht vorzügliche Dienste leistet und uns selbst in beschränkteren Räumlichkeiten nicht unbequem ist, werden wir doch wohl kaum verlangen wollen, dass er auch unser Leben wirksam vertheidige. Hunde von ganz grosser, schwerer Sorte, die vielleicht durch ihre blose, fast Ehrfurcht einflössende Erscheinung den Dieb fernzuhalten oder durch ihr bloses Körpergewicht unseren Angreifer unschädlich zu machen vermögen, werden nie zugleich die fröhliche Beweglichkeit des Pinschers oder die zuverlässige, oft geradezu geschwätzige, auch die harmlosesten Dinge bekläffende Wachsamkeit der meisten kleineren Hunde an den Tag legen. Und auch weniger heterogene Eigenschaften werden selten oder nie in einer und derselben Rasse und in gleich hohem, befriedigenden Grade beisammen, das günstigste Resultat wird also auch hier immer nur dieses sein, dass zwar einige wenige Individuen diese überhaupt vereinbaren Eigenschaften in leidlich genügendem Maasse besitzen, dass aber die grosse Masse der übrigen Hunde nichts desto weniger rasselose, gänzlich unzuverlässige Köter

sind und dass vor allen Dingen eine selbst nur mässige Garantie für gut getroffene Wahl eines jungen Hundes ein für alle Male ausgeschlossen bleibt. Ist unser Hund ein gewandter, zuverlässiger Apporteur in der Stube und zu Lande überhaupt, so fragt es sich doch noch sehr, ob er mit gleicher Lust, ja ob er überhaupt jemals in's Wasser gehen und uns den gefährdeten Gegenstand zurückbringen werde. Erregt er durch seine Schönheit oder Grösse auch allgemeines Aufsehen, wir werden vielleicht dabei doch nur eine sehr kleinlaute, weil von des Gedankens Blässe angekränkelte Freude zu empfinden vermögen, des Gedankens nämlich daran, dass Nimrod oder Leo ein Dummkopf oder trotz aller seiner Grösse und seinem heroischen Namen zum Hohne ein Feigling und Ausreisser erster Klasse ist. Ein drittes Exemplar lässt vielleicht als Wächter und muthiger Packan nichts zu wünschen übrig, allein wir wollten das Thier auch als Zimmergenossen und wir sehen uns bitter getäuscht, denn der Hund ist jähzornig und kennt keine Liebe zu Kindern.

Möglich und dringend wünschenswerth also ist die unausgesetzte künstliche Züchtung des Hundes und der Rassenkultus auch in unserer Zeit noch. Aber freilich sie werden weit weniger als in früheren Zeiten von der ganzen Berufsthätigkeit des Volkes gefordert, stehen in weit loserem Zusammenhang als ehemals mit der Existenz-Frage des Menschen überhaupt.

Die Folgen davon sind denn auch nicht ausgeblieben. Abgesehen von den der Jagd dienenden Rassen, welche auch jetzt noch hier und da einer gewissen Aufmerksamkeit gewürdigt und vor gänzlichem Verfall behütet werden, giebt es heutzutage eine irgendwie genügende, rationelle Hundezucht nicht mehr. Ich habe schon so oft der sogen. Leonberger Hunde gedenken müssen und ich muss sie auch hier wieder als Beispiel citiren, um zu zeigen, dass, wenn sich viele

Hundeliebhaber einbilden, es würden wenigstens unsere populärsten sogen. Rassen rationell gezüchtet, sie in einer ganz gewaltigen Täuschung befangen sind.

In welchem Maasse die schwäbischen Hunde durch fortwährende Kreuzung verdorben werden, sahen wir schon oben. Wer aber vor einer planlosen Rassen-Vermischung nicht zurückschreckt, von dem dürfen wir auch nicht erwarten, dass er gegen die Abänderungs- beziehentlich Ausartungs Tendenz seiner Hunde überhaupt energisch genug aufzutreten Willens sein werde, möge dieselbe nun eine Folge des Rassen-Mischmasches oder blos der gewöhnlichen, unausbleiblichen Variabilität sein. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass die Züchter der schwäbischen Hunde überhaupt sehr wenig Verständniss für Rassen-Erhaltung oder gar Rassen-Veredlung besitzen, dass sie sowohl nach negativer wie nach positiver Seite hin viel zu wenig thun, als dass man ihr Verfahren eine rationelle, methodische Züchtung nennen könnte. Von einer solchen kann man ja nur da reden, wo alle Thätigkeit des Züchters, all' sein fortschrittliches und reformatorisches Streben nur dem einen unverrückbar festgehaltenen Ziele gilt: der Erhaltung und möglichsten Vervollkommnung der Rasse, wo man alle degenerirten Individuen rücksichtslos von der Zucht ausschliesst, weil sie Verfall bedeuten, die besseren und besten aber auf alle nur denkbare Weise und ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten begünstigt, weil es zum Heile der Rasse ist.

Ein solches höchstes, leitendes Prinzip aber kennt die schwäbische Hundezucht nicht. Das Ziel, nach welchem sie vor allen Dingen strebt, dass ist der unmittelbare pekuniäre Gewinn. Die sogen. Leonberger Hunde sind ja für Württemberg mit der Zeit ein ziemlich ergiebiger Export-Handels-Artikel geworden, weil man anderwärts noch immer fast allgemein dem Wahne huldigt, die aus Schwaben oder

gar von dem angeblichen Züchter in Leonberg bezogenen Hunde müssten vorzüglich, müssten Rasse-Thiere sein.

Der Hergang der Sache, in welchem die berühmte schwäbische Züchtungs-Weisheit ihren Ausdruck findet, ist aber gewöhnlich folgender. A besitzt einen männlichen Hund und B, C und D besitzen jeder eine Hündin, die sie von dem Vaterthiere des A belegen lassen. Hat die Hündin geworfen, so werden die weiblichen Jungen sämmtlich oder mit Ausnahme eines oder zweier sofort beseitigt, alle männlichen aber aufgesäugt. Aus ihnen sucht sich innerhalb der nächsten Wochen A einen sogen. Beleghund als Entschädigung für die Verleihung seines Vaterthiers aus und von den übrigen behält wohl auch gelegentlich der Besitzer der Hündin noch ein Junges selbst, alle übrigen aber verkauft er, und zwar kommen die meisten davon in die Hände des p. p. Essig in Leonberg, der ihnen, d. h. der betr. Kiste, seine Züchter-Etikette aufheftet und sie in's Ausland verschickt, die weit geringere Anzahl bleibt in Württemberg selbst, d. h. so lange, bis auch für sie sich eine Verkaufs-Gelegenheit nach dem Auslande gefunden hat, denn auf heimathlichem Boden sterben (abgesehen von der Unmasse junger an der sogen. Seuche verendenden Thiere) die bei Weitem wenigsten der schwäbischen Hunde.

Gesetzt nun selbst den Fall, sowohl das Vaterthier des A wie die Mutterthiere des B, C und D seien sämmtlich beste, rassereinste Thiere gewesen, so würde diese primitive Züchtungs-Methode (ohne jede Kontrolle der Nachkommenschaft) nach dem, was wir oben über die Variabilität kennen gelernt haben, doch noch nicht im Stande sein, die Rasse vor Entartung zu bewahren oder gar eine Vervollkommnung derselben herbeizuführen. Mit solchen besten, rassereinsten Zucht-Thieren aber operirt man ja schon von vornherein gar nicht oder doch nur in den seltensten Fällen. Vielmehr ist das Zucht-Material meist schon von Hause aus ein hete-

rogenes, weder blutreines noch fehlerloses und edles. Die Abänderungs- und Degenerations-Neigung, die Gefahr, dass die jedesmalige junge Nachkommenschaft in ziemlich hohem Grade von dem eigentlichen Typus der Rasse (soweit man hier von Typus und Rasse überhaupt sprechen kann) abweichen werde, ist daher nothwendig eine sehr grosse, und an der Hand jener drei möglichen Fälle, in denen alle Variabilität (s. oben S. 180—182) überhaupt zum Ausdruck kommen kann, können wir leicht das Resultat konstruiren, zu welchem jene Züchtungs-Methode schliesslich führen muss und welches denn auch thatsächlich vorliegt.

Involviren nämlich die einzelnen Abweichungen der von den Hündinnen des B, C und D geborenen Jungen einen Rückschritt, bestehen sie in geringerer körperlicher oder geistiger Beanlagung oder gar in organischen Fehlern, so werden die damit behafteten jungen Thiere dennoch nur zu oft Aussicht haben erhalten zu werden. Sie haben ja nicht, wie die Thiere der Wildniss, einen eigentlichen Kampf um's Dasein mehr zu bestehen, sie sind vor jenen zwei Hauptfeinden, Hunger und Kälte, hinlänglich geschützt und der Konkurrenz mit besser beanlagten Genossen überhoben. Wird im Zustande der Freiheit irgend ein Thier, z. B. ein Wolf, geboren, das beispielsweise in der Grösse, Stärke und allgemeinen Konstitution wesentlich hinter seines Gleichen zurück steht, so wird es zwar wahrscheinlich leben bleiben so lange es noch mehr oder weniger von seiner Mutter mit Nahrung versorgt wird. Beginnt aber erst sein eigener täglicher Wettstreit um den Antheil an der gemeinschaftlichen Beute und der Kampf mit den feindlichen Elementen, nur zu bald wird es den letzteren erliegen und von den stärkeren Konkurrenten erwürgt werden. Ganz anders natürlich bei dem civilisirten Nackkommen des Wolfes. Der mit einer schwachen Konstitution und reducirter Grösse und Stärke geborene schwäbische Hund erfreut sich so gut der Erhal-

tung und Pflege von Seiten seines Besitzers wie seine robusteren Brüder, und blutige Hundekämpfe mit seines Gleichen pflegt man ihm ja auch nicht zuzumuthen. Einen so hohen Preis freilich wird man mit dem kleinen und schwachen Hunde dereinsl nicht erzielen, aber doch hoffentlich irgend einen. Grund genug, auch dass Minimal-Individuum leben zu lassen und aufzuziehen, und daher denn also jene beinahe lächerliche Grössen-Differenz der sogen. Leonberger Hunde, wo in der That der David neben dem Goliath steht.

Diese Grössen-Differenz involvirt aber doch wenigstens noch keine wirklichen Fehler, vor allen Dingen keine organischen Fehler, und kein Züchter, der rechnen muss, wird solche kleinere Thiere vom Verkaufe ganz ausschliessen können. Wählen wir aber ein zweites Beispiel: die Abweichung der Kinder von den Eltern und dem Typus überhaupt bestehe in Kurzsichtigkeit oder mangelndem Geruchs- oder Gehörs-Sinne. In welchem Maasse die Existenz des wildlebenden Thieres durch dergl. Gebrechen gefährdet werden muss, liegt nahe. Es wird die Beute noch nicht einmal sehen oder hören, welche seine Genossen bereits zu theilen beginnen, wird den nahenden Todfeind noch nicht einmal zu wittern vermögen, wenn jene schon längst das sichere Versteck aufgesucht haben. Den Hund aber schützt (leider) auch hier wieder die Civilisation des 19. Jahrhunderts: an der Kette giebt es keine Beute zu erspähen, auf dem Troittoir einer Stadt oder am Wurstkessel eines Metzgers hat man ganz andere Aufgaben für seine Nase als nach dem nahenden Feinde auszuschnüffeln, und auch auf die Wachsamkeit legt der schwäbische Hundezüchter selten einen so bedeutenden Werth, dass man den Hund auf seinen Gehörsinn besonders prüfen sollte.

Man beseitigt also auch hier die fehlerhaften Individuen lange nicht energisch genug, und die Sache wäre auch meist

gar nicht so schlimm, würden alle solche Thiere, bei denen irgend ein Sinn nicht genügend entwickelt ist, nur wenigstens unbedingt von der Fortpflanzung ausgeschlossen. Wenn man aber so wenig Auswahl von guten Zucht-Thieren (namentlich männlichen) hat wie die schwäbischen Hundezüchter, so wird man nur zu oft Gefahr laufen, solche Fehler immer und immer wieder auf die Nachkommenschaft zu übertragen und beim gelegentlichen Zusammentreffen mit anderweiten, an sich vielleicht ebenfalls ungefährlichen Fehlern zu potenzieren. Das Auftreten so manchen Leonberger-Hundes mit beinahe an Stumpsinn grenzender Geistesträgheit oder mit allgemeiner körperlicher Gebrechlichkeit und Unfähigkeit dürfte schliesslich nur auf die allmähliche Häufung und potenzierte Verbung solcher anfangs unbedeutender Mängel zurückzuführen sein. Die kleinste Züchter-Nachlässigkeit kann hier für die späteren Generationen die grössten, unheilvollsten Folgen haben.

Ich möchte hier vor Allem auf einen organischen Fehler aufmerksam machen, den sehr viele, ja vielleicht 50 Prozent aller sogenannten Leonberger Hunde haben und der einen geradezu widerwärtigen Eindruck macht, das ist ein schlechtes, morsches Gebiss. Im Zustande der Freiheit werden die Nachtheile auch dieses Gebrechens so gewaltige sein, dass sie dem damit behafteten Thiere gewiss die Fortexistenz und die Vererbung seines Leidens sehr erschweren oder ganz unmöglich machen. Die schwäbischen Hundezüchter aber geben im Allgemeinen sehr wenig darauf, ob ihre Hunde braune oder gar schwarze, halb verweste Zähne haben. Ein solches Thier zu beseitigen, fällt nie und nimmermehr jemandem ein. Ja, man findet es sogar ganz in der Ordnung, auch für dieses auf einen Käufer zu rechnen, und wenn solche Hunde im Uebrigen den gewöhnlichen Ansprüchen genügen, so verwendet man sie auch zur Zucht und denkt nicht im Entferntesten daran, dass man eigentlich eine schnöde Täuschung

begeht oder wenigstens höchst wahrscheinlich begehen wird, wenn man die Produkte solcher Erzeuger im Alter von wenigen Wochen verkauft und zwar (direkt oder durch die Vermittelung eines Händlers) an Leute, die von den Gebrechen der Eltern ihres Hundes nicht die geringste Ahnung haben konnten.

Aus derselben Kategorie unentschuldigbarer Züchtungs-Sünden mögen bei dieser Gelegenheit gleich noch zwei andere angeführt werden, deren man sich in Württemberg gleichfalls schuldig macht.

Hierher gehört zunächst die Verwendung von kreuzlahmen Hunden zur Zucht. Die Kreuzlähmung ist zwar gewöhnlich kein primäres, sondern nur ein sekundäres Leiden, nämlich eine Folge gewisser anderer Krankheiten, aber sie verräth unter allen Umständen eine krankhafte, geschwächte Konstitution überhaupt, die man auf jene Weise immer wieder und in erhöhtem Grade auf die Nachkommenschaft überträgt. Denn auch auf die individuelle Anlage zu Krankheiten, organischen Fehlern etc. erstreckt sich die Vererbung wie auf alle anderen körperlichen wie geistigen Eigenschaften. Die Verwendung aber von kranken Thieren zur Zucht ist das Unheilvollste was es für die ganze menschliche Züchtungskunst überhaupt geben kann, es bedeutet den Ruin der ganzen künstlichen Rasse.

Und kaum weniger gefährlich ist die andere jener beiden Züchtungs-Sünden, woran die schwäbische Hundezucht ebenfalls krankt, ich meine die zu frühe Benutzung der Thiere zur Nachzucht. Man liebt es zwar von mancher Seite, die »Frühreife« als einen ganz besonderen Erfolg und Segen einer hoch entwickelten Zucht und als ein Kennzeichen hoch kultivirter, hoch gezüchteter Rassen zu preisen, und ich bestreite auch weder, dass alle künstliche Züchtung die Frühreife begünstige (das liegt ja schon in der reichlicheren, besseren Ernährung der Thiere), noch dass sie in gewisser

Beziehung (also wenn es sich um Arbeitsleistung oder Nährwerth der Thiere handelt) einen Segen für uns einschliesse. Aber für höchst bedenklich muss ich es halten, von dieser Fröhreife auch bei der Nachzucht Gebrauch zu machen, und die schwäbische Hundezucht scheint mir für die Richtigkeit dieses meines Standpunktes die leider nur zu traurigen Beweise zu liefern. An die Benutzung einerseits kranker und andernseits geschlechtlich unreifer Eltern-Thiere heftet sich im Grunde der ganze Fluch nicht blos der Verwahrlosung der schwäbischen Hunde-Rasse überhaupt, sondern auch insbesondere jenes beklagenswerthen, mit einer wahrhaft entsetzlichen Sterblichkeit der jungen Nachkommenschaft verbundenen Zustandes, den man in thörichter Verblendung und zur Beruhigung des eigenen bösen Züchter-Gewissens »Seuche« oder »Sucht«, »Staupe«, »Schnebe« oder sonstwie zu nennen beliebt. Ihr nennt's die Sucht und braucht's allein....., man erlasse mir den Nachsatz. Sobald ein sogen. Leonberger Hund auch nur die geringste Anlage und Kapazität verräth, dem biblischen Schöpfer-Gebote »Seid fruchtbar und mehret euch« Folge zu leisten (und das geschieht leider sehr oft schon wenn die Thiere kaum $\frac{3}{4}$ Jahr alt sind), der schwäbische Hundezüchter wird im Allgemeinen immer und mit Freuden bereit sein, die Hand d. h. das andere Geschlecht dazu zu bieten, mag auch schon der oberflächlichste Augenschein noch so haarklar demonstriren, dass das Thier noch nicht im Entferntesten daran denkt körperlich und geistig vollkommen entwickelt zu sein. Natürlich, man züchtet ja nicht um eine gute, edle, grosse Rasse zu erzielen, man will Geld lösen. Nun, man löst es freilich in den meisten Fällen auch, denn nur zu oft werden eine Begattung, eine Befruchtung und eine in 9 Wochen nachfolgende Geburt von so und so viel versilberungsfähigen »echten Leonbergern« den Mann für seine mit Dampf arbeitende thierzüchterische Heldenthat belohnen und ihm als

ein Beweis gelten, dass die von mir hier vorgetragene Ansicht und Warnung unberechtigt und dass die Frühreife eine herrliche Erfindung sei. Nichts desto weniger wird jeder Einsichtigere jeden solchen scheinbaren Erfolg, weil zu Wiederholungen des traurigen Experiments verleitend, bedauern müssen, denn er weiss, dass solche Erfolge nur ein Trugbild sind, dessen wahre Natur in ihrer ganzen Scheusslichkeit man vielleicht erst ersehen wird wenn man sich schon ruinirt hat und es zu spät ist. Er wird das Unheil voraussehen, das entstehen muss, wenn jene zuerst erzielte Nachkommenschaft auch ihrerseits und wenn auch deren Kinder wieder ebenso früh zur Fortpflanzung gelangen, und aus jedem einzelnen Haupte derselben, möge die kleine Gesellschaft während der ersten Wochen ihres Lebens auch noch so hübsch und frisch aussehen, wird ihm das Gespenst jener fürchterlichen »Seuche« und Todes-Ernte und der Fluch der Degeneration der ganzen Rasse entgegengrinsen.

Die Vertheidiger der Ansicht, dass die Fortpflanzung unserer Hausthiere, sobald dieselben sich überhaupt als fähig dazu erweisen, auch unbedenklich sei, pflegen sich gewöhnlich darauf zu berufen, dass ja auch bei den wild lebenden Rassen niemand die Zeit der ersten Begattung kontrolire und dass bei ihnen trotzdem keine Degeneration einreise. Der erste Theil dieser Ansicht ist aber nicht wahr und der zweite ist zwar ausser allem Zweifel, aber er übersieht gänzlich, dass diese Thatsache auf Ursachen beruht, die bei unserer künstlichen Züchtung durchaus unwirksam sind.

Für Diejenigen, welche meinen Ausführungen über die natürliche Züchtung gefolgt sind, brauchte ich schliesslich wohl keine Silbe mehr hinzuzufügen, um jenen Einwand zu entkräften. Der Kampf um's Dasein bei den in der Freiheit lebenden Organismen, die viel härteren Lebens-Bedingungen verzögern ja nicht nur die Periode der geschlecht-

lichen Reife und erschweren insbesondere dem jüngeren Thiere durch die Konkurrenz mit den älteren, energischeren die frühe Begattung, so dass schon die bloße Thatsache einer zu baldigen Fortpflanzung sehr selten möglich sein wird, sondern es bildet auch und enthält hier wiederum der Kampf ums Dasein selbst das etwa doch nöthig werdende Korrektiv. Denn jede Nachkommenschaft, die infolge zu früher Fortpflanzung ihrer Eltern sich als schwächlich, fehlerhaft, zu Krankheiten disponirt etc. erweisen würde, die könnte eben nicht existiren und ihre schwächliche, fehlerhafte etc. Konstitution auf die Zukunft der Rasse geltend machen. Im Haushalt des freien Natur-Lebens ist es natürlich ganz gleichgiltig, ob infolge irgend welcher Züchtungs-Massregel, die wir bei unserer künstlichen Zucht als eine unrationelle, verfehlte bezeichnen müssten, ein einziges Individuum oder ob im Laufe der Zeit Hunderte, ob Tausende von Geburten wieder zu Grunde gehen. Ist das aber auch bei unseren Hausthieren so gleichgiltig? Schädigen wir uns nicht vielmehr auf's Ernstlichste, ist es nicht ein Frevel gegen alle volkswirtschaftlichen Grundsätze, ja ein Wahnsinn beinahe, wenn wir durch unsere eigene Schuld Schwäche, Krankheit, Sterblichkeit, Ausartung unserer künstlichen Rassen begünstigen? um eines momentanen (noch dazu schliesslich nur illusorischen) Vortheils willen die Zukunft und ganze Existenz der Rasse auf's Spiel setzen und die junge Nachkommenschaft dutzendweise dem Tode durch allgemeine Schwäche, Seuche genannt, in die Arme liefern? Ich meine, nur Blinde sollten das nicht sehen.

Endlich möchte ich noch auf einen Charakter ganz besonderer Art aufmerksam machen, der bei den sogenannten Leonberger Hunden leider auch viel zu wenig beachtet, d. h. lange nicht genug oder vielmehr im Allgemeinen gar nicht von der Rasse ausgeschlossen, sondern ruhig fort und fort weiter gezüchtet wird, das ist die Gemeinheit. Es giebt so

viele sogenannte Leonberger Hunde, die gross und gesund sind, auch die nöthige Behaarung besitzen und vielleicht auch gute allgemeine Leistungen aufzuweisen haben, aber auf ihrer Stirn, in ihren Zügen und auf ihrem ganzen Typus lagert die Gemeinheit und ihre ganze Erscheinung erhebt gegen die Züchter die fatale Anklage: Mangel an Schönheits-sinn. Nun, man kann diesen letzteren freilich nicht bei jedermann verlangen (und wie die Züchtung der schwäbischen Hunde zur Zeit betrieben wird, wird das Resultat schliesslich gar kein anderes sein können), sollen aber diese Hunde in Zukunft einer besseren Züchtung unterworfen werden, so würden die ästhetischen Rücksichten nicht die letzten sein dürfen, welche dem Züchtungsziele seine Richtung anzuweisen hätten.

In diesem Punkte wird die künstliche Züchtung wiederum von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehen müssen als die natürliche. Bei der letzteren spielt die Schönheit gewiss nur höchst selten (man vgl. oben das Beispiel auf Seite 133) eine Rolle, denn sie wird dort nur selten eine Waffe sein, die ihrem Besitzer einen Vortheil im Kampfe um's Dasein sichern könnte, und die Bildung der Natur-Rassen wird daher meistens von der Frage, ob der sich entwickelnde Typus auch schön sei oder nicht, gänzlich Umgang nehmen.

Ganz andere Wege hat aber die künstliche Züchtung in den meisten Fällen einzuschlagen. Eine künstliche Zucht, welche die Schönheit und den Adel der Thiere nicht auf ihrer Fahne führen würde, die wäre in den meisten Fällen gar keine Zucht mehr. Ganz besonders muss dies aber für eine Hunde-Rasse gelten, die man sich nicht lediglich zu praktischen Zwecken, sondern auch und sogar in erster Linie zum Luxus, zur blossen Freude hält. Von dieser müsste die Gemeinheit ein für alle Male ausgeschlossen sein.

Ueber den zweiten möglichen Fall der Variabilität, den ich oben als das Auftreten irrelevanter Charaktere bezeichnet

habe, kann ich mich kurz fassen. Schon bei Besprechung der Kreuzung habe ich die grosse Verschiedenheit und die Rasselosigkeit der schwäbischen Hunde hervorgehoben, zu welcher der Mangel jedes höheren, leitenden Züchtungsprinzips ja schliesslich führen muss. Irrelevant im Vergleich zu der natürlichen Züchtung sind ja bei Hausthieren eigentlich alle Charaktere, die nicht geradezu in ganz groben organischen Fehlern bestehen, denn nur solche werden am Ende auch im Zustande der Domestikation die Existenz des damit behafteten Individuums oder wenigstens seine Fortpflanzung von selbst ausschliessen, die Erhaltung aller übrigen Abweichungen vom Rassen-Typus aber hängt lediglich vom Willen des Menschen ab. Fehlt diesem die nöthige Energie oder das tiefere Verständniss für Vollblut und »Rasse« seiner Hausthiere, so muss schliesslich die Konformität und Homogenität, muss der Typus zerstört werden.

Bei der starken Abänderungs-Tendenz, denen schliesslich alle unsere Hausthiere und vor Allem alle unsere Hunde fortwährend unterworfen sind, und bei der primitiven, mit wenigen und unzulänglichen Zucht-Thieren operirenden Methode der schwäbischen Züchter hätte sich daher die sogenannte Leonberger Rasse auch dann in eine so heterogene, rasselose Menge von Einzel-Thieren auflösen müssen, wenn sie ohne jede Beimischung fremden Blutes fortgezüchtet worden wäre. Ja, ich gestehe gern, was ich oben als Kreuzungen bezeichnet habe, das sind oft geradezu nur Paarungen von Individuen, die innerhalb der sogen. Rasse selbst stehen, aus ihr selbst hervorgegangen sind. Nichts desto weniger werden sie Kreuzungen bleiben. Wir würden, wie ich auch hier wieder bemerken muss, in sehr bedenkliche Widersprüche gerathen, wollten wir den Ursprung eines Thieres schlechterdings als Kriterium seiner Rassen-Zugehörigkeit gelten lassen.

Die Gefahren also der Variabilität hat die schwäbische Hundezucht bis jetzt nicht zu umschiffen verstanden, und daraus folgt eigentlich schon von selbst, dass sie andernseits auch die Vervollkommnung verheissende Seite derselben, das Auftreten ungewöhnlich gut beanlagter Individuen, nicht gehörig zu benutzen wissen werde. Beides hängt ja auf's Engste zusammen. Nun, einige Sorgfalt freilich verwendet man ja hier und da auch in Württemberg darauf, dass man die Nachzucht nicht gerade mit den allerschlechtesten Thieren bewerkstelligen müsse, die sogenannte Rasse müsste ja auch sonst längst gänzlich verfallen sein. Allein was geschieht ist eben viel zu wenig, und wenn wir die in der That unübertrefflichen, imposanten Hunde sehen, welche ab und zu in Württemberg auftauchen, so möchte Einem das Herz im Leibe wehe thun bei dem Anblick der Rasse im Ganzen und bei dem Gedanken, dass man von jenen Pracht-Thieren auch nicht den geringsten Nutzen für die Verbesserung und Veredelung der letzteren zu ziehen versteht. Das leidige Bestreben, aus seinen Hunden nur so schnell und so unmittelbar wie möglich Geld zu lösen, zeigt sich auch hier wieder in seiner widerlichsten, nacktesten Gestalt. Schon dadurch, dass man fast alle jungen Thiere in's Ausland verkauft, begiebt man sich eines unberechenbaren Vortheils und der Hauptbedingung aller Verbesserungs-Möglichkeit. Man kann es ja den jungen Wesen nicht immer ansehen, welches von ihnen dereinst das beste sein werde, und hat man wirklich einmal das Glück, dass das zurückbehaltene Individuum sich später als vorzüglich erweist, so wird selbst in diesem Falle der Einfluss eines solchen Thieres auf die Rasse meist gleich Null oder doch nur ein vorübergehender sein. Denn es gehört zu den am meisten charakteristischen Momenten für den Standpunkt der schwäbischen Züchter, dass ihnen im Allgemeinen jedes Thier, und sei es auch das beste, für Geld feil ist. Hervorragende Exemplare

bleiben daher sehr selten lange in Württemberg, sie werden meist schon in einem Alter verkauft, wo sie auf die Nachzucht noch gar keinen oder höchstens einen solchen unglücklichen Einfluss, wie wir ihn oben auf Seite 206 kennen lernten, ausgeübt haben. Aber selbst wenn sie ausnahmsweise und in vollständig reifem Zustande zur Begattung gelangen, so ist die Wirkung davon ein Tropfen in's Meer, denn man hat nicht die genügende Anzahl guter Hündinnen, welche seinen Einfluss auf die Nachzucht vermitteln könnten. Dutzendweise müsste ein Züchter da die Hündinnen halten und in Rudeln müsste er die Jungen aufziehen, sollte hier etwas erreicht werden. Aber davon hat man in Württemberg keine Ahnung. Die ganze Züchtung trägt dort überhaupt so sehr den Stempel des nur Gelegentlichen, Unfachgemässen, dass jeder höhere, durch Arbeitstheilung bedingte Fortschritt ausgeschlossen bleibt. Beraubt man sich aber einerseits der besten Thiere meist schon durch den Verkauf in's Ausland, so ist andernseits auch die Benutzung von solchen hervorragenden Individuen, welche der Gegend erhalten worden sind, sehr oft dadurch erschwert oder ganz verhindert, dass dieselben in die Hände wohlhabender Leute kommen. Diese letzteren sind selten oder nie geneigt ihre Hunde zur Zucht zu verwenden oder sie, wenn es männliche sind, zum Belegen zu verleihen, und sie haben auch in den meisten Fällen gewiss sehr triftige, in den Personalien der gewöhnlichen Züchter beruhende Gründe hierzu. Im grossen Ganzen bleibt man daher für die Nachzucht auf nur mittelmässige Thiere (von den noch tiefer stehenden ganz abgesehen) angewiesen, und da auch hier der Bestand fortwährendem Wechsel unterworfen bleibt, da man seine Hündin nicht leicht alle Male oder auch nur regelmässig von demselben Hunde belegen lassen kann, sondern heute auf das Exemplar X angewiesen ist, das nächste Mal aber zu dem Individuum Y greifen und das dritte Mal den Hund

Z nehmen muss, so haben die schwäbischen Hunde auf Vervollkommnung stets so wenig, auf Konformität (»Rasse«) aber gar keine Aussicht.

H. v. Nathusius sagt einmal (»Ueber Shorthorn-Rindvieh, mit einem Anhang über Inzucht«, Berlin 1857): »Ich würde gern einige Schränke voll Bücher über die Schafzucht für den bis auf die spanischen Originale zurückgeführten Stammbaum eines der vorzüglichsten Böcke der besten Züchter hingeben.« Wenn man den Mangel jeder kontinuierlichen Züchtung mit einzelnen bestimmten Thieren oder gar nach Stammbäumen bei den sogen. Leonberger Hunden mit ähnlichen Worten kennzeichnen wollte, welchen Preis könnte man dann bieten für den Nachweis auch nur eines einzigen Falles, wo sich der Einfluss eines einzelnen Zucht-Hundes auch nur bis in die nächsten drei oder vier Generationen verfolgen liesse. Oder wird vielleicht in der berühmten Züchterei in Leonberg eine Stammrolle mit solchen Nachweisen existiren? *Risum teneatis, amici!*

Und doch ist uns der Stammbaum, wenn man auch seinen Werth vielfach überschätzt hat, und ist uns die kontinuierliche Benutzung einzelner bestimmter hervorragender Zucht-Thiere, die sich als treu vererbende bewährt haben, namentlich männlicher, in der Thierzucht absolut unentbehrlich, wenn wir überhaupt auf den Besitz wirklicher Rassen noch Aussicht haben wollen. Sie sind, wie uns die Geschichte aller berühmt gewordenen Kultur-Rassen beweist, der Eckstein und Ausgangspunkt aller eventuellen Erfolge einer rationellen Thierzucht überhaupt und in ihnen ruht die einzige Bürgschaft des Thierfreundes und speziell des Hundeliebhavers für eine gut getroffene Wahl seines (jungen) Vierfüßlers und die einzig mögliche Garantie, welche der Züchter den Käufern seiner Zöglinge zu bieten vermag.

Nicht darauf kommt es an, ob die Rasse, aus welcher man sich einen Hund anschaffen will, eine sogenannte »reine«

oder eine sogenannte »Misch - Rasse« ist, sondern darauf, dass das Thier von Eltern und Vor-Eltern abstamme, die sich nachweislich gut vererben und in denen der betreffende Typus, er datire seinen Ursprung woher er auch wolle, bereits eine gewisse Konstanz und treue Vererbung erlangt hat.

Eine noch viel geringere systematische Züchtung als die sogen. Leonberger Hunde oder vielmehr gar keine erfahren natürlich alle übrigen, weil weniger populären, unserer gewöhnlichen Haushunde, ja trotz aller Rasselosigkeit jener muss man geradezu behaupten, dass sie doch schliesslich noch immer unsere verhältnissmässig besten Hunde von allen sind. Denn weil sie im grössten Massstabe gezüchtet werden, so bieten sie dem Käufer wenigstens die verhältnissmässig grösste Wahrscheinlichkeit, unter einer Unmasse unbrauchbarer, völlig werthloser Thiere doch schliesslich auch ein oder das andere solche zu finden, das allen seinen Ansprüchen genügt oder ihm unter Umständen sogar ein geradezu unschätzbbarer Besitz sein wird. Wenn wir aber heutzutage noch von »Rassen« bei unseren Hunden reden, so passt dieser Ausdruck streng genommen nur noch auf Hirtenhunde einsam lebender Gebirgsbewohner oder auf die Zughunde wilder Menschenstämme, bis zu einem gewissen Grade vielleicht auch noch auf einige wenige mit der Jagd und anderem Sport zusammenhängende Hunde, im Uebrigen aber ist die »Rasse« für uns nur ein idealer Begriff, an dessen mangelnde Verwirklichung wir ab und zu durch einzeln auftauchende, an diesen oder jenen Typus anklingende Individuen erinnert werden.

Dem gegenüber scheint es mir eine wenig dankbare Aufgabe, auf eine systematische Aufzählung und Beschreibung der einzelnen sogen. Hunde-Rassen einzugehen, und wer eine solche in meinem Buche sucht, der wird es allerdings enttäuscht bei Seite legen.

Wie wenig eine solche Klassifikation von den Thatsachen des Lebens gedeckt wird und wie vag der Begriff der «Rasse» ist, das beweist am besten die Verschiedenartigkeit beziehentlich Ungenauigkeit der bildlichen Darstellungen und Beschreibungen, welche die sogen. Rassen erfahren. Wie verschieden hat man z. B. nicht schon den Neufundländer beschrieben und abgebildet! Wie wenig entspricht die übliche Auffassung und Zeichnung des berühmten Bary und überhaupt der sogen. Bernhardiner der Wirklichkeit! In wie vielen neueren naturgeschichtlichen Werken findet sich die gänzlich schiefe Behauptung, die alten Bernhardiner des Hospizes seien durch Neufundländer (beziehentlich sogen. Leonberger) ersetzt worden! Ja, was für Irrthümer und Willkür (z. B. bezüglich der ganzen Schilderung und Unterscheidung von St. Bernhards-Hunden, kraushaarigen und langhaarigen Neufundländern und sogen. Leonbergern) müssen wir selbst bei einem so bedeutenden Kynologen wie Fitzinger (cf. Dr. Leop. Jos. Fitzinger: «Der Hund und seine Rassen», Tübingen 1876, H. Laupp'sche Buchhandlung) antreffen!

Was ich oben von der ganzen früheren naturwissenschaftlichen Anschauung und von dem zoologischen »System« sagte, das gilt auch für das System bei der herkömmlichen Eintheilung und Unterscheidung der Hunde - Rassen, d. h. das System hat höchstens einen formalen, aber keinen materiellen Werth, denn so, wie sie jedes System darstellt und schliesslich darstellen muss, sehen unsere Hunde im Leben nicht aus, die Rassen-Unterschiede, welche uns das System als vorhanden aufzählt, giebt es in der Wirklichkeit nicht. »Greift nur hinein in's volle Hunde-Leben« möchte ich (der grosse Geist unseres unsterblichen Dichters möge mir diese etwas profane Parodie seiner Worte verzeihen) allen Systematikern zurufen, »und Ihr werdet Euch bald überzeugen, dass Euere »Rassen« nur in Euerer Phantasie und in der Druckerschwärze existiren.« Ich kann mir die grosse Mehr-

zahl aller jener subtilen Rassen-Unterscheidungen, welche uns die Systematiker aufzuzählen pflegen, nur in der Weise entstanden und entstehend erklären, dass man, von einem im eigenen Kopfe fertigen und als unerschütterlich feststehend angesehenen Schema ausgehend, jedes einzelne Individuum, das Einem hier oder da im Leben aufstösst und das in jenes Schema nicht passen will, weil es durch ganz besondere Züchtungs-Umstände entstanden ist, so zu sagen hernimmt und schleunigst zu einer neuen Rasse macht, deren Heimath und Züchtung sodann da und da hin verlegt und deren Entstehen auf diese oder jene Kreuzung, klimatische Bedingungen u. s. w. zurückgeführt wird. Alles recht übersichtlich und von mathematischer Exaktheit, aber schade nur, dass dadurch die wirklichen Zustände und Vorgänge im Naturleben nicht wiedergespiegelt werden. Die zufällige, ohne jede Züchter-Absicht und Methode zu Stande gekommene Zeugung eines von seinen Voreltern und nächsten Verwandten hie und da abweichenden Einzelthiers ist eben noch lange keine Züchtung und ein einzelnes durch irgend welche Zufälle oder selbst absichtliche Kreuzung hervorgebrachte Individuum ist eben noch keine »Rasse«, denn zu einer solchen gehören nicht nur eine ganze Menge einzelner Individuen, die einander in irgend welchen wesentlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften gleichen, sondern auch die Bedingung, dass innerhalb dieser Menge auch bereits eine gewisse regelmässige und zuverlässige Vererbung ihres konkreten Typus nachweisbar sei, und wenn wir die Herren Systematiker auffordern werden, uns jene Mengen zu zeigen und diesen Nachweis zu erbringen, wenn sie uns werden darthun sollen, wo und wie denn ihre »Rassen« gezüchtet werden, so werden sie uns die Antwort schuldig bleiben.

Die bis jetzt vollständigste, bedeutendste und kühnste systematische Arbeit wie überhaupt wohl das gediegenste

kynologische und schon deshalb dem gebildeten Leser ungewöhnlich wohlthuende Buch, weil wir auf jeder Seite desselben den überzeugungstreuen und vor Allem (im Gegensatz zu unserer sonstigen alltäglichen Hunde-Literatur) den wissenschaftlich-gebildeten Autor herausfühlen, dürfte das schon oben erwähnte Fitzinger'sche »Der Hund und seine Rassen« sein. Aber auch dem Buche Fitzinger's, d. h. soviel sein System, seine Rassen-Unterscheidungen, anlangt, also ganz abgesehen von dem übrigen vortrefflichen Inhalte, wird man doch schliesslich nur einen formalen Werth beilegen können.

Ich ziehe vor Fitzinger's Arbeit im Ganzen, vor Allem was sein eminentes historisches Material, seine reiche Quellen-Kenntniss und die ganze wissenschaftliche Behandlungsweise betrifft, den Hut, aber seine »Rassen« existiren im Allgemeinen so wenig wie die anderer Systeme und jeden Systems überhaupt. In dieser Beziehung reitet Fitzinger ein zwar edles und muthiges, aber ich fürchte dämpfiges Pferd, mit dem er bei den Hindernissen der Thatsachen wird umkehren und bei der Unnachweisbarkeit seiner Typen und deren Züchtung wird renonciren müssen.

Dass vollends gar die Ansichten des grossen Publikums über Rassen-Begriff und Rassen-Unterschiede himmelweit auseinander gehen, ja geradezu der Verwirrung gleichen, das wurde schon oben ausgeführt. Mit zwei, drei, ja noch mehr verschiedenen Namen bezeichnet man Hunde, die im Grunde auf eine einzige, wenn auch freilich sehr vage Form hinauslaufen, und doch glaubt A mit seiner Bezeichnung x etwas völlig Anderes anzudeuten als was B seinerseits y und C z nennt. So gebraucht also der Eine den Namen Leonberger zur Charakterisirung desselben Hundes, den sechs Andere je als Neufundländer, Bernhardiner, St. Gotthardshund, Böbling, Waldheimer oder Berghund zu bezeichnen belieben. Alle sieben haben schliesslich denselben Hund im Sinne, (so verschwommen und so wenig differenzirt sind die drei

eigentlich sehr verschiedenen Typen: Neufundländer, Bernhardiner und sogen. Leonberger. Eine besondere St. Gott-hards-, Böblinger- oder Waldheimer-Rasse hat es überhaupt nie gegeben und »Berghunde« bezeichnet an sich alle, ge-wöhnlich schäferhundartigen und langhaarigen, Hunde von Bergbewohnern.) Und dennoch glaubt jeder von ihnen in seiner Rasse, in seinem Bernhardiner oder Neufundländer etc., etwas dem Typus nach ganz Verschiedenes zu besitzen, als die sechs Anderen.

Für den praktischen Züchter, der für seine Zöglinge einen Absatz braucht, ist diese Begriffs-Verwirrung oft eine höchst peinliche. Wenn er irgend eine Rasse züchtet, der er vom Standpunkte des Sachverständigen aus nur einen ganz bestimmten Namen geben dürfte, trotzdem sie ganz genau und alle diejenigen Eigenschaften besitzt, mit deren Vorhandensein verschiedene Käufer verschiedene andere Namen zu verbinden pflegen, wie soll er nun seine Hunde nennen? Soll er, wenn er Hunde der schwäbischen Zucht, also sogen. Leonberger züchtet, dem Käufer, welcher einen Neufundländer sucht, aber offenbar nur ganz dasselbe meint was der Züchter »Leonberger« nennt, soll er also ihm sagen: »ich habe keine Neufundländer«, weil sein Züchterstolz und seine Ueberzeugung sich gegen eine Namens-Vertauschung sträuben? Soll er einem Anderen seine dänischen Doggen bloß deshalb nicht anbieten, weil sie von dem Begriffe, den Jener mit der Bezeichnung »Ulmer Dogge« verbindet, nichts als der bloße Name trennt? Die Folge würde einfach die sein, dass der Käufer seinen Bedarf aus einer andern Quelle entnähme, wo man in dieser Beziehung sich weniger Skrupel machte, er schwämme gegen den Strom und würde darin untergehen.

In dieses Chaos der Irrthümer und Confusionen Licht und Ordnung zu bringen, unser Hunde haltendes und züchtendes Publikum über Rassen-Begriffe und die Erfordernisse aller

künstlichen Züchtung aufzuklären und unsere ganze Hundezucht in gesündere, dem planlosen Rassen-Mischmasch und dem gewissenlosen Hunde-Handel steuernde Bahnen zu leiten, das wird die Aufgabe unserer zukünftigen Hundezucht-Vereine, vor allen Dingen hoffe ich, soll es das unverrückbar festzuhaltende Ziel desjenigen Vereins sein, der sich soeben als

allgemeiner deutscher (internationaler)
kynologischer Verein

in Berlin gebildet und sich, soviel die leitenden Gesichtspunkte, die ganze Tendenz und das Programm anbelangt, allenthalben der in meinem Buche vertretenen Auffassung angeschlossen hat. Wenn unsere Hundezucht-Vereine ihre Aufgabe richtig erfassen (und was wenigstens den soeben erwähnten betrifft, so glaube ich dafür einstehen zu können, dass er das will und auf dem besten Wege ist), so werden sie ein reiches Feld segensreichen Wirkens und Reformirens finden und werden für einen speziellen Zweig unserer Thierzucht eine neue Aera der Auffassung und ganzen Behandlung inauguriren, für welche ihnen nicht nur ein sehr grosser Theil des Publikums, sondern auch schliesslich die Wissenschaft dankbar sein kann und dankbar sein wird.

Bemerkung zu Seite 63 am Ende (*).

Während des Druckes geht mir die Mittheilung zu, dass man von mancher Seite erwartet habe, ich würde auf die persönlichen Angriffe von Hundehändlern antworten. Es sind mir auch aus den verschiedensten Theilen Deutschlands wie des Auslandes Mittheilungen gemacht und allerhand (zum Theil umfangreiche) Schriftstücke eingesendet worden, die man durch mich veröffentlicht wünschte. Ich danke hiermit allen Denen, welche meinen Bestrebungen oder meiner Person damit zu nützen glaubten, aber ich bedauere, keinen Gebrauch davon machen zu können. Hier ist mein Buch. Das allein sei meine Antwort und meine Rechtfertigung. Wer eine andere von mir verlangt, auf dessen Sympathien will ich gern verzichten: habeat sibi!

Anhang.

Die Tendenzen des **allgemeinen deutschen** (internationalen) **kynologischen Vereins** im Allgemeinen und sein Programm bezüglich eines zu errichtenden

kynologischen Gartens

im Besonderen.

Der allgemeine deutsche kynologische Verein gedenkt nicht nur alle nur denkbaren praktischen wie theoretischen (litterarischen) Fragen in seinen Bereich zu ziehen, durch welche speziell den deutschen Hundefreunden genützt und die deutschen kynologischen Interessen vertreten werden können, sondern er hofft sich zu einem allgemeinen internationalen Vereine zu erweitern und sich zu einem Central- und Sammel-Punkte aller Hundefreunde und aller kynologischen Bestrebungen überhaupt des In- und Auslandes gestalten zu können.

Der Verein geht dabei gleich mir von der Grund-Auffassung aus, dass ein jeder Hundezucht-Verein, der in Deutschland kynologische Reformen anstrebe, so lange kein rechtes Leben und keine irgendwelche Bedeutung erlangen könne, als er sein Augenmerk nur auf theoretische Fragen und Debatten, nicht aber auf den Kernpunkt aller praktischen Hundezucht-Fragen, auf die Begründung einer rationellen

Zucht selbst und auf die Beschaffung guter Rasse-Hunde richte. Ein Verein, der nur debattire, meinen wir, der habe seinen Beruf verfehlt, er schwebe so zu sagen in der Luft und vor allen Dingen werde er keine Sympathien und Theilnahme in weiteren Kreisen des Publikums zu erwarten haben. Denn das grosse Publikum, welches (soweit es überhaupt Interesse für Hunde hat) seinen kynologischen Sport auf die gelegentliche Anschaffung und Haltung eines einzelnen (möglichst guten) Hundes beschränkt, das wird sich wenig um theoretische Fragen und Debatten eines Zuchtvereins kümmern, es verlangt von ihm vielmehr vor allen Dingen den Nachweis und die Beschaffung guter, leistungsfähiger und als solcher ihm mit gewissen Garantien umgebener Hunde. Erfüllt der Verein diese Erwartungen nicht, so wird sich früher oder später das Publikum gleichgiltig von ihm abwenden.

Ganz im Gegentheil, glauben wir, werden unsere kynologischen Vereine im Fluge den Sieg über die bisherige Gleichgiltigkeit und das häufige Vorurtheil gegen alle Hundezucht-Bestrebungen, über die Indifferenten und Opponenten, davontragen, wenn es ihnen gelingt, diese praktische Frage der Hunde-Beschaffung einer Lösung entgegenzuführen.

Und selbst wenn man vom grossen Publikum, obgleich ohne dessen Theilnahme doch eigentlich so gut wie nichts zu erreichen sein dürfte, ganz absehen will, ist denn nicht auch für die engsten Kreise der Hunde-Liebhaber jene Praxis der Beschaffung guter Hunde und der Herausbildung von Rassen das punctum saliens ihres ganzen Sports? Ist sie nicht für jeden Hundezucht-Verein selbst geradezu eine Lebensfrage? Und kann denn nun im Geringsten früher an die präcisere Ausprägung von Hunde-Rassen oder an irgend welchen Aufschwung unserer Hundezucht überhaupt gedacht werden, ehe wir nicht (wie z. B. bei der Pferdezucht) mindestens einige bedeutende und ständige, ihre Vor-

züge allmählich auf die ganze Nachzucht geltend machende Zucht-Thiere besitzen? Können wir im Ernst glauben, früher in irgend etwas die verworrenen Ansichten der Hundefreunde über »Rasse« klären und das allgemeine Züchtungs-Verständniss fördern oder auch nur an eine Feststellung der Rassen-Charaktere für die einzelnen Rassen (der sogenannten points) herantreten zu können, bevor wir nicht lebende Modelle und Muster besitzen, an die sich unsere kynologischen Lehrensätze und Räsonnements anlehnen und an denen sich Auge, Geschmacks - Sinn und das ganze Beurtheilungs- und Auffassungs-Vermögen der Züchter wie des Publikums bilden und läutern können? Zeichnen wir nicht unsere Rassen-Definitionen und die Charaktere (points) aller unserer Typen so zu sagen so lange in die Wolken, als wir nicht im Stande sind, allen Denen, die wir aufklären und unter einen Hut gleichmässiger Auffassung und Züchter-Praxis bringen wollen, mit dem Hinweise auf konkrete, jederzeit dem Augenscheine zugängliche Beispiele zu Hilfe kommen zu können?

Der allgemeine deutsche (internationale) kynologische Verein ist sich keinen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, wie diese Fragen zu beantworten sind, und weil er keinen Augenblick im Zweifel war, so hat er sich unmittelbar nach seinem Entstehen auch sogleich und ohne Weiteres in *mediam rem* begeben, d. h. er hat seine Wirksamkeit und seine ganze Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf jene Kardinal-Frage, auf die Frage der möglichst sofortigen Anlegung eines grossen, der Zucht und dem Verkauf von Rasse-Hunden dienenden

kynologischen Gartens

gelenkt und demgemäss folgenden Prospekt zur Vertheilung unter das Publikum drucken lassen:

P. P.

Schon wiederholt sind von einzelnen Hundefreunden Versuche unternommen worden, um eine bessere, rationellere

Züchtung des Hundes

herbeizuführen und auch für dieses edelste, intelligenteste und treueste aller Hausthiere das zu erzielen, was bei allen übrigen derselben in mehr oder weniger hohem Grade längst erzielt ist:

wirkliche, fest ausgeprägte,
zuverlässige Rassen.

Aber der Einzelne, besonders wenn ihm nicht grössere Betriebs-Kapitalien zur Verfügung stehen, wird hier stets wenig auszurichten vermögen. Er möge sich auch noch so viele Mühe geben, so wird er trotzdem weder der Sache genügend zu nützen, noch auch nur die Ansprüche, Wünsche und Interessen des Publikums zu befriedigen im Stande sein.

Von dieser Erwägung und von der Hoffnung ausgehend, dass sich mit vereinten Kräften Vieler etwas ganz Anderes leisten und eine wirkliche, rationelle Hundezucht unschwer werde begründen lassen, sind hier eine Anzahl hiesiger wie auswärtiger bekannter Hundefreunde aus allen Ständen zu einem allgemeinen deutschen (beziehentlich, soweit möglich, internationalen) Hundezucht-Verein (mit dem Sitze Berlin) zusammengetreten.

Aufgabe dieses Vereins soll es sein, in jeder nur denkbaren theoretischen (litterarischen) wie praktischen Hinsicht die Interessen der Hundefreunde und den gesammten verständigen Hunde-Sport zu fördern, vor allen Dingen aber einen möglichst grossen, der Zucht und dem Verkauf von Rasse-Hunden dienenden

Kynologischen Garten

in Berlin zu errichten.

Welche wissenschaftlichen und praktischen Ziele im Einzelnen dieser Hunde-Garten anzustreben haben würde, wie nöthig er allen Hundefreunden ist und dass er auch finanziell die besten Aussichten hat, das wollen Sie gefl. in dem soeben im Verlage von Louis Gerschel in Berlin erscheinenden Buche: »Die Hundezucht im Lichte der Darwin'schen Theorie von Gustav Lunze« nachlesen, aus welchem hier nur folgende Stelle Platz finden möge: (hier wird das in meiner Arbeit auf S. 4 und folgende und S. 15 und folgende Gesagte citirt).

Die Organisation und den Wirkungskreis des kynologischen Gartens anlangend, so würde der Verein sein Augenmerk besonders auf folgende Punkte zu richten haben:

1. Es müssen eine Anzahl in ihrer Art vorzüglicher, hervorragender Zucht-Hunde (namentlich männlicher und aus möglichst verschiedenen Rassen) erworben und durch Nachzucht thunlichst vermehrt werden.
2. Die männlichen Zucht-Thiere des Gartens werden den Besitzern von Hündinnen (in erster Linie den Vereins-Mitgliedern) behufs Belegens zugänglich gemacht, für entfernt von Berlin Wohnende eventuell in der Weise, dass an geeigneten Orten Zweig-Depots von Deck-Hunden (analog der Pferdezucht) errichtet werden.
3. Ueber die von seinen Zucht-Thieren direkt oder indirekt abstammenden Nachkommen führt der Verein genaue Stamm-Register, mit Hilfe deren der Käufer eines solchen Hundes über dessen Familien-Verhältnisse und Blut-Qualität sich informiren, der Verkäufer andernseits sich legitimiren kann.
4. Das kynologische Institut verkauft dem Publikum nicht bloß die im Garten selbst gezogenen (sei es ganz jungen, sei es älteren) Hunde, sondern vermittelt auch den Verkauf derjenigen Thiere, welche anderwärts geboren,

aber als direkte oder indirekte Nachkommen der Zucht-Thiere des Gartens zu identifiziren sind, sowie eventuell auch denjenigen von sonstigen guten Hunden von Vereins-Mitgliedern beziehendlich auch von solchen Hunden, die der Verein etwa sonst irgendwie und lediglich zum Wiederverkauf, also zu dem Zwecke erwerben sollte, um dem Publikum eine möglichst zuverlässige und reichhaltige Bezugsquelle für gute, werthvolle Hunde zu erschliessen.

5. Mit der Zucht- und Verkaufs-Anstalt würde eine zeitweise Pension für die Hunde von Vereins-Mitgliedern zu verbinden sein.
6. Zur Prüfung und Begutachtung aller im kynologischen Garten verkäuflichen Hunde setzt der Verein einen besonderen Ausschuss ein, der durch fortlaufende tabellarische Notizen dafür zu sorgen hat, dass das Publikum über alle Eigenschaften beziehendlich etwaigen Fehler der Thiere genauen Aufschluss und alle nur mögliche Garantie erhalte.
7. Für den möglichst schnellen und umfangreichen Absatz der ihm zum Verkauf anvertrauten Hunde wird der Verein durch zweckentsprechende Inserate und sonst geeignete Publikations-Mittel sorgen.
8. Der Verein wird periodische allgemeine deutsche oder internationale Ausstellungen sowie Auktionen guter Zucht- oder Gebrauchs-Hunde veranstalten.
9. Der Thierbestand des kynologischen Gartens soll in alle Wege so vollzählig und reichhaltig erhalten werden, dass er an sich schon den Charakter einer permanenten, den verschiedensten Ansprüchen der Hundeliebhaber Rechnung tragenden Ausstellung hat.
10. Der Besuch des Gartens wird dem Publikum gegen ein entsprechendes Eintrittsgeld ermöglicht.

Zu dem unter Nr. 4 Ausgeführten bemerken wir: *durch die Einrichtung, dass der Verein seinen Mitgliedern die Sorge abnehmen soll, ihre Hunde selbst feilbieten und verkaufen zu müssen (was meist sehr kostspielig, zeitraubend und mit allerhand Aergernissen verbunden ist), würde, glauben wir, nicht nur allen Züchtern und sonstigen (gelegentlichen) Verkäufern von Hunden ein sehr erheblicher Vortheil erwachsen, sondern auch unsere Hundezucht überhaupt sehr gefördert werden, denn es würde sich in Zukunft gewiss Mancher eine oder mehrere Zucht-Hündinnen halten, der es jetzt hübsch bleiben lässt, nicht etwa, als ob ihm die Zucht keine Freude machte, sondern nur, weil er weder Lust noch Gelegenheit hat, die junge Nachzucht an den Mann zu bringen.*

Das zur Begründung des kynologischen Gartens nöthige Kapital würde wohl am besten durch freiwillige Zeichnungen auf Antheil-Scheine von etwa je 100 M. oder noch weniger aufzubringen sein, wahrscheinlich wäre indess sein Zustandekommen schon dann und lediglich durch die gewöhnlichen jährlichen Beiträge der Vereins-Mitglieder gesichert, wenn diese letzteren sich nur überhaupt in grösserer Anzahl zusammenfinden sollten, woran wir nicht zweifeln.

Jener ordentliche jährliche Beitrag würde etwa 20 M. betragen.

Zweck unserer heutigen Mittheilung an Sie ist es nun, Sie zunächst um eine umgehende gefl. Aeusserung darüber zu ersuchen, ob sie geneigt sind, entweder

1. unserem kynologischen Vereine mit einem Jahres-Beitrage von ca. 20 M. beizutreten, oder
2. sich eventuell sogar mit einem Geldbetrage (und mit welchem ungefähr?) an den Kosten des kynologischen Gartens zu betheiligen.

Ihre Erklärung über den letzteren Punkt (Nr. 2) würde selbstverständlich zunächst noch keine Sie bindende und Sie zu irgend etwas verpflichtende sein, wir möchten nur einen

gewissen Anhalt zur Schätzung einer eventuell zu erwartenden Beteiligung daraus gewinnen, um das Weitere veranlassen, vor Allem eine äussere Form einer solchen finanziellen Beteiligung feststellen zu können.

Dass es sich dabei um nichts weniger als eine Gründung in dem nicht gerade zu besonderem Ruhme gelangten Sinne der letzten Jahre handelt, sondern lediglich und allein um den Zweck, mit vereinten Mitteln der gemeinsamen Sache selbst zu nützen, das bedarf wohl keiner Versicherung.

Nur auf diesem Wege des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens Vieler kann das Werk gelingen, und da es auch in unserer Zeit noch so unendlich viele Hundefreunde giebt, von denen schliesslich jeder früher oder später einmal (sei es direkt oder indirekt) Nutzen und Vortheile davon ziehen dürfte, so hoffen und bitten wir, dass sie recht zahlreich sich anmelden und den verhältnissmässig doch geringen Mitglieder - Beitrag der gemeinsamen Sache zum Opfer bringen mögen,

auch wenn sie in weiter Ferne wohnen und persönlich (mündlich) sich nicht sollten betheiligen können.

Aber nicht blos allen Hunde- und Thier-Freunden im engeren Sinne gilt dieser unser Aufruf, sondern auch an

alle Männer der Wissenschaft

richten wir die Bitte, uns bei unserem Vorhaben gütigst unterstützen zu wollen, sei es nun durch den auch ihrerseitigen Beitritt als Vereins - Mitglieder oder sei es durch irgend welche litterarische Unterstützung in der Oeffentlichkeit, denn wir wiederholen: unser kynologisches Projekt (cf. G. Lunze l. c. in der Einleitung oder: »Ausland« 1877 No. 7 »Die wissenschaftliche Bedeutung der Hundezucht und ihre zukünftige Behandlung«) soll nicht blos praktische, sport-

liche, sondern auch sehr ernste wissenschaftliche, besonders für die Biologie nicht unwichtige Zwecke verfolgen.

Sollten Sie uns nun auf unsere beiden Fragen oder wenigstens die erstere derselben mit »Ja« antworten wollen, so bitten wir dies möglichst bald zu thun, und zwar unter der Adresse: (Hier folgt im Prospekt die Adresse des Herrn E. Heinzl, wofür man aber für die Folge einfach adressiren wolle:

An den
allgemeinen deutschen (internationalen)
kynologischen Verein
zu
Berlin.

Im Auftrage des provisorischen Ausschusses

des allgemeinen deutschen (internationalen)
kynologischen Vereins:

Emil Heinzl, Kaufmann. F. Baerthold, Redakteur.
G. Lunze, Schriftsteller.

Ich habe dem meinerseits, ehe ich mich von meinen geehrten Lesern für diessmal verabschiede, nur den Wunsch und die Bitte an dieselben hinzuzufügen, dass sie uns recht zahlreich und recht bald wenigstens ihren Beitritt zum Verein erklären wollen, der ja kein irgend welches höhere Opfer oder irgend welche andere Verpflichtung für sie begründet als die Zahlung von 20 M. als Beitrag zu den Kosten

des Vereins auf das erste Vereins-Jahr, nach dessen Ablauf es ihnen ja anheimgestellt bleibt, ob sie den gedachten Beitrag noch weiter zahlen oder aus dem Vereine (wenn er ihnen nicht Genügendes zu leisten scheinen sollte oder aus irgend welchen anderen Gründen) wieder auszuschneiden.

Ich bemerke das desshalb noch ganz besonders, weil in der Zwischenzeit seit der ersten Verbreitung des obigen Prospekts bis heute vielfache Briefe an den Verein des Inhalts eingegangen sind, man wolle sich sehr gern mit einem jährlichen Beitrage von 20 M. betheiligen, sobald nur erst der beabsichtigte kynologische Garten wirklich in's Leben gerufen werde.

Ein solcher Standpunkt unserem Verein gegenüber dürfte aber kein glücklich gewählter und unsere gemeinsame Sache vorwärtsbringender sein. Denn es handelt sich ja nicht blos um den kynologischen Garten, sondern vor allen Dingen auch darum, den Verein möglichst vollzählig zu machen und ihn nicht nur über ganz Deutschland, sondern womöglich auch über dessen Grenzen hinaus dergestalt auszubreiten, dass er eine für alle kynologischen Fragen und Interessen leitende und tonangebende Macht werde. Diese Seite unseres Vorgehens ist von unserem Haupt-Endziele, der Errichtung eines kynologischen Gartens, bis zu einem gewissen Grade durchaus unabhängig, ja der letztere lässt sich vielleicht nur dann ermöglichen, wenn erst der Verein stark und einflussreich geworden sein wird.

Das Nächste also, worauf wir von Seiten aller Hundefreunde rechnen müssen, ist die Theilnahme am Verein als solchem. Dann wird sich wohl alles Andere von selbst machen lassen, und da, wie ich wiederhole, das dabei zu bringende Opfer schlechterdings zunächst nur in jenen 20 M. besteht, so dürfte dem Einzelnen wohl nicht allzuviel zugemuthet werden. Wer weiter gehen und seinen Beitrag auch zur Errichtung eines kynologischen Gartens selbst geben

will, der wolle das gefl. dem Verein recht bald mittheilen. Sobald eine genügende Betheiligung auch in dieser letzteren Beziehung ersichtlich sein wird, so soll dann der Verein eine bestimmte geschäftsmässige Form aufstellen (Antheil-Scheine, Aktien oder dergl.), in welcher das Geld angenommen und gegeben, beziehentlich den Gebern die nöthige Garantie geleistet werden würde.